


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Vorlesungen

über die

deutsche Literatur der Gegenwart.

Von

Dr. R. E. Prutz.

Leipzig,
Gustav Mayer.
1847.



Vorwort.

„Parturiunt montes: nascetur ridiculus mus...“

Damit will ich nicht etwa, wie Mancher vielleicht voraussetzen möchte, und wie es in einigem Betrachte allerdings ganz passend wäre, den Gegenstand gemeint haben, welchen dies Buch behandelt: vielmehr was ich meine, ist dieses mein Buch selbst. — Das Schicksal, welches die nachstehenden Vorlesungen in Berlin erfahren, hat denselben, wenn auch nur sehr vorübergehend, eine Celebrität verschafft, welche sie jetzt, im Druck vorliegend, in keiner Weise rechtfertigen, noch auch behaupten können. Eine Vorlesung, begonnen mit Wissen und Erlaubniß der betreffenden Behörde, plötzlich nach dem

ersten Vortrage durch Ministerialbefehl unterbrochen; eine Versammlung von fast vierhundert Zuhörern aus den gebildetsten und angesehensten Kreisen der Hauptstadt Wochen, ja Monate lang in Ungewißheit erhalten, ob die Fortsetzung wird stattfinden können oder nicht; über das Motiv des Verbotes, den Inhalt des Vortrages, die persönlichen Verhältnisse des Redners, mündlich und schriftlich, eine Masse der widersprechendsten und abgeschmacktesten Gerüchte verbreitet; endlich das erlassene Verbot von der höchsten Autorität des Staates nicht allein bestätigt, sondern sogar noch verschärft — nun in der That, das müssen ja ganz tolle Dinge gewesen sein, die der Verfasser da zu Markte gebracht hat! das muß ja ein höchst pikantes Buch geben, diese verbotenen, und nun erst durch den Druck veröffentlichten Vorträge!

Es hat etwas Lächerliches, ich fühle es selbst sehr wohl, wenn der Verfasser eines Buches bei seinen Lesern im Voraus um Verzeihung bitten muß, daß sein Werk nicht polizeiwidriger

ist, als es ist. Indessen bei der Verschrobenheit unserer deutschen Zustände kann dies und Aehnliches auch wohl dem Bestmeinenden begegnen. Damit sich also Niemand über getäuschte Erwartungen zu beklagen habe, so will ich gleich hier an die Spitze meines Buches das Bekenntniß setzen, daß ich allerdings selbst nicht weiß und einsehe, wie diese Vorlesungen das Verbot, das sie betroffen, so wie überhaupt das ganze große Aufheben, das um sie gemacht worden ist, rechtfertigen sollen; es sind, ich gestehe es zu, ganz simple, ganz unverfängliche, ja nicht einmal ganz neue Dinge, die hier ausgesprochen werden, und ich selbst kann es Niemand verargen, der das Buch mit einem mißvergnügten tant de bruit pour une omelette aus der Hand legen wird.

Allein so erwäge man auch, daß diese Art, sich interessant zu machen, von dem Verfasser selbst niemals gesucht worden ist; man erwäge, daß dieser Charakter des Verbotenen und Polizeiwidrigen von den Vorlesungen selbst niemals angestrebt, vielmehr wider Willen und

Absicht ist er ihnen von der preußischen Regierung gewaltsam aufgedrungen worden. Wer also seine Erwartungen von der Gefährlichkeit dieses Buches nicht befriedigt fühlt, wer es nicht finden kann, wo das Gemeinschädliche, Verbrecherische dieser Vorträge sitzt — wohlan, er halte sich an die preußische Regierung! er rechte mit ihr, daß sie Ungeheuer und Drachen gesehen hat, wo doch wirklich nichts ungeheuer war, als allein — ihre Furcht! Ich habe die Vorlesungen wörtlich abdrucken lassen, wie sie theils gehalten worden sind, theils gehalten werden sollten; ich fühle keinen Beruf, mich zu Ehren der preußischen Polizei gefährlicher zu stellen, als ich bin. Lacht das Publikum jetzt über die Ungefährlichkeit dieser unterdrückten, verbotenen, verfolgten Vorlesungen, nun gut, so bin ich es nicht, den der schlimmere Theil dieses Lachens trifft.

Vielleicht indessen wird das Buch auch wissenschaftlich unbedeutender gefunden, als man erwartet hat, ja ich wage es hinzuzusetzen mit dem Stolze, den man dem Fleiß, dieser heut

zu Tage so geringfügigen, so unbedeutenden Eigenschaft, ja wohl vergönnen wird: als man nach meinen übrigen literargeschichtlichen Arbeiten vielleicht erwarten durfte. Diese Beurtheiler bitte ich zu erwägen, daß ein Unterschied ist zwischen Buch und Vorlesung, zumal einer Vorlesung, welche, wie diese, bestimmt ist, vor einem gemischten und mannigfach zusammengesetzten Kreise gehalten zu werden. Das Buch soll vor Allem unterrichten, es soll eigene, neue, wissenschaftliche Resultate bringen, es soll durch vollständige Darlegung des Materials den Leser in den Stand setzen, die aufgestellten Behauptungen selbst zu prüfen und abzuwägen. Der unmittelbare, mündliche Vortrag dagegen soll zuerst und hauptsächlich anregen, es ist ihm nicht um Aufspeicherung gelehrten Stoffes zu thun, sondern vielmehr um Ausbreitung gewisser Ansichten und Grundsätze; nicht die Köpfe will er anfüllen, wohl aber die Geister entzünden, wohl aber die Herzen erwärmen! Wer redet, will auch überreden; wie die Fülle des Stoffs, die Gründlichkeit der Forschung, die Genauig-

keit der Beweise das Verdienst des Buchs, so wird der mündliche Vortrag, ohne jene Eigenschaften zu vernachlässigen, dennoch sein vornehmstes Verdienst in dem Ernst der Ueberzeugung, der Wärme des Ausdrucks, der hinreißenden Gewalt der Rede zu suchen haben. Das vortrefflichste Buch, abgelesen, würde immer nur einen sehr mittelmäßigen Vortrag geben: und so kann es auch wohl Vorträgen, welche für diesen ihren ursprünglichen Zweck nicht ohne alles Verdienst gewesen wären, begegnen, als Buch nur eine sehr mittelmäßige Rolle zu spielen.

Zugegeben, wird man mir antworten: aber warum hast Du dann Deine Vorlesungen nicht Vorlesungen bleiben lassen? aber wer zwingt Dich, sie als Buch zu veröffentlichen?

Ganz gewiß: freiwillig, ungenöthigt, hätte ich diese Vorlesungen entweder gar nicht, oder, wenn überhaupt, so jedenfalls nur in einer überarbeiteten und verbesserten Gestalt herausgegeben, einer Gestalt, in der sie es vielleicht ehe hätten wagen können, sich als Buch vor

dem Publikum sehen zu lassen. Daß es mir auch dazu an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlt, glaube ich durch meine kürzlich erschienenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters bewiesen zu haben.

Allein so ist dieser ganze vorliegende Abdruck auch gar kein freiwilliger. Vielmehr ich fühle mich dazu genöthigt — genöthigt eben durch jenes Verbot der preußischen Regierung, das ich in keiner Weise als ein wahrhaft rechtliches und begründetes anzuerkennen vermag, vorausgesetzt, daß derartige Unterdrückungen und Verbote jemals zu Recht begründet sein könnten. Ich vermag in dem ganzen wider mich beobachteten Verfahren nichts zu erkennen, als einen Akt der Willkür: wobei ich dies allerdings zugestehe, daß, wie einmal die Verhältnisse in Preußen (und man kann sagen, in Deutschland im Allgemeinen) sind, auch die Gestattung meiner Vorlesungen ein Akt der Willkür war, und daß mithin, wenn Willkür nimmt, was Willkür gegeben hat, dies, genau genommen, für mich keinen Grund abgiebt, mich zu beklagen.

Von dieser Willkür der Behörden appellire ich durch den vorliegenden Abdruck an den größten, den unbestechlichsten Gerichtshof der Welt: an das Urtheil des Publikums! Nicht als Schriftsteller trete ich hier auf, nur als Beklagter; es soll kein Buch sein, nur eine Vertheidigung. — Das Publikum wird entscheiden, ob diese Vorträge wirklich so haltungslos, so strafwürdig, wie sie der preußischen Behörde erschienen sind; es wird prüfen und entscheiden, ob der Verfasser für sein vom reinsten wissenschaftlichen Eifer, vom wärmsten und aufrichtigsten Patriotismus eingegebenes Unternehmen wirklich alle die Vexationen, die Anfeindungen, ja endlich diese ehrverletzenden Verdächtigungen verdient hat, welche alle ihm in Preußen, seinem nächsten Vaterlande, dafür zu Theil geworden!

Neben diesem zunächst liegenden persönlichen Zweck jedoch habe ich noch einen allgemeinern. Nichts ist so klein und unerheblich, daß es nicht zur Charakteristik seiner Zeit und seiner Umgebung dienen könnte; auch das an sich werth-

loseste Document gewinnt noch immer einigen Werth, insofern wir daraus den Zustand der Zeit erkennen lernen, welcher es angehört. Was im Jahre 1808, in einer Zeit der äußersten politischen Zerrüttung, unter dem Druck der Fremdherrschaft, vor den Ohren französischer Spione, in Berlin zu sagen erlaubt war, das hat die Geschichte angemerkt, das liegt vor in den Fichte'schen Reden; was im Jahre 1847, nach einem zweiunddreißigjährigen Frieden, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., wenige Wochen vor Zusammenberufung des ersten vereinigten Landtags, zu sagen verboten war — nun gut, wenn meine Vorlesungen weiter keinen Werth haben, so können sie einem späteren und hoffentlich glücklicheren Geschlechte doch wenigstens dafür als Zeugniß dienen.

Es war ursprünglich meine Absicht, den vielfach entstellenden Gerüchten, welche über den ganzen Vorfall in Umlauf gesetzt waren, durch einen vollständigen und authentischen Abdruck sämmtlicher dahin gehöriger Aktenstücke, Eingaben und Briefe entgegen zu treten. Die

wenigen Wochen jedoch, welche seitdem vergangen, haben mich von diesem Entschluß zurückgebracht. Nicht als ob mein Blut seitdem kälter geworden: es war, als ich jenen Vorsatz faßte und sogar öffentlich ankündigte, überhaupt gar nicht in Wallung. Wohl aber haben die inzwischen eingetretenen Verhandlungen des vereinigten Landtags einen solchen unermeßlichen Umschwung des öffentlichen Bewußtseins in Preußen hervorgebracht, unsere politische Bildung ist in wenigen Wochen so außerordentlich gewachsen, die Interessen der Nation sind so viel ernster, größer, wichtiger geworden, es handelt sich bei uns um so ganz andere, so viel werthvollere Dinge — daß es, ehrlich gestanden, unaussprechlich abgeschmackt und kindisch wäre, wollte ich, inmitten dieser wahrhaft großen Begebenheiten, noch den Versuch machen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese kleine und im Ganzen doch nur — einfältige Historie zurückzulenken. Wem in diesem Augenblick, da die innersten Schäden unsres Staatslebens aufgedeckt werden, da zum

ersten Mal das Bewußtsein des Volkes in seinen gesetzlichen Vertretern zu offenem, unverkümmertem Ausdruck gelangt — wem könnte noch gelegen sein an dem bischen Scandal, das diese Veröffentlichungen allenfalls hervorbringen könnten?! Solche Enthüllungen waren recht gut für die Zeit, da wir noch keine wirkliche Oeffentlichkeit hatten; jetzt, wo der Staat auf dem besten Wege ist, wirklich Gemeingut seiner Bürger zu werden, können diese Privatverhältnisse immerhin in die Stille zurückkehren, die ihnen ursprünglich gebührt.

Nur über Eines vermag ich auch jetzt nicht zu schweigen. Das ist die Art und Weise, wie im Verlauf dieser Angelegenheit die höchsten Behörden selbst die Treue und Festigkeit meiner Ueberzeugung zu verdächtigen und mich in Widerspruch zu bringen gesucht haben mit mir selbst. Die höchsten Würdenträger des Staates haben es nicht verschmäht, die Sache so darzustellen, als hätte ich durch feige Bitten, feigere Versprechungen eine Vergünstigung erschlichen, die ich späterhin aus Leichtsinn oder

Bosheit mißbraucht; man hat von Vertrauen gesprochen, welches ich getäuscht, von Erwartungen, die ich erweckt und hinterdrein nicht gehalten, von Verpflichtungen, die ich übernommen und denen ich mich nachher entzogen ꝛc. So lange dergleichen Beschuldigungen nur da stehen, wo sie zu stehen pflegen, in namenlosen Correspondenzen namenloser Blätter, da mag man sich dieses und ähnliches Gewäsche ruhig gefallen lassen; das Publikum weiß schon, was es davon zu halten. Dagegen wo diese Beschuldigungen ausgesprochen werden in amtlichen Erlassen, wo sie benutzt werden zur Motivirung Hoher und Höchster Entschließungen, da ohne Zweifel ist es nicht bloß erlaubt, da wird es sogar zur Pflicht, der Anklage zu antworten und ihre Grundlosigkeit zu beweisen. Es ist ein Kampf, und wer die Macht in Händen hat, was Wunder, daß er sie gebraucht?! Ihr könnt meine Vorlesungen verbieten, Ihr könnt meine Bücher confisciren, Ihr könnt meinen Wohlstand, meine Ruhe, mein häusliches und bürgerliches Dasein zer-

stören, Ihr könnt sogar meiner geistigen Entwicklung Fesseln anlegen und mir den Raum mißgönnen, dessen jedes Talent, groß oder klein, zu seiner Entwicklung bedarf — thut's! Denn wie gesagt, Ihr habt die Macht dazu und im Kriege ist Alles erlaubt — aber Ihr sollt nicht mit unbegründeten Beschuldigungen der Ehre eines Mannes zu nahe treten, der, wenn er auch nichts Anderes hätte, als diese seine Ehre, doch eben dadurch Euch zum Wenigsten ebenbürtig ist!

Um die Sache näher zu bezeichnen: es ist in amtlichen Erlassen sowohl, wie in Zeitungsartikeln, denen ich gewiß nicht Unrecht thue, wenn ich ihnen gleichfalls, näher oder ferner, einen amtlichen oder doch wenigstens halbamtlichen Charakter beilege, theils direct ausgesprochen, theils zu verstehen gegeben worden, als hätte ich, um zuerst die Erlaubniß zu öffentlichen Vorträgen in Berlin zu erlangen, ich weiß nicht welche, meinem sonstigen öffentlichen Auftreten widersprechende Zugeständnisse und Verheißungen gemacht. Man hat dabei nament-

lich auf die Niederschlagung eines vor einigen Jahren gegen mich anhängig gemachten politischen Prozesses hingewiesen, sowie auf Verpflichtungen, welche ich bei dieser Gelegenheit eingegangen sein sollte. — Hier ist denn diese ganze Geschichte! Das Publikum mag auch hier entscheiden, auf wessen Seite das Recht und die Wahrheit; es mag, wenn Vertrauen getäuscht ward, entscheiden, wessen es war. Freilich kann ich dabei nicht umhin, einige Zeit hindurch von meiner eigenen Person zu reden; ich thue es ungern, weil es meiner Neigung, sowie meiner Ansicht von dem, was in die Literatur gehört, was nicht, widerstrebt. In Fällen indessen, wie dieser, muß man dergleichen Bedenklichkeiten wohl fahren lassen; es handelt sich um mehr als persönliche Neigungen und Abneigungen — um die Würde, die Ehre einer ganzen Partei!

Ich muß dabei etwas weiter ausholen, als vielleicht manchem Leser im ersten Augenblick nöthig scheint; der Verfolg, hoffe ich, wird diese Ausführlichkeit rechtfertigen. —

Als ich im Herbst 1843, nach meiner (unfreiwilligen) Entfernung von Jena, Halle zu meinem künftigen Aufenthalt wählte, so geschah dies hauptsächlich deshalb, weil ich diesen Ort, wo ich meine Studien vollendet, auch späterhin einige Jahre mich aufgehalten hatte, am Geeignetsten hielt, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der mich seit Jahren beschäftigte, ja den ich recht eigentlich als meinen Lebensplan betrachtete: nämlich, mich als akademischer Lehrer zu habilitiren. Oder damit ich nicht zu viel sage: wenn auch nicht zur Ausführung dieses Planes, so hielt ich doch Halle für einen sehr geeigneten Ort, ins Klare darüber zu kommen, ob mein Plan bei den dermaligen preußischen Zuständen überhaupt ausführbar oder nicht. Daß Einem derartige Zweifel überhaupt aufsteigen konnten, aufsteigen mußten, wird Niemand Wunder nehmen, der sich erinnern will, in welcher Verfassung sich damals bereits die Wissenschaft in Preußen befand und was, unter dem Einfluß des Eichhorn'schen Ministeriums, aus der vielgerühmten Freiheit

des Unterrichts, zumal auf den Universitäten, geworden war; es war eben wenige Monate her, daß Bruno Bauer abgesetzt, die Rheinische Zeitung, der Censur unerachtet, unterdrückt, die deutschen Jahrbücher auf preußischen Betrieb von der sächsischen Regierung verboten waren ꝛc. Man wird es vielleicht sehr — naiv finden, daß ich unter diesen Umständen noch überhaupt erst die Probe machen wollte; der Ausgang war ja auch ohnedies gewiß. — Gegen die Richtigkeit dieser letzteren Behauptung habe ich nichts einzuwenden. Nur erschien es mir jederzeit, und erscheint mir noch heute nicht bloß als ein Recht, nein, als eine Pflicht jedes Mannes, auf nichts in der Welt, wozu er sich berechtigt fühlt, freiwillig zu verzichten, sich in nichts, wozu er sich berufen und berechtigt weiß, mit dem Gedanken zu beruhigen: Du setzest es ja doch nicht durch. Vielmehr ich glaube, daß ein Jeder verbunden ist, sein Recht, ohne Rücksicht auf den Erfolg oder Nichterfolg, jederzeit so weit zu verfolgen, wie es das Gesetz ihm irgend nur verstattet. Ich kann die Gewalt nicht hin=

dern, gewaltthätig zu sein — das ist ihre Natur: aber ich kann ihr, mit dem Gesetz in der Hand, stückweis die Maske des Rechts, der Gesetzlichkeit, der Ordnung abreißen, welche sie vorzunehmen liebt; ich kann sie zwingen, sich, mit Entfernung alles schönen Scheines, zu bekennen als das, was sie eigentlich ist; ich kann sie nöthigen, sich auch so brutal zu zeigen, wie sie zu sein den Muth hat. — Ich rechnete, ehrlich zu sagen, schon damals auch nicht im Geringsten darauf, jemals wirklich in Preußen als Docent zugelassen zu werden; ich fühlte selbst sehr wohl, daß für eine Ueberzeugung, wie die meine, für eine Richtung, wie die von mir verfolgte, unter Eichhorn'schem Regiment kein Raum war. Aber ich wünschte dies von der Behörde selbst ausgesprochen, ich wünschte, daß man mir ganz einfach und offen sagte: wir mögen Sie nicht, Ihre Richtung gefällt uns nicht, wir können Leute von Ihrer Denk- und Empfindungsweise nicht brauchen. So wußte nicht allein ich, woran ich war: sondern so hatte die Halbheit auch überhaupt ein Ende, so stand

Meinung gegen Meinung, so war ausgesprochen, nach welchem Maßstab man ins Künftige die Wissenschaft in Preußen behandeln wolle. Viele Leute werden das Trotz, Hartnäckigkeit, Eigensinn nennen, daß ich noch ausgesprochen und zugestanden haben wollte, was ich ja ohnedies schon wußte und was Tag für Tag in hundert und aber hundert Ereignissen sich kund gab; ich muß es mir gefallen lassen. Aber nicht kann ich den Wunsch unterdrücken, daß dieser Eigensinn, diese Hartnäckigkeit verbreiteter sein möchten, als sie sind; es würde dann anders mit uns stehen — und jedenfalls besser.

Wird man mir Glauben schenken, wenn ich versichere, daß, trotz der hartnäckigsten Versuche, es mir dennoch nicht gelingen wollte, dies Resultat zu erreichen? Das Gesetz in den Händen dieser Leute ist wie ein Dachsbau; gräbst du ihnen den einen Ausgang ab, flugs haben sie einen andern, und vertrittst du ihnen auch diesen, so ist noch ein dritter, vierter, zehnter — es gehört mehr als Eines Mannes Kraft dazu, einen solchen Dachsbau abzugraben.

Ganz besonders schwer hält dies in Preußen, wo wir vor lauter Gesetzen und Rechten bald gar kein Gesetz und kein Recht mehr haben, wo jedes Gesetz umgeben ist von einem wahren Wald von Auslegungen und Verordnungen und Erklärungen, und wo endlich (was das Schlimmste von Allem ist) jeden Augenblick die Verwaltung übergreift in das Recht und auf administrativem Wege erledigt, was allein auf rechtlichem Wege erledigt werden sollte.

Nach fast halbjährigem Hin- und Herschreiben war ich nicht weiter gelangt, als daß das Curatorium der Universität Halle mir die vorschriftsmäßige Zustimmung zu meiner Habilitation verweigerte, aus Gründen, „über die es allein Einem Königl. Hohen Ministerium Rechenschaft schuldig sei" — und daß „Ein Königl. Hohes Ministerium" meine desfallsigen Anfragen unbeantwortet ließ. Privatim zwar führte man mir allerhand Gründe an, z. B. daß ich mit Arnold Ruge befreundet, ja sogar verwandt sei, daß Herwegh in Jena bei mir gewohnt

habe, daß mein Name so oft in den Zeitungen zu lesen sei, und dergleichen mehr. Zu einem officiellen Ausdruck jedoch dieser mehr charakteristischen als giltigen Motive vermochte ich es nicht zu bringen. — Ich theile nachstehend, um die Art und Weise zu bezeichnen, in welcher dergleichen Angelegenheiten heut zu Tage in Preußen betrieben werden, und welche liberalen, welche humanen Formen auf preußischen Universitäten, diesen Sitzen der liberalen, humanen Wissenschaften, heut zu Tage Mode sind, einige diese Angelegenheit betreffende Documente mit; dieselben werden zugleich eine Probe geben, was von der Selbstständigkeit der preußischen Universitäten noch zu halten ist und wie wenig man sich höhern Ortes verbunden meint, die selbst gegebenen Vorschriften auch selbst zu respectiren.

Ew. Wohlgeboren eröffnen wir auf Ihre an das Königliche Universitaets-Curatorium gerichtete Eingabe vom 11. v. M., daß wir das von Ihnen gewünschte Attest Ihnen zu ertheilen uns außer Stand sehen, indem wir in Folge der uns zugegangenen Hohen Anweisung Sr. Excellenz des Herrn Geheimen Staats-

Ministers Eichhorn vom 12. d. M. zu der von Ihnen gewünschten Habilitation bei hiesiger philosophischer Facultaet unsere ressortmäßige Beistimmung nicht ertheilen können.

Halle, den 17. Februar 1844.

Die Stellvertreter des Königl. Regier.-Bevollmächtigten
Dr. Pernice. Schultze.

Eines Hochverehrlichen Königl. Curatoriums hiesiger Universität gefälliges Antwortschreiben vom 17. d. M. habe ich erhalten, und daraus ersehen, daß in Folge hoher Anweisung Sr. Excellenz des Herrn Geh. Staatsministers Eichhorn vom 12. d. zu der von mir gewünschten Habilitation bei hiesiger philosophischer Facultät die ressortmäßige Beistimmung des Königl. Curatoriums nicht ertheilt werden kann.

Nach der gesetzlichen Verordnung vom 17. Dezember 1819 hat der Königl. Regierungsbevollmächtigte, und also in diesem Falle das Königl. Curatorium, von einem Jeden, welcher sich zur Habilitation bei einer preußischen Universität meldet, zunächst dessen Papiere einzufordern, und sich eine möglichst genaue Kenntniß von den frühern Lebensumständen ꝛc. des Betreffenden zu verschaffen. Wenn sich aus dieser Kenntnißnahme nichts ergiebt, was ein besonderes Bedenken gegen den Antragsteller zu rechtfertigen scheint, so ist die Zulassung zu den Facultätsleistungen ohne Weiteres von dem

Regierungsbevollmächtigten zu verfügen. Glaubt er dagegen, auf Grund der eingereichten Documente, Anstand nehmen zu müssen gegen die Person des Antragstellers, so hat er darüber an das Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten zu berichten. Ein neueres Gesetz, durch welches diese Bestimmung vom 17. Dec. 1819 aufgehoben oder verändert worden wäre, ist mir nicht bekannt; ich darf daher, bis mir ausdrücklich das Gegentheil bewiesen wird, annehmen, daß dasselbe auch gegenwärtig in voller Kraft ist, und mithin auch in dem vorliegenden Falle zur Anwendung zu bringen steht.

Demgemäß aus dem Umstande, daß gedachtes gefälliges Antwortschreiben sich auf eine „hohe Anweisung des Hrn. ꝛc. Eichhorn" beruft, ersehe ich zuvörderst dies, daß ein Königl. Curatorium Bedenken getragen hat, mich zur Habilitation bei hiesiger philosophischer Facultät zuzulassen, und daß darüber vorschriftmäßig in das oben bezeichnete Ministerium berichtet worden ist.

Ich glaube nicht, meine Befugniß zu überschreiten, vielmehr nur der Wichtigkeit zu entsprechen, welche diese Angelegenheit nothwendig für mich hat, wenn ich ein Königl. Curatorium hierdurch so ergeben wie angelegentlich ersuche, mir die Bedenken, welche es an mir genommen und in Folge deren es an das Ministerium berichtet hat, im Einzelnen mitzutheilen.

Es ist dies eine Bitte, welche unter allen Umständen gerechtfertigt zu sein scheint. Denn wie steht die Sache? Es sind Bedenken an mir genommen, es ist eine Meinung über mich ausgesprochen, ein Urtheil über mich gefällt worden, und zwar ein ungünstiges, welches auf mein ganzes ferneres Leben einen eben so bedeutenden als nachtheiligen Einfluß zu üben droht, indem es mich an der endlichen Ausübung einer Thätigkeit hindert, zu welcher, als zu meinem Lebensberufe, ich seit einer Reihe von Jahren, nicht ohne mannigfache Opfer, mich vorbereitet habe.

Es scheint nicht mehr als billig, ja es scheint einzig gerecht, daß man mir zum Wenigsten die Gründe mittheile, welche diesen Beschluß veranlaßt und hervorgerufen haben, und mir dadurch mindestens die Möglichkeit einer Rechtfertigung und weiteren Appellation nicht von vorn herein abschneide.

Doppelt gerechtfertigt aber ist diese Bitte dadurch, daß das Königl. Curatorium in dem vorliegenden Falle die vorschriftmäßige Einforderung meiner Papiere und Nachweise völlig unterlassen hat. Waren Bedenken gegen mich zu erheben (und daß sie erhoben sind, beweist die Berufung an das Ministerium), so konnten sie, ja durften gesetzlich nur auf Grund vorgelegter oder verlangter, überhaupt vorhandener und nachweisbarer Documente, Berichte, Thatsachen, erhoben werden. Al-

ten bei hiesiger Universität, aus welchen ein Königl. Curatorium hätte schöpfen können, existiren über mich nicht, zum Wenigsten nicht solche, die hier irgend von Werth und Einfluß, geschweige denn von nachtheiligem Einfluß gewesen wären. Ich bin niemals weder bei hiesiger, noch bei irgend einer Universität in irgend einer Untersuchung gewesen, , sie habe Namen, wie sie wolle; und ebenso wenig ist mir jemals von irgend einem außerakademischen Gerichte irgend eine Strafe auferlegt worden. Ich bekenne daher, nicht zu wissen, und auch nicht einsehen zu können, woher ein Königl. Curatorium die genauere Kenntniß über mich und namentlich die Bedenken entnommen hat, durch welche es veranlaßt worden ist, an das Ministerium zu berichten. Denn daß eine so erleuchtete, so hochgestellte Behörde, wie ein Königl. Curatorium, sich in seinem Verfahren sollte abhängig gemacht haben von dem Geschwätz der Zeitungen und dem elenden Geklatsch der Menge, welche über einzelne Persönlichkeiten willkürlich bald so, bald anders urtheilt, und Einen beliebig bald auf diese, bald auf jene Seite stellt — dies auch nur als Vermuthung, ja nur als Befürchtung zu äußern, würde mich ein Vergehen dünken gegen den Respekt, welchen ich dieser Behörde schuldig bin.

Es bleibt mir daher, unter all diesen Umständen, nichts Anderes übrig, als mich, wie ich gegenwärtig

thue, mit direkter Bitte an Ein Königl. Curatorium zu wenden, und um Aufklärung nachzusuchen,

1) über die Gründe, welche dasselbe bewogen haben, sich der gesetzlich vorgeschriebenen Einforderung der betreffenden Papiere in diesem Falle zu überheben;
2) über die Quellen, aus welchen, in Ermangelung dieser Papiere, ein Königl. Curatorium seine Kenntniß über mich entnommen hat; sowie
3) über die Bedenken, welche ein Königl. Curatorium gegen mich hegt, und durch welche es zur Berichterstattung an das Ministerium veranlaßt worden ist.

Schließlich wird ein Königl Curatorium, bei der großen Dringlichkeit, welche diese Angelegenheit für mich hat, es mir nicht verübeln, wenn ich um möglichste Beschleunigung der erbetenen Auskunft bitte: in deren Erwartung ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Eines Königl. Curatoriums hochachtungsvoll ergebenster

Dr. R. E. Prutz.

Halle, d. 26. Februar 1844.

Ew. Wohlgeboren erwiedern wir auf Ihre Anfrage vom 26. d. M., daß wir wegen der Gründe unseres, in Folge Ihrer Eingabe vom 11. Januar d. beobachteten Verfahrens lediglich dem uns vorgesetzten Königlichen Hohen Ministerio Rechenschaft zu geben haben, eine Erörterung desselben Ihnen gegenüber ablehnen

und Ihnen überlassen müssen, etwanige Beschwerden darüber bei dem gedachten Hohen Ministerio anzubringen und zu verfolgen.

Halle, den 27. Februar 1844.

Die Stellvertreter des Königl. Regier.-Bevollmächtigten
Dr. Pernice. Schultze.

Auf diesem Wege also, das sah ich wohl ein, war die gewünschte Entscheidung nicht zu erlangen. Aber zum Glück war es auch nicht der einzige, welcher mir offen stand. Ein rechtsverständiger Freund machte mich auf eine Gesetzesstelle, ich weiß nicht mehr ob in dem Landrecht, in den Nachträgen, oder wo sonst, aufmerksam, wonach es „zur Ertheilung höheren Privatunterrichts für alle diejenigen, welche auf einer inländischen Universität rite promovirt worden, keiner weiteren Erlaubniß von irgend einer Behörde, sondern lediglich einer Anzeige bei der Polizeibehörde desjenigen Ortes bedarf, wo sie diesen Unterricht zu ertheilen gedenken.“ Hierauf gestützt, machte ich dem Magistrat zu Halle die Anzeige, daß ich, unabhängig von der Universität und keineswegs

auf akademische Zuhörer mich beschränkend, Privatvorlesungen über Literaturgeschichte zu halten gedächte. Allein auch der Magistrat sah sich, in Folge erhaltener Anweisung Seitens des damaligen Ministers des Innern, des Herrn von Arnim Exc., genöthigt, diesen Antrag abzulehnen. Welchen Erfolg eine unmittelbar an das Ministerium gerichtete Vorstellung hatte und auf welche Gründe man sich dabei stützte, wird der Leser aus nachstehendem Ministerialrescript entnehmen.

Der Herr Geheime Staats-Minister Eichhorn hat mir Ew. Wohlgeboren an ihn gerichtete Vorstellung, in welcher Sie die Erlaubniß nachsuchen, Vorlesungen über die geschichtliche Entwickelung der deutschen dramatischen Literatur vor dem dortigen Publikum zu halten, ingleichen die Ihnen unterm 5. v. M. ertheilte vorläufige Bescheidung mitgetheilt, um von dem Standpunkte meines Ressorts über die Zulässigkeit dieser Vorlesungen zu entscheiden.

Ich kann Ihnen hierauf nur eröffnen, daß ich mich außer Stande befinde, die gewünschte Erlaubniß zu ertheilen, da in Universitätsstädten grundsätzlich in der Regel nur die bei der Universität habilitirten öffentlichen Lehrer zu dergleichen Vorlesungen zugelassen wer-

den können, insofern nicht besondere Umstände eine Ausnahme davon gestatten, welche im vorliegenden Falle nicht vorhanden sind.

Berlin, den 8. März 1844.

Der Minister des Innern
Arnim.

Da hatte also der Dachsbau ein neues Loch! Nicht, weil ich ein unruhiger, mißliebiger Mensch, werden mir die Vorlesungen versagt — behüte der Himmel, wer könnte so etwas auch nur annehmen!? bloß wegen des kleinen, zufälligen Umstandes, daß Halle eine Universitätsstadt; hätte ich in Naumburg oder Weißenfels oder Schkeuditz lesen wollen... Nun? wie wäre es da gewesen?

Auch diese Probe wollte ich machen. Zwar in Weißenfels oder Schkeuditz zu lesen, convenirte mir nicht; aber warum nicht in Berlin? Zwar befindet sich auch in Berlin, unter vielen andern Dingen, auch eine Universität; aber Berlin darum eine Universitätsstadt zu nennen, wem würde es in den Sinn kommen? Auch finden in Berlin seit Jahren, nicht als Ausnahme (wie das ministerielle Schreiben es be-

zeichnet), sondern ganz hergebrachter Weise, als eine ganz übliche und regelmäßige Sache, eine Menge von Privatvorlesungen des verschiedensten Inhalts statt. Also nach Berlin! da ist der Punkt, wo die Sache endlich biegen oder brechen muß!

Bevor ich jedoch diesen Vorsatz noch zur Ausführung bringen konnte, trat ein Zwischenfall ein, welcher an und für sich zwar außer aller Verbindung mit dieser Angelegenheit stand, bald jedoch den entschiedensten Einfluß auf dieselbe gewinnen sollte. Ich hatte gegen Ende vierundvierzig die „politische Wochenstube" drucken lassen. Man hielt es in Preußen für zweckmäßig, mir deshalb einen Criminalprozeß zu machen, lautend auf Majestätsbeleidigung und Aufreizung zur Unzufriedenheit. Solch ein Prozeß hört sich gefährlich an; ich glaube aber nicht, daß es sehr ernstlich damit gemeint ist, wenigstens nicht in allen Fällen. Deß zum Beweise die Anklage, wie sie mir im Januar 45 mitgetheilt ward, und in der ganz offenkundig der Concipient wohl nur seinen Spaß

getrieben. Oder potz tausend! hätte der Schäker wirklich nicht eingesehen, daß, indem er mein Gedicht deutet und auslegt, wie er es thut, nicht ich, der von all diesen Beziehungen und Auslegungen keine Silbe gesagt hat — nein, daß er selbst es ist, der die Majestätsbeleidigung begeht?!

Aber das Publikum urtheile.

In dem literarischen Comtoir zu Zürich und Winterthur ist so eben unter dem Titel „die politische Wochenstube, eine Comödie von R. E. Prutz" — die hier anliegende Schrift erschienen, deren Tendenz es ist, sowohl die bestehende Verfassung und die öffentlichen Zustände Deutschlands, als auch insbesondere Preußens so darzustellen, daß dadurch Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung erregt werde. Der ganze Inhalt und die Anlage der Schrift geben diese Tendenz mit Bestimmtheit zu erkennen. Der Grundgedanke des Verfassers ist, „das Regierungsdeutschland, das offizielle, das Bundestagsdeutschland" — pag. 143 — also den politischen Zustand Deutschlands, das Streben der Fürsten und Regierungen, deutsche Nationalität zu befördern, unter der Person der „Germania" als schmachvoll, die Leitung dieses Zustandes, also die Fürsten und Regierungen, unter der Person des „Schlaukopf"

als hinterlistig, selbstsüchtig und verächtlich, das deutsche Volk unter der Person des „Sklaven" als bedrückt und gefesselt, und die deutschen Fürsten und Regierungen, als dem verdienten Untergange durch die Macht und Gewalt des Volkes verfallen, darzustellen. Dies geschieht hauptsächlich in der Schilderung des Auftretens der Germania von pag. 48 an bis 51, in der Aufzählung der Pathengeschenke pag. 73 bis 78, und in dem ganzen dritten Akte, besonders von pag. 135 an bis zum Schlusse, namentlich in der Rede, welche von pag. 139 an der Germania in den Mund gelegt wird. Wenn die Tendenz des Verfassers sich hiernach schon im Allgemeinen auch mit auf Preußen richtet, so hat er auch insbesondere die Anordnungen in unseren Staaten zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Zum Beweise dessen dienen die ersten beiden Zeilen pap. 27, die Einführung und Schilderung der Provinziallandtage mit besonderer Hinweisung auf Posen pag. 45 bis 49, die Aufzählung der von Preußen dargebotenen Geschenke pag. 73—75, insbesondere das über die neue Preßgesetzgebung im Gegensatz der früheren, über den Kölner Dombau und über den Strafgesetzentwurf Gesagte, und die Beziehung, in welche Anordnungen Sr. Majestät des Königs und diesseitige Regierungs-Maaßregeln zur deutschen Nationalität gebracht werden. Wenn der Verfasser den Witz und Hu-

mor als die Form seiner Tendenz und seiner Gedanken gewählt hat, so hebt dies schon an und für sich die Absicht, Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen die Gegenstände, welche er unter jener Hülle angreift, zu erregen, nicht auf, da diese Form eben nur der Ausdruck, wodurch er seinen dolus geltend macht, ist. Außer dem aber ist Witz und Humor ein Mittel der Verspottung, und eben diese ist es, welche das Gesetz als eine strafbare Form des Hervortretens jenes dolus bezeichnet. Daß aber dem Verfasser in der That jener dolus innewohnt, dafür spricht die Gehässigkeit, das Giftige und Aufstachelnde, womit sein, aller Harmlosigkeit fern stehender Witz getränkt ist.

Hienach unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Schrift den Thatbestand des §. 151. Tit. 20. Th. II. Allg. Landr. erschöpft, zugleich aber auch in den die Beförderung des Kölner Dombaus, sowie die Wiederbelebung des Schwanenordens (pag. 147), verhöhnenden und begeifernden Stellen, majestätsverbrecherisch ist. —

Die Thäterschaft des Dr. Prutz zu Halle ist, da er auf dem Titel als Verfasser genannt wird, als Dichter, und zwar als dramatischer und lyrischer Dichter bekannt ist, hinreichend indicirt und endlich auch die Strafbarkeit seines Unternehmens dadurch nicht bedingt, daßdie Schrift, bevor sie in Preußen verbreitet wer-

den kann, der Debitserlaubniß bedarf. Denn durch die Beförderung der Schrift zum Druck vollendete der Verfasser die verbrecherische Handlung, soweit sie von ihm abhing, und die Verbreitung der Schrift ist für ihn in kriminalrechtlicher Hinsicht ein Zufall, ganz abgesehen davon, daß sie auch ohne Debitserlaubniß erfolgen kann, wie dies bei anderen noch nicht zum Debit verstatteten Schriften notorisch geschieht.

Auf Veranlassung des königl. Ministerii des Innern stelle ich Einem königl. Hochlöbl. O.-L.-G. daher ganz ergebenst anheim, auf Grund der vorstehenden Andeutungen gegen den Dr. Prutz die Untersuchung gefälligst einzuleiten, wobei es Wohldemselb. gegenüber, der Hinweisung nicht bedürfen wird, daß der Richter nicht bloß die oben besonders hervorgehobenen Stellen der Schrift, sondern ihren ganzen Inhalt von Amtswegen prüfen, und hienach sein Urtheil über die Strafbarkeit des Verfassers feststellen muß.

Ueber die Einleitung und den Erfolg der Untersuchung sehe ich seiner Zeit einer geneigten Mittheilung ergebenst entgegen. Magdeburg, 16. Decbr. 1844.

An Ein königl. Hochlöbl. O.-L.-G. zu Naumburg.

Der Oberpräsident der Provinz Sachsen:
von Wedell.

Man wird es hienach begreiflich finden, daß diese Anklage mich nicht sehr alterirte. Ein

Zeitungsgerücht freilich war so gütig, mich auf der Flucht nach Belgien in Aachen ergriffen werden zu lassen; aber das hieß mir doch eine zu schlechte Meinung vom preußischen Gerichtsverfahren zutrauen. Vielmehr ging die Geschichte auf die glatteste Weise ihren Gang. In dem einzigen Verhöre, das ich hatte, nannte ich Vor- und Zunamen, bestätigte, daß die Schrift von mir — und damit schloß die Sitzung. Auf das Recht der Vertheidigung leistete ich vorläufig Verzicht; der Stadtarrest, den man anfänglich über mich zu verhängen für nöthig gefunden, wurde auf Verwendung des Hrn. Oberbürgermeister Bertram, der die ihm natürliche Humanität und Milde auch in diesem Falle keinen Augenblick verleugnete, durch den Hrn. Oberpräsidenten von Wedell sofort zurückgenommen.

Aber so ganz glatt, wie ich gedacht, war die Sache doch nicht, sie hatte doch so ganz unbemerkt ihre Haken und Krallen, die mich packten und zerrten. Wer jemals in Preußen in peinlicher und nun gar politischer Unter-

suchung gewesen ist, wird verstehen, was ich meine. Ein Angeklagter, ein politisch Angeklagter, ist in den Augen der Behörde, noch lange bevor ein Urtheilspruch erfolgt ist, immer schon ein Verurtheilter; schon die bloße Thatsache der Anklage genügt, Einem die Unbescholtenheit zu nehmen — Das heißt Einen in den Augen der Behörde zu einem Menschen zu machen, gegen welchen Alles erlaubt ist und dem sie consequenterweise, überall wo er sich irgend bewegen will, beschränkend, hemmend, verbietend in den Weg tritt. — Ich bezeigte Lust, meinen Aufenthalt in Halle mit Berlin zu vertauschen: aber schon bei der leisesten Andeutung dieses Vorhabens ward mir aus gewichtigem Munde zu verstehen gegeben, daß mein „Aufenthaltsgesuch", als eines politisch Angeklagten, keine Folge haben könnte. Ich hatte bei der Hofbühne zu Berlin ein Stück eingereicht: allein man schrieb mir und wiederholte es durch alle Instanzen, daß, so lange ich der Majestätsbeleidigung verdächtig, auf der Königl. Hofbühne kein Stück von mir gegeben werden

könne; ja man zeigte nicht übel Lust, mich für einen rechten Bären, einen Wilden, einen ungehobelten Menschen zu halten, weil ich nicht selbst so viel Gefühl für die Dehors besessen, um einen solchen Antrag unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt zu unterlassen. Man wies endlich meinen Antrag, in Berlin Vorlesungen halten zu dürfen.... Aber hier muß ich an das Vorige wieder anknüpfen.

Nachdem meine Versuche in Halle, akademische oder außerakademische Vorlesungen zu halten, gescheitert waren, richtete ich unterm 5. August 1845 nachstehendes Schreiben, dessen Inhalt nach dem Obigen keiner weiteren Erläuterung bedarf, an das Polizeipräsidium zu Berlin:

An ein Wohllöbliches Polizeipräsidium der Residenzstadt Berlin.

Von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, beabsichtige ich, im bevorstehenden Winter vor dem gebildeten Publikum von Berlin, Damen wie Herren, eine Reihe von (etwa zwölf) Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur, seit Anfang des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, zu halten. In-

dem ich dies Einem Wohllöbl. Polizeipräsidium der Residenzstadt Berlin zur Anzeige bringe, bemerke ich zugleich, daß ich auf einer inländischen Universität (zu Halle, Ostern 1838) rite promovirt bin und also zu denjenigen Personen gehöre, denen, gesetzlicher Vorschrift gemäß, die Ertheilung höheren Unterrichtes und also auch das Halten gedachter Vorträge, nach vorgängiger Anzeigebei der Polizei behörde des betreffenden Ortes, rechtlich gestattet ist: und bitte ich mir die benöthigte polizeiliche Autorisation sowohl zur Ankündigung wie demnächst zur Haltung der Vorträge selbst demgemäß ertheilen zu wollen.

Der ich die Ehre habe ꝛc.

Kösen, den 5. August 1485. R. E. Prutz.

Hierauf wurde unterm 20. September nachstehende Antwort an mich abgesandt — eine Antwort, welche, in ihrer lakonischen Bündigkeit, in ihrem erhabenen Verschmähen aller Gründe und Beweise, ein wahres Muster von Polizeistil genannt werden darf und schon um deswillen hier eine Stelle verdient:

Die von Ihnen unter dem 5. v. M. nachgesuchte Erlaubniß, im bevorstehenden Winter eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

wart in Berlin halten zu dürfen, kann Ihnen nicht ertheilt werden.

Berlin, den 20 September 1845.

Königliches Polizei-Präsidium Erste Abtheilung.
Grano.

Dieser Bescheid traf mich jedoch nicht mehr in Halle; ich war auf einer zufälligen Reise Ende Septembers durch Berlin gekommen: wo ich denn Gelegenheit genommen hatte, dem Herrn Polizeipräsidenten von Puttkammer meine Angelegenheit persönlich vorzutragen. Die außerordentlich entschiedene Abweisung, welche ich hier erfuhr, gab mir Veranlassung, mich in einer persönlichen Audienz beschwerdeführend an den Minister des Innern, des Herrn von Bodelschwingh Exc., zu wenden. Der Herr Minister schenkte meiner Beschwerde mit der Leutseligkeit, welche diesen Staatsmann so vortheilhaft unterscheidet, Gehör; er versprach mir, falls die Sache sich wirklich verhalte, wie vorgetragen, und falls wirklich nichts Schlimmeres gegen mich vorliege, als das Factum jenes Prozesses, für Abhilfe zu sorgen; einstweilen möge ich das so eben Vorgetragene,

sowie Alles, was ich über mein Vorhaben wie im Allgemeinen über meine bisherige wissenschaftliche Thätigkeit mitzutheilen habe, ihm so rasch wie möglich in schriftlicher Eingabe überreichen. — Dies geschah; bei der Eile jedoch, womit es geschehen mußte, ist mir nichts Anderes als ein höchst unvollständiger Entwurf meiner Eingabe übrig geblieben. Ich führte darin aus, wie ich mich seit Jahren dem Studium der Literaturgeschichte, insbesondere der deutschen, gewidmet; ich gab die Grundsätze an, welche mich dabei geleitet, nämlich in der Geschichte der Literatur den Gang der Geschichte im Allgemeinen nachzuweisen und dadurch die Literaturgeschichte aus der Sphäre des bloßen ästhetischen Beliebens heraus zu wahrhaft wissenschaftlicher Würde, ja mehr noch, zu einem wichtigen Elemente öffentlicher Bildung, zu einer Schule der Sittlichkeit und ernster, männlicher Gesinnung zu erheben; ich führte an, wie schmerzlich es mir sei, in diesen meinen Bestrebungen durch die Behörde gehindert zu werden; ich gestand, keinen Zusammenhang er=

blicken zu können zwischen den projectirten Vorlesungen und dem wider mich schwebenden Prozeß; ich schloß mit der Bitte, diesem schiefen und unwürdigen Verhältniß ein Ende zu machen und mir für gesetzliche Bestrebungen auch mein gesetzliches Recht zu verschaffen. — Dies in Kürze der Inhalt meiner Eingabe, welche ich aus keinem andern Grunde hier bloß auszugsweise mittheile, als weil ich, wie gesagt, kein vollständiges Concept davon besitze. Glaubt man jedoch, daß dieser Auszug sich in irgend wesentlichen Punkten von der Wahrheit entfernt habe, so ist ja die Abschrift in den Händen des Ministers, so steht es ja bei ihm, dieselbe zu veröffentlichen und mich der Zweizüngigkeit zu überführen.

Gegen Mitte Octobers wiederum durch Berlin passirend, erhielt ich nachstehendes Schreiben des Ministers:

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf Ihr Gesuch vom 11. d. M. in Betreff der von Ihnen beantragten Verstattung zu hier zu haltenden Vorlesungen, daß Sie binnen Kurzem von dem Herrn Ober-Präsidenten v. Me-

ding mit Bescheid werden versehen werden und daß es meinen Wünschen entsprechen wird, wenn der Gewährung Ihres Antrags kein, von dem Herrn Ober-Präsidenten zunächst zu beurtheilendes Hinderniß entgegensteht.

Berlin, den 12. October 1845.

Für den Minister des Innern.

Im Allerhöchsten Auftrage.

Bodelschwingh.

Zugleich wurde ich persönlich zum Herrn Polizeipräsidenten beschieden. Mit einer Liebenswürdigkeit, die ich bei dem anfangs so barschen Manne kaum vermuthet hatte, der er aber (um dies sogleich zu bemerken) seitdem in seinem Benehmen gegen mich jederzeit treu geblieben ist, setzte der Herr Präsident mir im Auftrage des Ministers auseinander, wie die mancherlei Vexationen, die ich seither erfahren, keineswegs in dem Willen desselben lägen. Im Gegentheil, der Herr Minister sei von dem Ernst meiner Ueberzeugung, möge dieselbe auch immerhin eine der seinen entgegengesetzte sein, überzeugt und achte sie; er erkenne mein Talent, meinen Fleiß, meine Kenntnisse an, und

fände an sich durchaus nichts Bedenkliches dabei, mir den vom Gesetz verstatteten freien Spielraum zur Ausübung derselben zu gewähren. Der Herr Minister würde demgemäß auch den beabsichtigten Vorlesungen gewiß nichts in den Weg legen — wenn da nicht dieser unangenehme Prozeß wäre! Es sei das eine Sache der Schicklichkeit und der, so zu sagen, amtlichen Convenienz; es ginge unmöglich an, daß, während die eine Behörde mich wegen Majestätsbeleidigung zur Untersuchung ziehen läßt, mich die andere in Berlin, gewissermaßen unter den Augen des Königs, öffentliche Vorlesungen halten lasse. Nun wisse er (der Herr Präsident) zwar nicht, wie ich über den Prozeß denke; es könne immerhin sein, daß ich ein großes Gewicht darauf lege und es als eine Sache von großer Wichtigkeit betrachte, sei es nun freigesprochen, sei es als sogenannter Märtyrer auf einige Monate eingesteckt zu werden. Von Seiten der Regierung, dies glaube er mich versichern zu können, lege man keinen Werth auf den Prozeß; man wünsche, ja man

erwarte nur eine Gelegenheit, die ganze Geschichte zu beseitigen. Hiezu wäre nun der geeignetste Weg, unmittelbar beim Könige um Niederschlagung des Prozesses einzukommen. Dazu wäre gerade jetzt die beste Veranlassung und die beste Zeit, so lange nämlich das Oberlandsgericht zu Naumburg noch kein Urtheil gefällt. Wäre dies einmal geschehen, dann freilich könne ich nicht mehr ein Abolitions-, sondern nur noch ein Begnadigungsgesuch einreichen: und um Begnadigung zu bitten, das könne, bei meiner eigenthümlichen Stellung, allerdings weder der Minister noch er selbst mir zumuthen. Er sei der Ueberzeugung, daß das Abolitionsgesuch höchsten Ortes die beste Aufnahme finden und sodann vermuthlich auch mein Wunsch in Betreff der Vorlesungen auf kein weiteres Hinderniß stoßen werde. Verbürgen, so ungefähr schloß der Herr Präsident, könne er den Ausgang freilich nicht: „aber angenommen selbst, der König schlägt Ihr Gesuch ab, so sind, wie gesagt, ein Abolitions- und ein Begnadigungsgesuch zwei sehr

verschiedene Sachen, und Sie haben durch ersteres Ihrem Charakter so wenig wie Ihren Ansichten das Mindeste vergeben."

Ich versprach, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen; unmittelbar darauf reiste ich nach Halle zurück. Von hier aus, nachdem ich die Sache nicht nur bei mir selbst von allen Seiten betrachtet, sondern namentlich auch den Rath einiger mir befreundeter Männer gehört hatte — Männer, welche dieses Namens im vollsten Maße würdig sind, und deren Urtheil, namentlich wo es persönliche Verhältnisse betrifft, ich mein eigenes jederzeit gern unterordne — richtete ich unterm 18. October desselben Jahres folgende Immediateingabe an den König:

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät wollen dem ehrfurchtsvoll Unterzeichneten Allergnädigst verstatten, nachstehendes unterthäniges Gesuch unmittelbar vor Allerhöchst Dero Thron niederzulegen.

In Folge eines von mir verfaßten und veröffentlichten Gedichtes (die politische Wochenstube, eine Ko-

mödie) ist, auf Antrag Eines hohen Oberpräsidiums der Provinz Sachsen, datirt vom 16. Dec. v. J., eine gerichtliche Untersuchung, lautend auf Majestätsbeleidigung und Aufregung zur Unzufriedenheit, wider mich eröffnet worden. Vertrauend der Einsicht und Unparteilichkeit der von Ew. Königl. Maj. eingesetzten Richter, habe ich mich des mir zustehenden Rechtes der Vertheidigung freiwillig begeben. Nichts desto weniger währt dieser Proceß fast schon ein Jahr, ohne daß es bis dahin nur zu einem Urtheil erster Instanz gekommen wäre; ja es steht, falls ich etwa späterhin das Rechtsmittel der Appellation ergreifen müßte, noch eine viel längere Dauer in Aussicht. Während dieser ganzen Zeit ruht, in allen öffentlichen und bürgerlichen Verhältnissen, ein Makel auf mir; ich habe, so lange dieser Proceß dauert, meine bürgerliche Unbescholtenheit verloren; bei allen künstlerischen und wissenschaftlichen Unternehmungen, mit denen ich vor die Oeffentlichkeit treten will, wird mir, so weit ich dazu die Genehmigung der Königl. Behörden bedarf, die Thatsache dieses Processes als Grund der Verweigerung entgegengehalten. Es kommt mir nicht in den Sinn, mich über dieses Verfahren der Königl. Behörden zu beschweren; es ist ohne Zweifel ein vollkommen gesetzmäßiges, ja dasjenige, zu welchem sie selbst durch Amt und Pflicht genöthigt sind. Und darum eben habe ich es gewagt,

mich unmittelbar an Ew. Königl. Maj. zu wenden: erhaben über jene Nöthigung, ist es Ew. Maj. königliches Vorrecht, das geheiligte Vorrecht fürstlicher Macht, vermittelnd einzugreifen in den zaudernden Gang gerichtlichen Verfahrens und seine starren Formen zu mildern. In diesem Sinne, indem ich mich durch den wider mich obschwebenden Proceß auf längere Zeit in den mir werthvollsten Interessen, der freien, gesetzlich verstatteten Anwendung und Ausbildung meiner Kenntnisse und Talente, verhindert und gebunden fühle, richte ich, im Vertrauen auf Ew. Königl. Maj. Weisheit und Gnade, an Allerhöchstdieselben das unterthänige Gesuch

um Niederschlagung des in Rede stehenden Processes:

und bitte ich Ew. Königl. Maj. um die Erlaubniß, zur Unterstützung desselben Nachstehendes hinzufügen zu dürfen.

Alle Kunst ist nur ein Spiegel und Abbild des wirklichen Lebens, welches zu begleiten und eben dadurch zu verklären ihre göttliche Aufgabe ist. Daher, wie das geschichtliche Dasein, das politische Leben einer Nation sich erweitert und verändert, wird mit Nothwendigkeit auch der Inhalt ihrer Kunst sich erweitern und verändern.

Nun hat — eine so unbestreitbare, wie erfreuliche Thatsache! — seit den letzten Jahren, vornämlich seit

Ew. Königl. Maj. glorreicher Thronbesteigung das politische Leben des deutschen Volkes, in allen Gauen und Stämmen, eine völlig neue, frische Entfaltung gewonnen. Was immer noch für einzelne Unklarheiten, ja Verkehrtheiten darin mit unterlaufen mögen und was für große Aufgaben auch der Zukunft noch, in allmäliger, geschichtlicher Entwickelung, zu lösen bleiben: immerhin scheint doch so viel gewonnen, daß jene politische Unbekümmertheit, jene Sorglosigkeit um den eigenen Ruhm und die Ehre des Vaterlandes, vor Allem jene Zwiespältigkeit und innere Zerfallenheit, durch welche Deutschland Jahrhunderte hindurch so Vieles und so Trauriges erlitten, abgethan ist will's Gott! für ewige Zeiten und daß statt dessen, in erneutem, schönem Vereine, Fürsten und Völker darauf hinarbeiten, Deutschland groß, frei, stark und geehrt zu machen vor allen Ländern der Welt!

Auch die deutsche Kunst, vor Allem die Dichtkunst, hat nicht umhin gekonnt, diesen neuen, nationalen Inhalt in sich aufzunehmen. Wie die Nation selbst, über die Befangenheit particularer Interessen hinaus, sich den großen gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes zugewendet hat und wie in ihr, unter dem Vortritt ihrer Fürsten, vor Allen Ew. Königl. Maj. Selbst, ein neues Leben erwacht ist: so hat, diesem allgemeinen Zuge folgend, auch die Dichtkunst ihre bis-

herige Sphäre überschritten; überdrüssig, immer nur die persönlichen Leiden und Freuden der Dichter selbst zu besingen, hat sie sich zu einem unmittelbaren Organ der Nation, ihrer wechselnden Stimmungen, Hoffnungen und Wünsche erweitert. Ohne Zweifel, wie in dem praktischen Leben selbst, so ist auch hier, in seinem ideellen Abbild, mancher Mißgriff, mancher einzelne Irrthum, manche Uebertreibung und Verkehrtheit nicht ausgeblieben. Nur scheinen dafür weniger die einzelnen Dichter persönlich, die ja nichts Anderes sind noch sein können, als Organe, ja Produkte ihrer Zeit, noch auch die Kunst im Allgemeinen verantwortlich gemacht werden zu können: vielmehr, wenn hier überhaupt eine Schuld, so ist es die allgemeine Verschuldung der Zeit, welche nach Entwicklung ringt, so ist es die Schuld der Natur, der ewigen, welche es gewollt hat, daß alle Knospen herb und keine Geburt ohne Schmerzen sei.

Auch der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete, aufgewachsen und gebildet unter den Einflüssen dieser jüngsten Zeit, bekennt sich von ihrer Macht ergriffen und beherrscht; auch er hat das Wenige von Talent und Fähigkeit, das die Natur ihm verliehen, dem Dienste seiner Zeit und seines Vaterlandes darbringen müssen. Er darf dies aussprechen, ohne Furcht, der Eitelkeit oder Anmaßung bezüchtigt zu werden, weil es ja überhaupt nicht sein

Entschluß, sein Wille, seine Wahl gewesen, daß es so ist: sondern weil er auch hierin die zwingende Macht der Geschichte zu erkennen meint. Nicht bloß die großen, die klassischen — auch die mittelmäßigen, ja die schlechten Poeten sind Kinder ihrer Zeit; es ist nicht ihre Willkür, geschweige denn ihre Bosheit, daß die Kunst unter ihren Händen gerade diese und keine andere Richtung nimmt: sie machen nicht, sie werden gemacht. Daher, wie gering auch immer das Talent sein mag, das mir verliehen worden, und wie wenig ich auch hoffen darf, in einer künftigen, reiferen Zeit (und möge sie nicht ferne sein!) als Dichter überhaupt noch genannt zu werden: immerhin glaube ich doch an das allgemeine Recht aller Poeten, der großen wie der kleinen, der guten wie der schlechten, einigen Anspruch zu haben: dieses nämlich, aus ihrer Zeit und als unwillkürliches Organ derselben beurtheilt zu werden.

Ew. Königl. Maj. wollen Allergnädigst gestatten, daß ich dieses Recht auch für die angeklagte Schrift, die politische Wochenstube, in Anspruch nehme. Auch sie ist ein Produkt ihrer Zeit, bei welchem, so wenig wie von persönlichem Verdienst, ebensowenig von persönlicher Verschuldung die Rede sein kann. Es wird in ihr der Versuch gemacht, die deutsche Komödie, aus der Misère der Liebesgeschichten, der getäuschten Väter, geprellten Vormünder ꝛc. heraus, in eine geistig erwei-

terte Sphäre hinüberzuführen und solchergestalt auch diese wichtige, bei uns so wenig gepflegte Kunstgattung mit dem gegenwärtigen Bewußtsein der Nation in Einklang zu bringen. Diesen Uebergang auf ganz neue und selbstständige Weise zu machen, war mein Talent nicht ausreichend; mich anschließend an die Griechen, diese ewigen und allgemeinen Lehrer alles Schönen, die uns auch für die Komödie in Aristophanes das unvergänglichste Vorbild hinterlassen haben, wagte ich es, Form und Wesen der aristophanischen Komödie in unsere Zeit zu übertragen. Ew. Königl. Maj., dem erhabenen Kenner und Förderer der antiken Kunst, ist nicht unbekannt, welche weitere Folge dies in sich schloß: eine Ungebundenheit nämlich des Witzes, eine Freiheit der Anspielungen, einen Uebermuth der Laune, der mit unsern modernen Zuständen allerdings einigermaßen in Widerspruch stehen mag, der aber in dem Organismus der antiken Komödie seine Begründung, in dem poetischen Schmelz, den er sich überall zu bewahren sucht, seine Verzeihung, ja Verklärung findet. Möglich, daß ich hierin das eine oder andere Mal fehlgegriffen; möglich, daß mein ganzes Unternehmen ein Irrthum war: so ist mein Irrthum ein ästhetischer, so ist es die Kunst, die ich beleidigt, so ist es die Stimme der Kritik, das Mißfallen des Publikums, das mich bestrafen muß.

Ew. Königl. Maj. Behörden haben mein Werk aus

einem andern Gesichtspunkte betrachten zu müssen geglaubt: sie haben eine Frage der Kunst zum Gegenstande einer peinlichen Untersuchung, den ästhetischen Mißgriff eines Dichters zu einem Criminalverbrechen gemacht. — Ich zweifle keinen Augenblick, vielmehr ich sehe ein, daß sie auch hierin nur der allgemeinen gesetzlichen Vorschrift, sowie der Verpflichtung ihres Amtes nachgekommen sind. Ich selbst, wenn ich mich der angeschuldigten Verbrechen in Wahrheit schuldig fühlte, würde nicht wagen, bei Ew. Königl. Maj. um Niederschlagung dieses Prozesses nachzusuchen, indem es mir als eine Forderung der Pflicht, ja mehr noch: der Ehre, erscheint, für dasjenige, womit man sich in der That vergangen hat, hinterdrein auch die gesetzliche Strafe abzubüßen. Aber mein Bewußtsein spricht mich von jeder sträflichen Absicht frei; ich habe weder Ew. Königl. Maj. Allerhöchste Person beleidigen, noch Unzufriedenheit erregen wollen. Als Ew. Königl. Maj. Unterthan geboren, in Allerhöchstdero Staaten lebend, den preußischen Gesetzen unterworfen, habe ich mein Werkchen öffentlich, unter meinem vollen, unversteckten Namen erscheinen lassen; es hat sich nicht heimlich eingeschlichen, ich habe es nicht eingeschwärzt, wie ein Pasquill, sondern von dem ersten Augenblick an habe ich mich frei und öffentlich dazu bekannt. Würde ich dies gethan haben, wenn ich mich einer sträflichen Ab-

sicht wäre bewußt gewesen? Würde ich nicht wenigstens hinterdrein, nach erfolgter Veröffentlichung, mich den Folgen derselben durch Entfernung aus Allerhöchstdero Staaten zu entziehen gesucht haben, vorausgesetzt, daß ich überhaupt eine Ahnung gehabt hätte von den Vergehen, deren ich jetzt beschuldigt werde? — Ich habe gehandelt, meine ich, wie Poeten allzeit handeln und, vermöge natürlicher Bestimmung, handeln müssen: ich habe der poetischen Begeisterung Folge gegeben, unbekümmert wohin sie mich leiten würde, nur auf das Eine ewige Gesetz vertrauend, daß Alles, was schön, auch sittlich ist, und daher auf nichts achtend, als auf die Stimme des Genius und die eigene Forderung der Kunst! — Nicht, als ob ich für den Poeten, als Individuum, eine Stellung außerhalb des allgemein giltigen Gesetzes verlangte: ich glaube nur, daß der Poet, als Künstler, und so lange er im Gebiete der Kunst verharrt, auch allein den Gesetzen der Kunst pflichtig ist, und daß es nicht gut thut, ihn persönlich, in peinlicher Untersuchung, verantwortlich zu machen für das Unberechenbare der poetischen Stimmung, die ihre wahre Grundlage doch auch erst wieder in der allgemeinen Stimmung seiner Zeit und seines Volkes hat. —

Was speciell den mir gemachten Vorwurf der Majestätsbeleidigung anbetrifft, so wollen Ew. Königl. Maj. meine so ehrfurchtsvolle wie wahrhaftige Ver-

sicherung entgegennehmen, daß Allerhöchstdero Name oder Person in meinem ganzen Werkchen überhaupt nicht erwähnt wird, getreu dem Grundsatz der alten Komödie, welche, selbst in der ausgelassensten Periode athenischer Freiheit, doch die Person des Archon, des „Herrschenden," für heilig und unverletzlich erklärte —: und daß daher nur gewaltsame, meiner Absicht völlig fremde Auslegungen und Mißverständnisse zu dieser Beschuldigung haben Veranlassung geben können. Eben so wenig glaube ich mich der Verbreitung von Unzufriedenheit oder Mißvergnügen schuldig gemacht zu haben: schon darum nicht, weil es überhaupt und im Gegentheil die göttliche Mitgift der Kunst ist, überall, wo sie erscheint, die Gemüther zu versöhnen und zu besänftigen. Auch konnte mein Gedicht, seiner ganzen Natur nach (es ist streng in der Form des aristophanischen Lustspiels, in antiken Metren &c. geschrieben), nur auf ein sehr kleines, vor Allem ein solches Publikum rechnen, bei welchem, nach dem nothwendigen Grade seiner Bildung, ein Mißverständniß des Gedichtes, mithin auch eine etwa daraus entstehende Unzufriedenheit überhaupt nicht zu befürchten stand.

Ew. Königl. Maj. geruhen, daß ich, mit demjenigen Freimuth, der mir natürlich, und dem Ew. Maj. gewiß nicht zürnen werden, weil es der Freimuth männlicher Ueberzeugung und eines treuen, redlichen Willens

ist, schließlich noch Eines hinzufüge. Die öffentliche Meinung ist Prozessen, wie der in diesem Augenblick gegen mich geführte, überhaupt nicht günstig: — nicht etwa aus Nichtachtung der Gesetze oder weil sie will, daß ein wirklich begangenes Unrecht ungestraft bleibe: sondern deshalb lediglich, weil sie weiß, daß die eigentliche und letzte Entscheidung solcher Streitfragen doch nur bei ihr liegt und daß der Poet, den sie fallen läßt, verdammt ist, auch ohne gerichtliche Verurtheilung. Ja mit einer Art von Eifersucht wacht sie über diesem Rechte, in dem Grade sogar, daß meistens schon die bloße Thatsache einer gerichtlichen Untersuchung für sie Veranlassung ist, sich auf die Seite des Angeklagten zu stellen; schon schlechtere Sachen, als die meine, haben dadurch, daß sie dem Gericht der öffentlichen Meinung entzogen und einem formalen Prozeßverfahren unterworfen wurden, die Meinung des Publikums statt gegen, vielmehr für sich gewonnen. Wäre ich eitel genug, mich hieran zu erfreuen, oder läge es in meiner Absicht, das öffentliche Urtheil irgendwie irre zu leiten oder es in Conflict zu bringen mit dem Verfahren der Behörden, so würde die Fortsetzung meines Prozesses mir erwünschter sein, als seine Niederschlagung. Ich besitze diese Eitelkeit nicht; höher als den Triumph einer immerhin möglichen Freisprechung oder die zweideutige Ehre eines sogenannten Martyriums, achte ich es, die

Unbescholtenheit meines Namens, die ich ohnedies noch länger und auf völlig unbestimmte Zeit entbehren muß, und mit ihr alle von den Gesetzen verstattete Freiheit in Anwendung und Ausbildung meiner Talente und Kenntnisse zurückzuerhalten. Möge es Ew. Königl. Maj. gefallen, mir dieselbe durch Niederschlagung des wider mich obschwebenden Prozesses Allergnädigst zu gewähren: und mögen zugleich Allerhöchstdieselben mir vertrauen, daß ich keinen andern Gebrauch davon machen werde, als den das allgemeine Gesetz und die eigene Ehre mir gestatten und gebieten!

Der ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Königl. Maj.
treugehorsamer Unterthan
R. E. Prutz.

Dies also das Document, welches zu so verschiedenartigen Beschuldigungen Veranlassung gegeben; dies die Schrift, um derenwillen einige soi-disant Vorfechter der liberalen Partei sich berechtigt hielten (wiewohl sie, ich wette! bisher niemals auch nur eine Zeile davon gesehen haben), den Verfasser des Abfalls von seiner Partei, der Verleugnung seiner Grundsätze, ich weiß nicht, weß Alles noch zu beschuldigen; dies andrerseits die Versprechungen,

welche man ihm von Seiten der Behörde entgegengehalten, deren Verletzung man ihm vorgeworfen, da selbst, wo er doch nichts Anderes gethan hatte, als vollständig im Sinne dieser Erklärung gehandelt: gehorsam zu sein dem allgemeinen Gesetz und dem Gesetz seiner eigenen Ehre! — Ich unterwerfe auch diesen, wie alle meine übrigen Schritte, dem Urtheile des Publikums, dem Urtheil aller wahrhaft freien und urtheilsfähigen Männer; sie mögen entscheiden, ob in dieser Eingabe irgend etwas enthalten ist, was der Ehre eines freien, gesinnungsfesten Mannes widerstritte; sie mögen auch entscheiden, ob die hier abgedruckten Vorlesungen in einem wirklichen und ehrverletzenden Widerspruche stehen mit dem Inhalt meines obigen Schreibens. — Ich weiß, daß es Leute giebt, welche diese ganze Unterhandlung mit der regierenden Gewalt tadeln, ja die mir einen Vorwurf daraus machen werden, daß ich mich nicht lieber zu Ehren der Freiheit — richtiger gesagt, zu Ehren des Unsinns, der bei uns noch gesetzlich ist — vier oder sechs Monate habe

auf die Festung schicken lassen. Das sind diejenigen Leute, welche an keine thätige, volksmäßige Entwicklung unserer Freiheit glauben, die kein Vertrauen setzen in ihre eigene Kraft, die die Besserung unserer Zustände erwarten — nicht davon, daß ein Jeder seine Kraft, groß oder klein, ansehnlich oder gering, dem Vaterlande widmet, und zum Heile des Ganzen schafft, ein Jeder an seinem Theil — nein: wenn nur erst ein paar Dutzend Schriftsteller auf der Festung sitzen, wenn nur erst jedes männliche und freie Wort verstummt, jede ehrenwerthe und tapfere Bestrebung unterdrückt sein wird, das, meinen sie, soll dem Volke die Augen öffnen! da wird es kommen! das wird dem Faß den Boden ausschlagen! Gutmüthige Täuschung — aber auch noch viel größere Selbstüberschätzung! Und wenn unter Euch, die Ihr Euch jetzt fast muthwillig drängt, die Ihr eine Ehre und einen Ruhm darin setzt, die Gefängnisse zu bevölkern, wenn unter Euch noch zehnmal größere Talente wären und hundertmal größere Charaktere — ich denke von der Entwicklung

unseres Volkes besser, ich halte die Freiheit für fester begründet, als daß das Mehr oder Weniger von zwei Dutzend, ja von zweihundert, zweitausend Schriftstellern sie beschleunigen oder aufhalten könnte! Nicht wir machen die Zeit, sondern die Zeit macht uns; nicht ihre Meister sind wir, sondern ihre Werkzeuge. Und darum scheint mir auch der besser seiner Pflicht zu genügen und mehr zu leisten für die allgemeine Wohlfahrt, der tapfer auf seinem Posten bleibt und, was die Natur ihm von Talent und Fähigkeit verliehen, anzuwenden sucht, wie er vermag und wie die Umstände ihm irgend erlauben wollen, als der die Sachen geflissentlich auf ein Extrem treibt, das vielleicht der persönlichen Eitelkeit schmeichelt, dem Vaterlande aber keinen Nutzen bringt. — —

Einige Monate später, unterm 15. Januar 1846, wurde mir folgende Allerhöchste Entscheidung zugestellt:

Seine Majestät der König haben auf Ihr Gesuch vom 18. October v. J. in Berücksichtigung desselben und der darin von Ihnen ausgesprochenen Gesinnungen

die Niederschlagung der wegen Herausgabe der Schrift „die politische Wochenstube“ wider Sie eingeleiteten Kriminal-Untersuchung zu befehlen geruht.

Indem wir Sie hievon in Kenntniß setzen, bezweifeln wir, im Vertrauen auf Ihre Erklärungen in dem gedachten Gesuche, nicht, daß Sie Sich für verpflichtet erachten werden, mit voller Gewissenhaftigkeit auch in Ihrem literarischen Wirken die Schranken des Gesetzes inne zu halten und Sich der von Ihnen erbetenen und vertrauensvoll gewährten Gnade Sr. Majestät würdig zu zeigen.

Berlin, den 15. Januar 1846.

Für den Minister des Innern. Der Justiz-Minister
Im Allerhöchsten Auftrage Uhden.
Bodelschwingh.

Die Könige haben bekanntlich, wie ihre eigenen Sitten und Gebräuche, so auch ihre eigene Sprache; ein König thut nie — er „geruht“ nur immer, er hat nie seine Pflicht erfüllt — er hat nur immer die „Gnade“ gehabt. Das ist Hofstil: und ein Jeder, der auch nur z. B. die amtlichen Artikel unserer Zeitungen liest, muß mit ihm vertraut sein. Darum auch konnte und durfte ich die „erbetene Gnade“ geduldig

hinnehmen. Wenn ich an meinen Nachbar schreibe, so schreibe ich: Ihr ergebenster Diener; wenn ich an einen König schreibe, so schreibe ich: der ich in tiefster Unterthänigkeit ersterbe. Es ist Eines gerade so viel wie das Andere: ich will meinen Nachbar nicht bedienen, und will für den König nicht sterben. Und so natürlich, was man ausgiebt, muß man auch wieder einnehmen.

Wenige Tage später wurde mir auch die Erlaubniß zu den Vorlesungen ertheilt. Man ließ mich vorher ein Protokoll unterschreiben, in welchem drei Bedingungen enthalten waren, unter denen es der Regierung jeden Augenblick frei stehen sollte, die ertheilte Erlaubniß zurückzunehmen. — Dies war eigentlich wunderlich: denn da die Regierung bei uns eben Alles kann, was sie will, wozu noch diese Tractaten? — Das Erste war, daß ich mich jedes Uebergriffs in die Politik enthalten sollte; das Zweite, daß ich verantwortlich gemacht wurde für jeden Tumult, der unter meinen Zuhörern entstünde; des Dritten entsinne ich mich nicht mehr —

Beweis genug, daß es ein ziemlich irrelevanter Punkt gewesen sein muß. Ich trug Anfangs einiges Bedenken, dieses Protokoll zu unterschreiben. Ich warf namentlich die Frage auf, was dabei unter Politik solle verstanden sein; ich machte ferner darauf aufmerksam, wenn z. B. unter den Zuhörern etwa ein Betrunkener wäre, oder es träten sich Zwei auf die Füße und es entstünde nun daraus ein Tumult, ob ich dafür auch verantwortlich sein solle u. s. w. Der mit der Vollziehung beauftragte Beamte jedoch hieß mich alle dergleichen Zweifel beseitigen: es sei eine bloße leere Formel und wenn die Sache nur erst einmal im Gange, so habe das Alles nichts mehr zu bedeuten. — Hierauf unterschrieb ich und erhielt demnächst nachstehende polizeiliche Erlaubniß:

Ew. Wohlgeboren wird die nachgesuchte Erlaubniß, eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur im laufenden Winter hierselbst halten zu dürfen, hiermit ertheilt.

Berlin, den 21. Januar 1846.

Königliches Polizei-Präsidium I. Abtheilung.

Koehler.

Darauf in den ersten Tagen des Februar eröffnete ich meine Vorlesungen. Auch sie liegen gedruckt vor; auch in Betreff ihrer überlasse ich dem Publikum die Entscheidung. Jedenfalls, wer diese Vorlesungen liest und demnächst die Thatsache erwägt, daß ich dieselben nicht allein in Berlin, vor einem zahlreichen und theilnehmenden Publikum, ohne die geringste Störung, Anfrage oder Verwarnung Seitens der Behörde, gehalten habe: sondern ich habe sie auch unmittelbar darauf, mit ausdrücklicher Erlaubniß des Oberpräsidenten von Pommern, in meiner Vaterstadt Stettin öffentlich wiederholen dürfen — ein Jeder, sage ich, der das erwägt, wird mir einräumen müssen, daß ich mit derjenigen Auslegung, welche ich der Bedingung, keine Politik in meine Vorträge einzumischen, damals und in der Folge gab, vollkommen in meinem Rechte zu sein glauben durfte. Es ist eine alte und nachgerade triviale Wahrheit, eine Wahrheit, die auch namentlich in den gegenwärtigen Landtagsverhandlungen lebhaft hervorgehoben worden ist, daß ein

jedes Gesetz aufgefaßt sein will nicht nach seinem Buchstaben, sondern nach seinem Geiste. So konnte auch ich in der mir auferlegten Bedingung, mich bei meinen literarhistorischen Vorträgen aller Uebergriffe in die Politik zu enthalten, nichts Anderes sehen, als daß ich das Einmischen unmittelbarer politischer Tagesfragen vermeiden solle. Daß man damit gemeint hätte, ich solle auch von der Entwicklung des Volkslebens, von der Gestaltung unserer öffentlichen Zustände abstrahiren, ich solle, mit Einem Worte, Literaturgeschichte lesen ohne Geschichte — darauf allerdings war ich nicht gefaßt: schon deshalb nicht, weil diese Forderung einen Mangel an höherer geistiger Bildung, eine Unkenntniß des gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunktes vorausgesetzt hätte, der mir mit dem Begriff einer preußischen Behörde, und nun gar eines preußischen Ministers! völlig unverträglich schien.

Also nicht in diesem banausischen, wissenschaftlich wie politisch gleich unwürdigen buchstäblichen, sondern in jenem oben angedeuteten

freieren Sinne glaubte ich meine Verpflichtung auffassen zu dürfen und sogar, schon aus Achtung vor dem Publikum, auffassen zu müssen; in diesem habe ich sie, soweit meine Kräfte zulangten, erfüllt, namentlich auch in jenen Vorträgen über die Geschichte des Theaters. Es ist eine ganz dumme Lüge, wenn, bei dem Verbote meiner letzten Vorlesungen, einige dienstbeflissene Zeitungscorrespondenten theils ausdrücklich behaupteten, theils wenigstens zu verstehen gaben, als hätten jene früheren Vorlesungen einer vorgängigen Censur unterlegen. Weder hat man eine derartige Zumuthung mir gemacht, noch bin ich sie eingegangen; die Vorlesungen sind, ohne irgend eine Censur, wörtlich gehalten worden, wie sie jetzt (gleichfalls ohne censirt zu sein) im Druck vorliegen, ohne daß ich damals auch nur die geringste Anfechtung deshalb erfahren. Grund genug, meine Auffassung der Sache für die richtige zu halten und mich, indem ich mich in Uebereinstimmung fühlte sowohl mit der Wahrheit der Sache, wie mit meiner Ueberzeugung, zugleich auch in Ueber-

einstimmung zu glauben mit den Absichten der Behörde. Ja wohl war es ein Akt des Vertrauens: nur daß dies Vertrauen ein gegenseitiges war. Die Regierung hatte mir vertraut, daß ich nichts Ungesetzliches thun würde, (ein Vertrauen, beiläufig gesagt, das gar kein Vertrauen ist, sondern ein Recht, das Jeder an sie zu fordern hat: quisquis praesumitur bonus — ein Rechtsgrundsatz, der allerdings in unsern heutigen Polizeistaaten immer mehr und mehr in Abnahme kommt) — und ich meinerseits hatte das Vertrauen gehabt, daß es mit der Ehrfurcht vor der Wissenschaft, mit der Achtung vor dem Ernst und der Würde einer freien, männlichen Ueberzeugug, welche man zu erkennen gegeben, auch wirklich Ernst sei; ich hatte das Vertrauen gehabt, daß man, was man wollte, auch wirklich wollte. —

In der Folge zwar bin ich auch über jene früheren Vorlesungen eines Anderen belehrt worden. Der Herr Minister von Bodelschwingh, nachdem die hier vorliegenden Vorlesungen verboten waren, hat mir auch über jene früheren sein äu-

ßerstes Mißfallen zu erkennen gegeben; er habe schon damals von acht zu acht Tagen geschwankt, ob er sie nicht durch ein Verbot beenden solle. Wie ich es damals dem Herrn Minister gegenüber mündlich gethan, so kann ich auch jetzt an dieser Stelle nur mein aufrichtiges Bedauern aussprechen, daß er es damals nicht wirklich gethan; so wäre der Regierung wie mir — (und vielleicht auch dem Publikum) eine in allem Betracht nur unerfreuliche Täuschung erspart gewesen.

Am Allerwenigsten wird der Leser hienach begreifen, wie nichtsdestoweniger die Bitte um Gestattung fernerer Vorlesungen, welche ich in gutem Glauben im Juli vorigen Jahres an das Berliner Polizeipräsidium richtete, sofort und auf das Zuvorkommendste gewährt werden konnte. Seine Verwunderung wird steigen, wenn er hört, daß ich dabei das Thema der beabsichtigten Vorlesungen: Literatur der Gegenwart, buchstäblich angegeben. Wer Literatur der Gegenwart lesen darf, dem muß denn doch auch wohl erlaubt sein, auf die

Geschichte der Gegenwart Bezug zu nehmen; das, dächte ich, wäre einfach genug. Wer aber dies Letztere nicht will, nun gut, der muß auch die ganze Vorlesung nicht erlauben. —

Dennoch that man dies: und mit dem besten Humor, am 15. Januar d. J., eröffnete ich meine Vorlesungen — auf welche Weise, zeigt dies Buch. Die Versammlung war außerordentlich zahlreich, die Theilnahme ungemein lebhaft; ich hatte alle Aussicht, mein Publikum wirklich zu erfassen und zu begeistern.

Zwei Tage darauf wurde ich zum Herrn Präsidenten von Puttkammer beschieden. Er eröffnete mir, daß meine Vorlesung Anstoß gefunden, daß namentlich Herr von Bodelschwingh aufs Aeußerste erzürnt sei; es würde gut sein, wenn ich ihm das Concept meines Vortrages aushändigte, um es demnächst dem Herrn Minister zu überreichen, wo sich denn hoffentlich die Grundlosigkeit des gegebenen Anstoßes ergeben würde. Weil man heut zu Tage auf Alles gefaßt sein muß, so hatte ich, so unverfänglich mir selbst mein Vortrag auch erschien,

dennoch auch diesen Fall als möglich voraus-gesehen und demgemäß mein Concept schon zu mir gesteckt; ich konnte also der Aufforderung des Herrn Präsidenten augenblicklich willfahren.

Am 20. Abends wurden mir folgende beide Schreiben mitgetheilt:

In Folge einer Anweisung des Königlichen Ministerii des Innern vom gestrigen Tage ist Ew. Wohlgeboren die unter dem 30. Juli a. pr. ertheilte Concession, eine Reihe literarischer Vorträge zu halten, da Sie den darin gestellten Bedingungen nicht nachgekommen sind, entzogen worden. Die Gründe, welche hiezu Veranlassung gegeben haben, gehen aus der abschriftlich anliegenden Bekanntmachung, welche morgen in den Zeitungen erscheinen wird, hervor.

Unter Rückgabe des von Ihnen eingereichten Manuscripts werden Ew. Wohlgeboren angewiesen, Sich der Fortsetzung der öffentlichen Vorlesungen zu enthalten.

Berlin, den 20. Januar 1847.

Königliches Polizei-Präsidium.
Puttkammer.

Dem Dr. Prutz ist unter dem 30. Juli v. J. die nachgesuchte Erlaubniß:

> eine Reihe literargeschichtlicher Vorträge über die neueste Entwickelung der Literaturen Europas vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

in diesem Winter hier öffentlich zu halten, mit der Bedingung ertheilt:

> bei Vermeidung sofortigen Widerrufs dieser Erlaubniß, aller Bemerkungen und Anspielungen in Bezug auf Gegenstände, welche dem Gebiete der Politik angehören, sich zu enthalten.

Auf Grund dieser Erlaubniß hat der Dr. Prutz am 15. d. Mts. seine Vorträge begonnen. Er hat dabei die obige Bedingung nicht erfüllt, vielmehr, abgesehen von zahlreichen Digressionen auf das Gebiet der politischen Geschichte, seine Aufgabe geradezu dahin ausgesprochen:

> zwar Literaturgeschichte vorzutragen, weil er nichts Anderes vortragen dürfe, aber mehr Gewicht auf die Geschichte, als auf die Literatur legen zu wollen.

Hiernach hat die Erlaubniß vom 30. Juli v. J. zurückgenommen werden müssen und die Vorträge des Dr. Prutz werden nicht fortgesetzt werden.

Berlin, den 20. Januar 1847.

Königliches Polizei-Präsidium.
(gez.) von Puttkammer.

Man sieht, die Regierung hält hier noch den Standpunkt des Contraktes fest: weil Du meinen Juden geschlagen hast, so schlage ich nun Deinen; Du hast Dein Wort nicht gehalten, und also halte ich nun meines auch nicht. — Wie viel Wahres hieran ist, brauche ich nach der oben gegebenen Auseinandersetzung wohl nicht mehr zu erörtern; ich erlaube mir nur die eine Frage: wenn ich z. B. den gegenwärtigen Zustand Preußens als einen durchaus vollkommenen, einen wahren Musterzustand gerühmt hätte, wenn ich etwa Herrn Eichhorn einen ausgezeichneten Minister, einen wahren Hort der Wissenschaft, wenn ich das Ehescheidungsgesetz, die Prügelstrafe, die verschärften Censurinstruktionen bewundernswerthe Akte der Staatsweisheit genannt hätte — Dinge Alles, welche ganz unzweifelhaft in die Politik übergreifen, und noch dazu in die allernächste Tagespolitik — lieber Leser, was meinst Du? ob meine Vorlesungen dann auch wohl wären verboten worden?!

Auch muß ich der Behörde nachrühmen, daß sie selbst diesen Standpunkt späterhin hat fallen

lassen, so weit sogar, daß sie sich weigerte, jenes Inserat, dessen einstweilige Zurücknahme der Herr Minister mir zu gestatten die Güte hatte, späterhin noch zum Abdruck zu bringen; sie muß sich also von der Unhaltbarkeit des hier aufgestellten Grundes wohl selbst überzeugt haben

Werde ich nun aber gefragt, welchen anderweitigen Grund des Verbotes man mir angegeben, (ich bitte meine Worte zu beachten: angegeben, sage ich, nicht gehabt: dies ist wieder so eine Art Dachsbau): so kann ich aus den verschiedenen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit hohen und höchsten Beamten nur Folgendes zusammenstellen:

Zum Ersten: daß ich in meinem Vortrage Polizei und Censur verspottet. Verspottet, nego; erwähnt, concedo: zwei- oder dreimal; allein ich habe nicht gewußt, daß Polizei und Censur Institute sind, von denen man ohne Anstoß öffentlich nicht reden darf.

Zum Zweiten (Worte Sr. Exc. des Herrn Ministers von Bodelschwingh:) „Suchen Sie sich ein anderes Theater, wo Sie sich können

dafür beklatschen lassen, daß Sie die französische Revolution lobpreisen; in Preußen, und in Berlin, das müssen Sie sich selbst sagen, mein Herr Doctor, ist dafür kein Platz.“ — Ich sehe ein, daß ich es mir allerdings hätte sagen sollen; leider indessen habe ich es nicht gethan. Ja noch jetzt wollen mich mitunter Zweifel beschleichen; hätte der Herr Minister nicht die Güte gehabt, es mir Selbst zu sagen, daß man in Preußen die französische Revolution entweder gar nicht oder nur tadelnd erwähnen darf, aus eigenem Witz, ich bekenne es, wäre ich nicht darauf gekommen. — Daß beim Schluß meines Vortrages ein ziemlich lebhaftes Bravo mich von der Rednerbühne entließ, muß ich gleichfalls einräumen. Aber so habe ich seitdem die Beruhigung gehabt, daß dem Herrn Minister von Bodelschwingh in der Versammlung des vereinigten Landtags ganz dasselbe passirt ist. Der Herr Minister hat sich das zwar verbeten und dabei die Aeußerung gethan: er spreche nicht, um beklatscht zu werden, sondern weil es ihm so ums Herz sei, und um seine Ueberzeugung kund zu

thun. Nun gut, ganz so verhält es sich auch mit mir; es ist mir auch so ums Herz gewesen, wie ich gesprochen habe, ich habe auch nicht das Beifallklatschen der Masse, sondern nur den Ausdruck meiner Ueberzeugung gesucht. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig: und so dürfte dieses Argument bei ähnlichen Gelegenheiten in Zukunft wohl wegfallen.

Drittens endlich eine Aeußerung des Herrn Cabinetsministers von Thiele, welche vielleicht am Nächsten zum Ziele trifft, nur daß sie allerdings einigermaßen hypothetisch ausgesprochen ist. Als ich nämlich dem Herrn Minister bei einer, nach dreimaligen vergeblichen Versuchen erlangten Audienz die Unverfänglichkeit des so hart incriminirten Ausdrucks von der „Literaturgeschichte und Geschichte" (s. o.) auseinandersetzen wollte, unterbrachen Se. Exc. mich mit der Versicherung, daß dies bei ihm völlig vergebene Mühe sei; er wisse sehr wohl, daß es in Deutschland eine Partei gebe, welche an dem Umsturz der Throne und Altäre arbeite... Auf meine verwunderte Anfrage, wie, da ich meines

Wissens zum ersten Male die Ehre hätte, vor Sr. Exc. zu stehen, Hochdieselben zu dieser genauen Kenntniß meiner Person kämen, beschränkten Se. Exc. Ihren Ausdruck zwar dahin, daß Sie das nur im Allgemeinen gesagt hätten und Sich über mich erst aus der überreichten Vorlesung, resp. Eingabe instruiren wollten; im Ganzen indeß glaube ich, daß hier wohl so ungefähr das Wort des Räthsels ausgesprochen worden ist.

Ein viertes Motiv, welches in einem sogleich mitzutheilenden Ministerialrescript vom 23. Februar angedeutet ist, überlasse ich dem Leser selbst an der betreffenden Stelle einzusehen. — Ich eile jetzt zum Schluß.

Wer die Lust und Liebe in Anschlag bringt, die ein Jeder, auch ohne Selbstüberschätzung, zu der Arbeit seines Geistes nothwendig hegt; wer ferner die Verpflichtungen erwägt, welche ich gegen meine zahlreichen Zuhörer hatte; wer die Scheu theilt, welche ich, und gewiß nicht mit Unrecht, vor jedem öffentlichen Spektakel empfinde; ja wer (denn es wäre gewiß eine

sehr falsche Scham, dies verschweigen zu wollen: ich bin lange nicht reich genug, um mir mein mühsam erworbenes Besitzthum durch Willkür der Behörden gutwillig zersplittern zu lassen) auch nur die mit dem Verbot verknüpften finanziellen Weiterungen, dies Rückzahlen der Beträge, dies Rechnen und Handeln ermißt — wer unter diesen Umständen wird es mir verdenken, daß ich kein ehrenhaftes Mittel unversucht ließ, die Rücknahme des Verbotes zu erwirken? — Ich richtete, auf den Rath des Herrn Ministers von Bodelschwingh selbst, eine Immediateingabe an des Königs Majestät; ich suchte darin die wahre Absicht meiner Vorlesung zu rechtfertigen; ich suchte namentlich den Irrthum zu zerstören, als hätte ich mit dem Versprechen, mehr Geschichte als Literaturgeschichte zu lesen, statt einer literargeschichtlichen geradezu eine politische Vorlesung ankündigen und auf diese Art die mir gestellte Bedingung nicht sowohl umgehen, als vielmehr brutalisiren wollen; ich bat, wenn gegen meine Absicht mein Vortrag wirklich einige mit Recht anstößige Ausdrücke ent-

halten sollte, dies mit der Schwierigkeit des Gegenstandes, so wie mit meiner Ungeübtheit als öffentlicher Redner zu entschuldigen; ich fügte endlich das Concept des zweiten Vortrages (es ist, bis auf wenige Schlußzeilen, buchstäblich dasselbe, wie es hier zum Abdruck gekommen ist) meiner Eingabe bei, indem ich mich zugleich bereit erklärte, meine ferneren Vorträge einer von Sr. Maj. zu bestellenden Specialcontrolle, falls nämlich eine solche in der Absicht Sr. Maj. liege, zu unterwerfen. Dies Alles am 21. Januar.

Fünf Wochen später, nachdem inzwischen die wachsende Ungeduld meiner Zuhörer mich zu der Erklärung genöthigt hatte, die eben erwähnte Eingabe gern selbst wieder zurücknehmen zu wollen, wenn ich damit nur endlich eine Beendigung der ganzen Sache herbeiführen könnte, sei es auch durch ein Verbot — am 23. Februar wurde mir folgendes Ministerialrescript von demselben Datum zugestellt:

Ew. Wohlgeboren Immediatgesuch um Aufhebung der Verfügung, wodurch die Fortsetzung der von Ihnen

hier gehaltenen öffentlichen Vorträge verboten wurde, ist von Sr. Majestät dem Könige nicht genehmigt, mir vielmehr mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 14. d. Mts. also bereits vor Ihrer Eingabe vom 18. d. Mts., worin Sie mir anzeigen, daß Sie bei jenem Verbote sich beruhigen wollen, der Befehl ertheilt worden, Sie mit Ihrem Antrage zurückzuweisen. Als Seine Majestät im vorigen Jahre auf Ihre Bitte die Niederschlagung der Criminal-Untersuchung gegen Sie befohlen, geschah dies in dem, durch den Inhalt Ihres damaligen Gesuches hervorgerufenen und mit Rücksicht auf den auch bei Ihnen zu vermuthenden Charakter der Bewohner Ihrer heimathlichen Provinz doppelt gerechtfertigten, Vertrauen, daß Dankbarkeit für die Ihnen gewährte Begnadigung ihre Macht auf Sie nicht verfehlen und Sie von fernern Verirrungen zurückhalten werde. Der Inhalt des von Ihnen in der ersten diesjährigen Vorlesung gehaltenen Vortrags lehrt, daß jene Hoffnung eine Täuschung war. Sie haben daher das Verbot der Fortsetzung dieser Vorträge sowie den Befehl Sr. Majestät des Königs, Sie zu öffentlichen Vorträgen nicht wieder zuzulassen, lediglich Ihrem eigenen Willen zuzuschreiben.

Berlin, den 23. Februar 1847.

Der Minister des Innern
Bodelschwingh.

Ich habe diesem Bescheide nur Weniges hinzuzufügen. Ich will nicht auf die einigermaßen neue Erscheinung aufmerksam machen, daß ein Begnadigungsgesuch (und ein solches war meine Immediateingabe vom 21. Januar allerdings) nicht nur eine Bestätigung, nein, sogar noch eine Verschärfung der ausgesprochenen Strafe zur Folge hat; ich will auch keine Deutung desjenigen versuchen, was über meine heimathliche Abkunft gesagt ist, und was für Folgerungen sowohl für mein Vaterland Pommern, wie für die übrigen Provinzen der Monarchie sich mit Nothwendigkeit daraus ergeben. Die Ehrfurcht, welche ich dem königlichen Namen schuldig bin, verbietet mir diese und alle ähnlichen Fragen. Auch mögen meine Landsleute selbst entscheiden, ob sie mich für einen schlechten Pommer halten wollen oder nicht; es wird ganz auf den Charakter der Beurtheiler selbst ankommen, ob ich in ihrer Landsmannschaft eine Ehre finden soll oder das Gegentheil. Was Pommern, was Preußen! Wir haben genug mit der Herstellung des einen großen Vater-

landes, Deutschland, zu thun, als daß von solchen Provinzial-Lappalien noch lange die Rede sein könnte.

Ein Punkt dagegen scheint mir allerdings erheblich genug, um ihn nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen. — Das eben mitgetheilte Ministerialrescript bringt das Verbot meiner Vorlesungen, oder doch jedenfalls seine Bestätigung, in Zusammenhang mit jenem früheren Immediatgesuch vom 18. October 1845: gleich als ob ich dort Versprechungen gemacht, Hoffnungen erweckt hätte, die ich hinterdrein nicht erfüllt, und als ob ich dafür nun durch Unterdrückung meiner Vorlesungen sollte bestraft werden. — Seine Hoffnungen hat bekanntlich Jeder für sich; was dagegen die Versprechungen betrifft, so blättre der Leser nur wenige Seiten zurück: so wird er sich wiederholt und mit eigenen Augen überzeugen, daß ich nicht ein Haarbreit mehr versprochen habe, als was sich von selbst versteht und wozu Jeder, der überhaupt in irgend einem Staate lebt, stillschweigend, auch ohne besonderes Versprechen,

verbunden ist: nämlich von der mir gesetzlich zustehenden Freiheit keinen anderen, als nur gesetzlichen Gebrauch zu machen. Da nun entsteht die Alternative: entweder meine Vorlesungen enthielten nichts wider das Gesetz — wie konnte man sie dann rechtlich verbieten? Oder aber ich hatte das Gesetz wirklich beleidigt — warum hat man alsdann unterlassen, mich zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen?! Nicht der Willkür gehört es, das beleidigte Gesetz zu rächen, noch darf jemals die Polizei den Richter ersetzen wollen; selbst daher wenn ich schuldig war, so war das Verbot der Vorlesungen, zumal in dieser Form, die rechtliche Strafe nicht. Eins von beidem also ist geschehen: entweder man hat mir zu viel gethan oder zu wenig, man hat das Gesetz gekränkt oder mein Recht. — Das Ministerialrescript spricht von meinen „Verirrungen." Worin bestehen sie? und wer ist hier der Münzwardein, der Irrthum von Wahrheit scheidet? Das System einer Regierung, die Doctrin eines Ministers, die persönlichen

Ansichten eines Regenten — das Alles können möglicher Weise sehr respectable Dinge sein, aber absolute Wahrheiten sind sie dennoch nicht; man kann von ihnen abweichen, ohne sich deshalb gleich schon zu verirren. Ueberhaupt, nach meiner geringen Einsicht, giebt es nur einen Irrweg, das ist, der vom Recht abführt: und wie die Geschichte lehrt, so haben Staatsmänner und Fürsten denselben zum Wenigsten nicht seltner betreten als Dichter und Schriftsteller. Jedenfalls, so lange die „Verirrungen" nicht zu Thaten, und zwar zu gesetzwidrigen Thaten werden, sind sie jedes Einzelnen Privatangelegenheit: und bestreite ich bis dahin der Behörde alles und jedes Recht, mir meine „Verirrungen" vorzurücken. Die Welt mag sehr schön gewesen sein, da sie noch im Zeitalter der Patriarchen stand: allein was mehr? Dieses Zeitalter ist vorbei und selbst die bestgemeinte Absicht der Regierungen, für ihre Unterthanen zu denken und das ihnen zuträgliche Maß von Wahrheit oder Irrthum zu bestimmen, darf auf keinen Dank mehr rechnen. —

Und damit endlich genug. Zu den mitgetheilten Documenten und Actenstücken kommen, als das wichtigste von allen, im Nachstehenden die Vorlesungen selbst. Möge der Leser auch diese prüfen! Möge er aber (ich wiederhole meine Bitte) auch keinen Augenblick außer Acht lassen, daß, was ich ihm hier vorlege, kein Buch ist, das auf schriftstellerische Bedeutung Anspruch macht, sondern lediglich, wie ich es bereits oben bezeichnete, eine Vertheidigungsschrift.

Im dreißigjährigen Kriege gab es unter den deutschen Landsknechten einen Spruch, welcher angeblich stich- und kugelfest machen sollte: Halunke, wehre dich! Ich weiß nicht, ob das Mittel noch heut zu Tage seine Kraft behalten hat; jedenfalls aber glaube ich, daß gerade, die sich wehren, nicht die Halunken sind.

Hamburg, im Mai 1847.

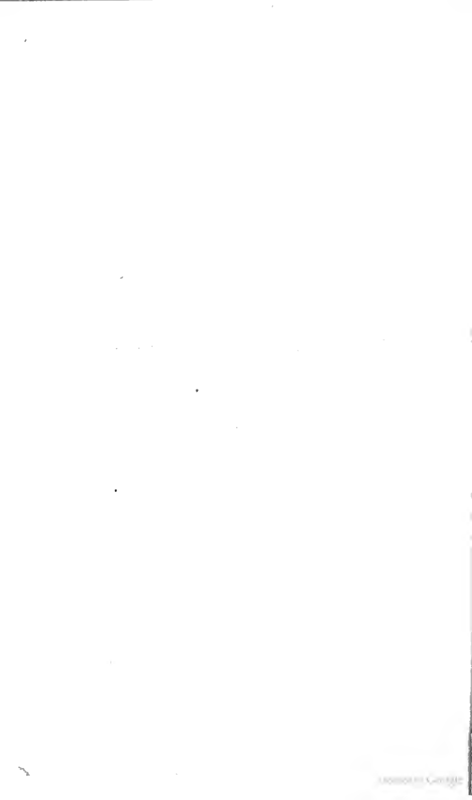
R. E. Prutz.

Inhalt.

Vorlesungen

über die

Literatur der Gegenwart.



Erste Vorlesung.

Einleitung: Stellung der modernen Literatur zum Publikum und zur Kritik; ihre Tadler und ihre Lobredner. Schwierigkeit der Aufgabe; Umfang und Absicht dieser Vorträge. — Das achtzehnte Jahrhundert. Die Aufklärung und die französische Revolution. Einwirkungen auf die deutsche Literatur. Goethe und Kant; Schiller und Fichte. Nationale Krisis; Aussichten in das neunzehnte Jahrhundert.

Verehrungswürdige Versammlung!

Indem ich im Begriffe bin, Ihre Aufmerksamkeit für einige Vorträge in Anspruch zu nehmen, deren Zweck und Aufgabe es ist, ein Gemälde unserer gegenwärtigen Literatur vor Ihnen zu entrollen — was ist natürlicher, als daß in eben diesem Augenblicke, da ich zuerst das Wort an Sie richte, mit erneuter Lebendigkeit alle jene Schwierigkeiten vor meine Seele treten,

welche mit diesem Unternehmen überhaupt verbunden sind?

Erlauben Sie mir denn, bevor ich mich dem eigentlichen Gegenstande selbst zuwende, einige einleitende Worte, Worte der Rechtfertigung, der Verständigung, voranzusenden und den Standpunkt, von welchem aus ich Ihnen diese Vorträge darbiete, von dem aus ich wünsche, daß auch Sie dieselben aufnehmen möchten, in flüchtigem Umriß zum Voraus zu bezeichnen.

Die Geschichte unserer modernen Literatur, die Literatur der Gegenwart —

Aber schon hier ist eine Rechtfertigung, eine Verständigung nöthig! Schon hier, bei diesem bloßen Namen, sehe ich sie wider mich zu Felde rücken, mit dem schweren Geschütz ihrer Systeme, ihrer Beweisführungen, ihrer gelehrten Handbücher, unsere Kritiker, unsere Aesthetiker, vor Allem unsere Literarhistoriker selbst! Ich höre schon, wie sie ihre Stimme erheben und mich unterbrechen mit dem Vorwurf, von einem Dinge zu reden, welches, genau genommen, gar nicht existirt! Ich höre schon, wie Aesthetik und Kri-

tik und — die mächtigste heutigen Tages von Allen, im Leben sowohl wie in der Literatur! — die Polizei, es als eine abgemachte Sache betrachten und sich die Hand darauf geben und völlig einverstanden sind, daß es gegenwärtig gar keine deutsche Literatur mehr giebt, — oder wenn eine, so nur eine höchst klägliche, höchst verderbte, höchst gefährliche. —

Die Literatur der Gegenwart... Ei nun ja, meint man: wenn das schon eine Literatur macht, daß jährlich so und so viel tausend Ballen Papier bedruckt werden; — wenn die Stärke einer Literatur abhängt von der Stärke des Meßkatalogs; — wenn zu dem Begriff einer Literatur überhaupt nichts weiter gehört als Literaten: gewandte, schreibfertige, unermüdliche Literaten, Literaten, welche es in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nicht im Mindesten irre macht, daß sie noch vor Abend vergessen sein werden und daß dieselbe Welle, welche sie so eben eine flüchtige Minute hindurch in die Höhe trug, sie in der nächsten bereits wieder hinabgespült haben wird, die sich selbst entwöhnt von dem Gedan-

ken eines dauernden Nachruhms, die Verzicht geleistet haben auf klassische Vollendung, ja die, überwältigt und ihrer künstlerischen Selbständigkeit beraubt durch den gewaltigen Strom der Zeit und die hin und wieder fluthende Woge der Parteien, selbst gar nichts mehr wollen, sich selbst gar keine höheren Ziele stecken, um keine edleren Kränze mehr ringen, als wie sie der Zeit, der vergänglichen, dienen wollen und dem wechselnden Geschmack der Menge —: ja dann freilich, sagt man, dann haben auch wir noch eine Literatur, dann dürfen auch wir uns noch eines literarischen Lebens rühmen, und obenein eines sehr reichen, sehr vielgestaltigen.

Dagegen (fährt man fort) wenn der Glanz und die Größe einer Literatur vor Allem auf ihrem inneren, künstlerischen Werthe beruht; wenn sie beruht erstlich und hauptsächlich auf einer Reihe großer und glücklicher Schriftsteller: Schriftsteller, welche nicht nur ihrer Bildung, ihrem geistigen Zusammenhange nach auf der vollen Höhe ihres Zeitalters stehen, sondern denen ein geneigtes Schicksal auch die Gabe ver-

liehen hat, diesen höchsten Inhalt ihres Jahrhunderts, seinen Schmerz und seine Freude, seine Hoffnung wie seine Furcht, seine Sehnsucht und Erwartung, auszusprechen und darzustellen in vollendeter künstlerischer Form; die auch nicht dastehen in trauriger Vereinzelung, gleich verkrüppelten Bäumen auf öder, einsamer Haide: nein, die sich fröhlich zusammendrängen, die in einander rauschen und wogen, wachsen und blühen, gleich Halmen eines Feldes, gleich Blumen eines Kranzes, Einer des Anderen Ergänzung, Alle aber in ihrer schönen Mannigfaltigkeit, ihrer Selbständigkeit und doch wieder ihrem Zusammenhange, ihrer inneren Einheit ein großartiges Abbild jenes geistigen Organismus, welchen sie vertreten, und seiner mannigfachen thätigen Kräfte...

Wenn sie ferner beruht auf einem reichen Vorrath, einem Schatz gleichsam und gesammelten Kapital vorzüglicher schriftstellerischer Werke: Werke, welche ihren Ruhm nicht bloß einer zufälligen Gunst der Umstände, dem Beifall einer Schule, der Leidenschaft einer Partei, vielleicht

sogar nur dem Verfolgungseifer der Censur verdanken; die sich nicht bloß tragen lassen von der schmeichelnden Strömung der Zeit, nein: die mit lebendigen Wurzeln hinunterreichen in den Busen des Volkes selbst und, gleich Blumen aus Meeresgrunde, so aus der stillen Tiefe des Volkslebens emporblühen an das heitere Licht des Tages: Werke daher auch, deren Dauer keinem Wechsel der Zeit, keiner Aenderung des Geschmackes unterliegt: vielmehr wenn alle anderen Zeugen längst verstummt, alle übrigen Denkmale längst verfallen sind, so werden diese Werke der Schriftsteller, diese Schöpfungen der Dichter noch reden mit lauter, allverständlicher Stimme zu allen fernsten Geschlechtern, und noch die fernsten, die fremdesten Geschlechter werden sich vereinigen in ihrer Anerkennung, ihrer Bewunderung...

Und endlich wenn zur Blüthe einer Literatur drittens auch ein Publikum gehört, das von dem Feuer, das in seinen Dichtern, seinen Künstlern lodert, sich selbst sympathetisch ergriffen fühlt — ein Publikum, welches die Werke der Begeisterung auch

selbst aufzunehmen versteht mit Begeisterung; das nicht krank ist an Uebersättigung, an Verstimmung, an einem es weiß selbst nicht was; das an der Gabe, die ihm gereicht, der Frucht, die ihm geboten wird, nicht bloß verdrießlich herumknuspert und nörgelt und zankt, und wenn es Aepfel hat, so will es Pflaumen, und giebst du ihm Pflaumen, so beschwert es sich und findet es sehr unverschämt von dir, daß die Pflaumen keine Aepfel sind, oder keine Birnen, oder keine Ananas, Alles in der Welt, nur nicht gerade das, was es ist; kurzum, ein Publikum, welches, statt guten Muthes zu genießen, was es hat, seinen Genuß vielmehr darin findet, sich selber zu überreden, daß es gar keinen Genuß gehabt und daß die guten Leute, welche es zu amüsiren suchen, sich doch im Grunde eine sehr unnöthige, sehr überflüssige Mühe geben...

Wenn das Alles so ist, sagt man — und allerdings, wir müssen zugeben, daß es so ist, und daß keine Epoche literarischer Blüthe, keine Zeit poetischen Glanzes sich denken läßt, ohne auf der Grundlage dieser Bedingungen...

Nun denn, fragt man: die Hand auf's Herz, wo sind dann, in diesen unsern gegenwärtigen Zeiten, diesen Zeiten des Verfalls und der Verderbniß, des Neides und der Zwietracht, der Gleichgiltigkeit und Kälte, wo sind sie dann bei uns jetzt, diese glücklichen Dichter? diese vortrefflichen Werke? wo vor Allem ist es bei uns, dieses theilnehmende — und doch so anspruchslose, dieses geschmackvolle — und doch so naive, so unbefangene, so dankbare Publikum?!

Und kurz und gut: wo ist demnach diese Literatur der Gegenwart, von der wir überall nur reden, deren wir uns überall nur rühmen dürfen?!

Mit Schiller und Goethe, sagt man, und den übrigen prächtigen Gestirnen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts um diese beiden Sonnen unseres poetischen Horizontes versammelt waren, ist der Glanz unserer Literatur erloschen; nicht bloß ihre Höhen- auch ihre Schluß- und Endpunkte sind sie gewesen. Was nach ihnen folgt, ist, nach Leistung wie Wirkung, nur ein schwacher Abglanz, ein verblei-

chender Wiederschein jener großen und glücklichen Epoche. Die Heroen sind abgetreten; und ein kleines nachgeborenes Geschlecht, ein Geschlecht von Spätlingen, welche in ihrer bleichen, kümmerlichen Farbe, ihrem schwächlichen, krankhaften Wuchs, ihrem trübsinnigen, reizbaren Temperament nur die Ohnmacht ihrer Erzeuger, wie ihre eigene zur Schau tragen, hat sich der verlassenen Bühne bemeistert: Epigonen, welche die Erbschaft ihrer großen Vorfahren weder zu erhalten wissen, noch wissen sie dieselbe zu entbehren! die nicht leben könnten ohne die Größe und den Ruhm ihrer Vorgänger, weil er allein es ist, woran sie ihr armes, kleines Dasein fristen — und doch auch wieder deren Unglück in eben diesem Ruhm, eben dieser Größe besteht, weil sie sich erdrückt fühlen von ihr und zehren sich auf in dem vergeblichen Bemühen, sich frei zu machen von Mustern, an welche sie doch ewig gebunden sind, sowohl durch die Vortrefflichkeit dieser Muster, wie durch ihre eigene Schwäche — ein Geschlecht mit Einem Worte, nur eben geboren um zu sterben, Futter für's

Pulver, nur eben gut genug, mit ihren Leichen, den Leichen ihrer todtgeborenen Werke, die große Lücke der Gegenwart auszufüllen und uns hinüber zu helfen über diese öde, leere, trostlose Zeit, in welcher sie selbst spurlos verschwinden!

Mögen sie denn, sagt man, diesen ihren Beruf erfüllen, der ja doch erfüllt werden muß! Mögen sie existiren, weil sie einmal da sind! Mögen sie, Geschöpfe des Tages, auch buhlen um seine Gunst! Ja mögen sie, weil es ihnen nun einmal so im Blute liegt und weil sie behaupten, sie könnten es nicht anders — mögen sie sogar auch Verse machen und Bücher schreiben und sich selbst betrügen mit dem Traumbild einer neuen, modernen Literatur, einer neuen, modernen Dichtung, die doch noch nirgend existirt, es sei denn in großen Redensarten, in kühnen Behauptungen, geheimnißvollen Prophezeiungen!

Aber nur die Wissenschaft soll sich nicht um sie bekümmern! Nur wer vor dem Publikum einer großen, gebildeten, geistig regsamen Stadt auftritt mit öffentlichen Vorträgen, er wähle sich ein größeres Thema, er sehe sich um nach be-

deutenderen Stoffen, als diese Misere der gegenwärtigen Literatur sie bieten kann! Nur die Geschichte, wie sie selbst von diesen ephemeren Erscheinungen keine Förderung zu erwarten hat, so soll sie auch keine Notiz nehmen von ihnen; sie soll der flüchtigen Existenz dieser Spätlinge nicht dadurch, daß sie die Namen derselben einträgt in ihre geheiligten Bücher, sei es im Guten, sei es im Bösen, gleichviel — sie soll ihnen nicht zur Ehre eines historischen Daseins verhelfen, sie soll dem Augenblick überlassen, was des Augenblicks — das heißt im Sinne dieser Beurtheiler: dem Tode, was des Todes ist! —

Oder meinen Sie, ich übertreibe? Glauben Sie vielleicht, es sei eine Carricatur, was ich Ihnen hier wiederhole, ein Zerrbild, zum Höchsten das einsame Krächzen irgend eines vorweltlichen Kritikers, eines Schriftstellers, der keine Leser, eines Literaten, der keinen Verleger gefunden — und der nun seiner persönlichen Verstimmung das Recht und die Würde eines allgemeinen geschichtlichen Urtheils zu geben bemüht ist?

Nehmen Sie, ich bitte, eine jener Literaturgeschichten zur Hand, deren jetzt so zahlreiche und großentheils so vortreffliche erscheinen. Sie nehmen das Buch, Sie schlagen es auf: über die Anfänge unserer mittelalterlichen Poesie — wie gründlich, wie ausführlich, mit welcher Sorgfalt, welchem Fleiße sind alle Reste gesammelt! mit welcher Unverdrossenheit, welcher Liebe jedes Kleinste, jedes Unbedeutendste erläutert! — Sie lesen weiter, Sie kommen an die dürre, abschreckende Periode des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, unter die theologischen und philologischen Dichter: auch hier wie gründlich, wie ausführlich! mit welcher Ausdauer, welchem Muthe sind auch hier die gewaltigsten Massen tapfer bezwungen, die ödesten Steppen rüstig durchschritten! Weiter in das achtzehnte Jahrhundert — es ist nichts vergessen! Dichter, die kaum Einer mehr kennt, Schriftsteller, die Niemand mehr liest, ja von denen es fraglich ist, ob sie nur jemals viel Leser gehabt, der ganze breite Schweif, der Ueberschuß gleichsam, der bei einer reichen, blühenden Literatur so na-

türlich wie nothwendig ist — hier werden sie Alle getreulich noch einmal verzeichnet und eingetheilt und abgemalt, wie sie geheißen und wie alt sie geworden und was sie Alles geschrieben, und auch kein Zettelchen wird uns geschenkt! — Schiller und Goethe — o da sind ganze Bibliotheken excerpirt! Unter die Retorte hat man sie gebracht, durch die Loupe hat man sie betrachtet, es giebt keine Seite an ihnen, die man nicht untersucht, keine Faser, die man nicht zergliedert, keinen Tropfen ihres Blutes, den man nicht in einem langen Aufguß ästhetischer Redensarten, kunstsinniger Betrachtungen verwässert hätte.

Und so kommen Sie an das neunzehnte Jahrhundert und kommen an die Literatur der Gegenwart . . . .

Aber hier auf einmal der Faden, der Sie bis dahin so treulich durch das Labyrinth der Vergangenheit geführt hat, reißt ab! Hier auf einmal unsere beredten Führer verstummen, sogar es ist, als ob sie ihre Laternen selbst auslöschten und uns absichtlich im Dunkeln ließen.

— Ueber Ulfilas und Kero und ich weiß nicht welchen Gesangbuchsdichter des sechzehnten Jahrhunderts oder irgend einen verschollenen Schildknappen Gottscheds alles Mögliche; allein über die Dichter der Gegenwart, über diese Poeten, die noch unter uns wandeln leibhaftig in Fleisch und Bein, die wir noch mit Augen sehen, mit Ohren hören, die noch Nutzen haben könnten und könnten lernen und könnten sich bilden an dem Urtheil des Historikers — bei Leibe nicht! —

Es ist ordentlich verwundersam mit anzusehen, was die Mehrzahl unserer Literarhistoriker sich für Mühe giebt, wie sie sich dreht und wendet und herumficht mit Gründen und Beweisen, bloß um der unangenehmen Forderung, das Gemälde unserer literarischen Entwicklung, das sie begonnen, zu vollenden dadurch, daß sie diese Entwicklung vollständig bis auf die Gegenwart begleiten sich bestmöglichst zu entziehen. Vielleicht, wo Einer recht bei Laune, oder wo es ihm recht um die Vollständigkeit seines Werkes zu thun ist, da führt er die Ge-

schichte allenfalls bis gegen das Jahr dreißig: wiewohl auch dies immer nur als Nebensache, auch dies niemals, ohne sich bei seinen Lesern, und noch mehr: vor sich selbst gleichsam zu entschuldigen wegen der schlechten Gesellschaft, in die er sie bringt: und es sei allerdings ganz richtig, die Literaturgeschichte habe mit diesen Epigonen, diesen Nachgeborenen unserer klassischen Epoche eigentlich gar nichts zu thun; auch wenn ihrer hier Erwähnung gethan würde, so geschehe das auch nur der äußerlichen Vollständigkeit willen und um ausführlich, mit Gründen, ästhetischen, philosophischen, geschichtlichen, zu erweisen, was zwar jeder Einsichtige ohnedies schon wisse: nämlich daß unsere Literatur seit Schillers und Goethe's Tode in einen gräulichen Verfall gerathen und daß wir im Grunde gar keine Dichter mehr haben.

Und nun gar über das Jahr dreißig hinaus, mitten hinein in diese volle, unmittelbare Gegenwart — aber das wäre ja eine wahre Profanation der Wissenschaft, das hieße ja die Geschichte, diese erhabene Priesterin der Wahrheit

erniedrigen zur Sclavin des Marktes und seiner wechselnden, werthlosen Interessen!

Zwar es giebt auch Ausnahmen. Es sind, eben in diesen letzten vier, fünf Jahren, eine Reihe von Werken erschienen, welche sich die Darstellung eben dieser unserer neuesten Literaturepoche zur ausdrücklichen Aufgabe stellen: sehr fleißige, sehr achtbare Werke zum Theil, deren Verdienste, wo sie deren haben, ich durchaus nicht verkennen will.

Jedoch wie es zu gehen pflegt, daß ein Extrem das andere, eine Uebertreibung die andere, man könnte auch sagen, ein Unrecht das andere hervorruft, so auch in diesem Falle. Der unbedingten und ungemessenen Verwerfung, welche von den älteren und eigentlichen Literarhistorikern über die Poesie der Gegenwart ausgesprochen ward, glaubten diese jüngeren eine ebenso unbedingte, ebenso ungemessene Anerkennung entgegensetzen zu müssen. Sahen jene zu schwarz, so diese zu rosig. Bewiesen jene, daß es mit der neuen Literatur nichts sei und daß, wer nach Schillers und Goethe's Tode einen Vers

gemacht, zumeist nicht des Brodes werth, das er gegessen: so stellten diese dagegen die Behauptung auf, daß selbst Schiller, selbst Goethe nur Vorläufer gewesen und daß erst die Literatur der Gegenwart die wahre, die eigentliche Literatur. Gingen jene gleichgiltigen Blickes selbst an den bedeutendsten Namen der neueren Zeit vorüber und hatten sie selbst für die geachtetsten, die gelesensten Schriftsteller der Gegenwart kaum nur ein halbes Wort, ein halbes mitleidiges Achselzucken, als wollten sie gleichsam sagen: bedaure recht sehr, aber warum sind Sie auch nicht funfzig Jahre früher geboren?! so dagegen diese, die Literarhistoriker, die Kritiker der jüngsten Epoche, gleich als fürchteten sie sonst mit dem Stoffe nicht auszureichen, ziehen mit eifriger Vorliebe jede kleinste Größe hervor, binden Stelzen unter, setzen Federhüte auf, schöne, bunte, wehende Federhüte, selbst auf die Gefahr hin, daß es am Kopf darunter mangle, stoßen in's Horn und klatschen, wo nur irgend ein Springer das Seil betritt. Und wo es ja an Berühmtheiten fehlen sollte, nun gut, der Lite-

2*

rarhistoriker der Gegenwart ist Mann dafür: so macht er sie.

Allein nur Schade, das Publikum glaubt nicht an sie. Es hat die Absicht gemerkt und ist verstimmt geworden; es hat Argwohn gefaßt gegen diese Geschichtschreiber, welche, indem sie mit so lauter Stimme die Vortrefflichkeit ihres Jahrhunderts, den Ruhm ihrer Zeitgenossen verkündigen, allerdings nicht umhin können, gewissermaßen auch sich selbst, die sie ja auch in diesem bewunderten Zeitalter leben, die sie ja auch Antheil haben an dieser ganz unerhörten, ganz nagelneuen, ganz unübertrefflichen Literatur, einige kleine Bücklinge zu machen; es wittert so etwas wie Clique; es will ihm vorkommen, als ob der erhabene Strom der Geschichte hier wohl zuweilen benutzt werde, die klappernde Mühle des Eigenlobes und des persönlichen Interesse in Bewegung zu setzen.

Sehr mit Unrecht, das versteht sich. — Die Thatsache indessen bleibt stehen und kann nicht geläugnet werden: mehr vielleicht noch, als die

Tadler, die Verächter, haben die Lobredner, die Bewunderer der modernen Literatur diesem ihren eigenen Schützlinge in der öffentlichen Meinung geschadet. Ja das ganze Unternehmen, die Literatur der Gegenwart zu einem Gegenstande historischer Betrachtung zu machen, hat durch diese gewiß sehr wohlgemeinten, aber nicht ganz richtig geleiteten Bemühungen etwas Mißliches, etwas Bedenkliches erhalten; es hat sich ein Vorurtheil dagegen gebildet, welches auch der reinste Wille, die beste Absicht kaum darf zu überwinden hoffen.

Wie also steht nun die Sache? Ein Stoff, der noch mitten inne liegt in der schwankenden Woge der Parteien, von den Einen getadelt über Maß, von den Andern über Maß gelobt, ein Stoff dabei, der jeden Einzelnen von uns von allen Seiten persönlich umgiebt, den es gar nicht möglich ist zu berühren, ohne hier oder dort, nach rechts oder nach links, bei diesem oder bei jenem, auf irgend eine Weise anzustoßen und, sei es durch Lob oder Tadel, durch Reden oder Schweigen, persönliche Neigungen

oder Abneigungen, Sympathien oder Antipathien zu verletzen....

In der That, es wäre schlimm genug, wo man gewaltsam, durch äußeren Zwang in eine so kritische Lage genöthigt wäre. Aber sich freiwillig hineinbegeben, einen solchen zweideutigen, dornigten, fast möcht' ich sagen unmöglichen Stoff, freiwillig, absichtlich vor das Publikum bringen — in der That, ist es recht, ist es nur klug gethan? Welch Vertrauen des Publikums darf ich in Anspruch nehmen bei einem Unternehmen, wo schon so viel Bessere, so viel Geschicktere sein Vertrauen getäuscht haben? Wo ist hier in diesem Chaos der Prüfstein, der überall das edle Metall vom unedlen, das Erz von den Schlacken zu scheiden lehrt? Welches kritische System ist sicher, welche Aesthetik unfehlbar genug, um durch dieses Labyrinth, wo schon so Viele irre gegangen, mich Einzelnen glücklich hindurchzuführen? Welchem Systeme überhaupt soll ich folgen, welchen Maßstab anlegen, um Allen gerecht und doch auch wirklich gerecht zu sein?

Wohlan denn: so wollen wir die Systeme ganz beiseite lassen! so wollen wir absehen von der Aesthetik überhaupt, so wollen wir die Schriftsteller der Gegenwart weder so noch anders beurtheilen, so wollen wir sie überhaupt nicht beurtheilen, so wollen wir sie nur einfach zu begreifen suchen! zu begreifen in ihrer historischen Nothwendigkeit, in ihrem Zusammenhange mit der Zeit, in der sie lebten, das heißt also mit der Gegenwart und ihren eigensten, innersten Bedürfnissen!

Ob die Literatur der Gegenwart gut oder schlecht, ihre Dichter groß oder klein, glücklich oder unglücklich, talentvoll oder talentlos, es ist eine Frage, die uns hier überhaupt nicht kümmern soll. Jede Zeit, wie ihre Menschen und ihre Thaten, ihre Sitten und Gebräuche, so bringt sie auch ihre Literatur hervor. Es hat keine Zeit ein Recht zu klagen über ihre Literatur und Zeter zu rufen über ihre Dichter, als wären sie ihr nicht geistreich genug oder nicht poetisch oder ich weiß nicht was: die Dichter wachsen auch nicht in die Höhe wie die Pilze,

es ist auch nicht Caprice oder Bosheit oder Ungeschick von ihnen, daß sie nicht besser sind, als sie sind. Auch Sie, meine Herrschaften, wie Sie hier sitzen, auch das Publikum als solches, auch die Nation in weitestem Umfange mit ihren Tugenden und Fehlern, ihren Vorzügen und Mängeln, Sie haben alle Antheil an Ihren Dichtern, Sie bringen sie hervor, Sie helfen sie erzeugen, es sind Theile Ihres Wesens.

Darum, wo eine Zeit unzufrieden ist mit ihrer Literatur, wo sie Klage führt über ihre Dichter, da bekenne sie, daß sie sich selbst auch nicht gefällt! da bekenne sie und sehe ein, daß diese Krankheit, welche ihre literarische Blüthe zernagt, zugleich auch an ihrem eigenen Marke frißt! da bekenne sie und fühle und werde sich bewußt in ihrem tiefsten, innersten Herzen, daß, soll der Literatur geholfen werden, so vor Allem und zunächst muß erst dem Leben geholfen sein! so muß erst die Nation wieder heranwachsen zu Thaten, ehe ihre Dichter heranwachsen zu Liedern! so muß erst die Sonne der Freiheit auf-

gehen, ehe die Blume der Schönheit sich entfalten kann!

Auf diesen Standpunkt wünsche ich Sie in diesen Vorträgen zu führen. Es soll keine Schilderung einzelner Schriftsteller, keine Kritik einzelner Dichter sein: die Zeit selbst werde ich zu schildern, das Jahrhundert selbst zu kritisiren suchen, insoweit dasselbe in der Literatur seinen Ausdruck gefunden — oder noch genauer: das Jahrhundert soll sich vor Ihren Augen selbst schildern, es soll sich selbst kritisiren, sich selbst sein Urtheil sprechen in den Dichtern, die es erzeugt, den Schriftstellern, die es hervorgebracht, den Büchern, die es gelesen, bewundert, vergessen hat. Ich werde nicht an die Vorschriften der Aesthetik, an die Systeme der Philosophen, ich werde allein an die Geschichte selbst appelliren. Ich werde nicht untersuchen, wie genial dieser, wie poetisch jener Dichter, ob dieser oder jener das größere Talent: ich werde allein fragen, in welchem Zusammenhange ein Jeder mit der Gesammtheit seiner Zeit und seines Volkes steht, was er seinem Volke, seinem Vaterlande

gewesen, welche Adern von ihm hinüberleiten in den großen, lebendigen Herzschlag dieser Geschichte: und dieser Herzschlag ist die Freiheit. —

Sage mir Niemand, daß ich damit der Kunst oder auch nur den einzelnen Schriftstellern Unrecht thue und, nach dem Spruche des Dichters, den lebendigen Leib nagle auf ein todtes Kreuz, für welches er nicht geschaffen war! Der Dienst der Geschichte ist ein allgemeiner Dienst. Da ist kein König so hoch, kein Talent so reich, kein Genius so erhaben, daß er nicht seiner Zeit und seinem Volke verpflichtet wäre. Die Freiheit hat auch ihr Kreuz, ja: aber ein Kreuz, das wir Alle auf uns nehmen, das wir nicht bloß auf, nein, in die Brust uns heften sollen und sollen hinziehen und kämpfen, in einem neuen Kreuzzug, dem Kreuzzug des Geistes und der Wahrheit, um den Besitz des heiligen, unsers Vaterlandes!

Ja und sollte es sich hiebei auch schließlich ergeben, daß unsere Literatur wirklich neuerdings in Verfall gerathen, sollten wir die Anklagen ihrer Gegner bestätigen, den Unwillen ihrer

Verächter theilen müssen, sollte auch diese gemäßigte, diese unparteiische Darstellung unserer modernen Literatur jene Lorbeern, mit denen allzubehende Freunde sie voreilig gekrönt, nicht retten können: was würde es anders heißen, was anders beweisen, als daß auch die Gesammtheit unseres öffentlichen Daseins in Verfall gerathen ist, daß auch unser politisches Leben einer Wiederherstellung, einer Erneuerung, einer Kräftigung bedarf, daß, wo eine Nation begierig ist nach Dichterkronen, sie zuerst und vor Allem auch sorgen muß für Bürgerkronen, Bürgertugenden?!

Es wird also noch immer Literaturgeschichte bleiben, was ich Ihnen vortrage, das versteht sich: ich kann ja, ich darf Ihnen ja gar nichts Anderes vortragen. Nur daß ich dabei um die Erlaubniß bitte, mehr Gewicht zu legen auf die Geschichte, als auf die Literatur.

Hierin meine ich nun auch den Ausweg gefunden zu haben, den besten, den einzig möglichen, für alle jene Schwierigkeiten, jene Bedenken und Mißlichkeiten, von denen im Ein-



gang die Rede war. Wir suchten nach einem Maßstab, die Literatur zu messen: wir haben ihn gefunden in den Bedürfnissen des Volkes, in den Forderungen der Wirklichkeit, den Zusammenhängen der Geschichte. Wir suchten nach einem Stern, der uns durch die Dämmerung unserer literarischen Zustände leite: und siehe da, er ist uns aufgegangen, er scheint herab auf uns, wir halten ihn im Auge, im Herzen, den Stern des Lebens, Stern der Freiheit! —

Es hat etwas Gehässiges (ich fühle es selbst sehr wohl, und auch der reinste Wille, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf sich selbst würde diesen gehässigen Anschein nicht in allen Fällen, nicht in Aller Augen überwinden können), selbst Schriftsteller und an der Literatur der Gegenwart selbst einigermaßen betheiligt, zu Gerichte sitzen über die Schriftsteller der Zeit, seine Mitstrebenden, und Orakelsprüche herabtönen, gleichsam wie der Prediger von der Kanzel — das heißt also auf eine sehr sichere, sehr bequeme Weise: denn es darf ihn Niemand unterbrechen. Durch die Beschränkung, in der ich meine Auf-

gabe fasse, hoffe ich diesen mißlichen Anschein zu vermeiden. Es wird sich Niemand über ungerechte Urtheile zu beschweren haben: denn ich werde mich überhaupt der einzelnen Urtheile zu enthalten, ich werde mich auf die Darlegung der allgemeinen Zustände, die Entwicklung der geistigen Zusammenhänge zu beschränken suchen — die Anwendung davon zu machen, das Urtheil zu fällen, bleibe Ihnen selber überlassen.

Und wenn es mir endlich bei alledem hier oder dort begegnen sollte, meinem eigenen Vorsatze, unabsichtlich, unwissentlich, untreu zu werden, wenn es mir begegnen sollte, hier den Einfluß eines Schriftstellers zu klein, dort die Erfolge eines Anderen zu gering anzuschlagen, wenn ich etwa einen Namen übergehen sollte, den man hier erwartet, einen andern vielleicht nicht ganz mit dem Nachdruck nennen, auf den er Anspruch hat — was wär' es denn, was haben sie denn noch groß auf sich, diese einzelnen Einflüsse, Erfolge, Namen, Angesichts jenes großen, jenes erhabenen Zieles, dem auch diese Vorträge, wie geringfügig immer, sich widmen wollen?

Ich meine ja, wenn ein Solcher selbst hier im Saale wäre, er müßte ja doch alle persönliche Empfindlichkeit, alle Reminiscenzen der Journale, alle Stichworte der Coterien schwinden lassen und müßte meine dargebotene Hand ergreifen und sich mir, uns Allen verbunden fühlen in dem, was Alle eint: dem Dienst der Geschichte und des Vaterlandes.

Auch dem materiellen Umfang meiner Aufgabe hoffe ich auf diesem Wege genügen — oder vielmehr ich hoffe, mich seinem Uebergewichte auf diesem Wege entziehen zu können. Fasse ich die Bedeutung solcher Vorträge, wie diese, richtig auf, so ist es überhaupt gar nicht ihr Zweck, den Zuhörern einen gewissen unmittelbaren Vorrath von Kenntnissen, die sie noch nicht besessen, von Neuigkeiten, die sie hier zuerst erfahren, homöopathisch, in Decilliontelm, zuzumessen: sondern Ansichten zu verbreiten, Entschlüsse zu wecken, Herzen und Geister anzuregen — das scheint mir, wie der wahre Zweck, die eigentliche Bestimmung derartiger Vorträge.

Und also auch der meinigen. — Ich bin nicht

verwegen genug, den ganzen Umfang unserer modernen Literatur, das ganze ungeheuere Material unserer neuesten Culturgeschichte in die enge Grenze weniger Stunden zusammendrängen zu wollen; ich weiß, daß ich nur einzelne Partien meines Stoffes, nur seine äußersten Spitzen, seine Gipfel gleichsam berühren kann und auch diese nur flüchtig. Allein so ist es ja auch, wie gesagt, gar nicht der Zweck derartiger Vorträge, eine Wissenschaft im Auszuge, eine Gelehrsamkeit in Miniatur zu geben; so ist ja das Thatsächliche des Stoffes, die positive Grundlage von Namen, Titeln und Jahreszahlen Ihnen theils unmittelbar im Gedächtniß, theils bietet das erste, das beste literarhistorische Handbuch Ihnen dies Alles im nächsten Moment im Ueberflusse dar.

Dagegen wenn es mir gelänge, für die Betrachtungen, welche ich hier an die Thatsachen der Geschichte knüpfen, für die Folgerungen, die ich aus ihnen ziehen werde, Ihre Billigung, Ihre Theilnahme zu erwerben; wenn es mir gelänge, aus dem gelehrten Wust der Bücher, den todten

Ueberlieferungen der Literatur einen Funken lebendiger Ueberzeugung, einen Funken der Hoffnung, der Begeisterung, des Muthes hinüber zu werfen in Ihre Herzen, daß er emporloderte in freien, fröhlichen Thaten; wenn es mir gelänge, um diese Versammlung, wie sie der Zufall hier zusammengeführt, das Band eines gemeinsamen Bewußtseins zu schlingen, des Bewußtseins, daß ein Jeder von uns, der Große wie der Kleine, der Arme wie der Reiche, mit allen seinen Kräften, geistigen wie leiblichen, theoretischen wie praktischen, dem Einen, dem Vaterlande, und seinem Volke verpflichtet ist, und daß es nicht besser werden kann weder in uns, noch außer uns, weder in der Literatur noch im Leben, bis daß die Gluth dieser gemeinsamen Ueberzeugung emporlodert in allen Herzen, bis daß jene großen Gottheiten, deren Namen wir so oft unnütz im Munde führen, in Wahrheit lebendig, schaffend, unter uns, in uns wohnen: Aufopferung für das öffentliche Wohl, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Männerstolz und Würde: — wahrlich, wenn dies mir gelänge, so wäre

der höchste, der schönste Zweck dieser Vorträge erreicht! so würde ich, wie ich sie begonnen habe mit Besorgniß und Zaudern, so dann auf sie zurückblicken mit Freude und Stolz. — —

Was heißt nun eigentlich Literatur der Gegenwart? wo beginnt sie? wo ist die Grenze, welches sind die Kennzeichen, daß wir uns nicht mehr in der sogenannten klassischen, daß wir uns in einer neuen, modernen Epoche befinden? Jahreszahlen allein können hier nicht entscheiden; es kommt auf innere Merkmale an, es muß eine geistige Nothwendigkeit, ein Umschwung der gesammten Entwicklung sein, woran wir die neue, moderne Zeit von der alten, klassischen, die gährende, ringende, von der vollendeten, abgeschlossenen unterscheiden.

Werfen wir, um uns hierüber klar zu machen, einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Selten oder nie ist eine große historische Epoche schon von den Nächsten, welche ihr gefolgt sind, sogar die noch mitten inne standen in dem Besitze Alles dessen, was diese Epoche

für sie errungen und erstrebt — selten, sage ich, ist eine große historische Epoche schon von der nächsten Generation unrichtiger verstanden, undankbarer beurtheilt worden, als dies dem achtzehnten von unserm, dem neunzehnten Jahrhundert, widerfahren ist.

Es gehört dies mit zu den Kennzeichen der eintretenden neuen Zeit, daß man in stolzer Ueberschätzung sich seines Ursprungs überhob und das Jahrhundert verläugnete, dessen Kind man war. Noch heutzutage, bei der Mehrzahl von uns, wo der Name des achtzehnten Jahrhunderts unser Ohr berührt, müssen wir unmittelbar an Zöpfe und Perrücken denken, hören wir Fächer wehen, Reifröcke rauschen, fühlen wir uns angehaucht von einer unbehaglichen, engen, kleinen Atmosphäre.

Und allerdings die Leiber gingen noch in der Schnürbrust; aber die Geister befreiten, aber die Herzen erlösten sich! —

Nach hundertundfünfzigjährigem Stillstand ist es zuerst wiederum das achtzehnte Jahrhundert, welches die großen Fragen der Reforma-

tion aufnimmt und ihrer endlichen Lösung entgegenführt. Die Reformation hatte gleichsam das Princip aufgestellt: das Princip der unendlichen Selbstbestimmung und Selbstberechtigung des Geistes, das Princip der freien Persönlichkeit, das Princip der Humanität und Bildung. Das achtzehnte Jahrhundert nun setzt dieses Princip zuerst wieder in Bewegung. Was das sechzehnte Jahrhundert erworben, das achtzehnte wendet es an; was jenes geschmiedet, das achtzehnte gebraucht es als Schwert und Waffe. Das achtzehnte Jahrhundert ist ein wesentlich negatives, wesentlich kritisches Zeitalter. Es bricht die Bande der Gewohnheit, die Fesseln des Vorurtheils entzwei: lerne der Befreite nun seiner Kraft gebrauchen! Es haut das Dickicht nieder, es bahnt die Wege an: lernen wir nun sie wandeln! Es ist noch kein freies, aber es ist das Zeitalter der Befreiungen — oder wie einer der größten Geister eben dieser Zeit, wie Kant es ausdrückte: es ist noch kein aufgeklärtes, aber es ist das Zeitalter der Aufklärung.

Aufklärung — da lag es, das war es!

Sich aufklären, verständigen, begreifen, mit der Kraft des Gedankens die starre Masse bewältigen, sich zurecht finden und heimisch werden in der Welt der Erscheinungen, aus dem Chaos der Wirklichkeit, aus der brutalen Gewalt der Thatsachen sich herausretten, sich, das eigene Ich, den lebendigen, persönlichen Geist, als Herrn und König der Welt, eben darum weil er Geist und weil er Ich ist — das war die stolze, freudige Arbeit dieses Jahrhunderts, das ist der große Gedanke, der alle seine edelsten Geister belebt, die Loosung, die allgemeine, die ein Kämpfer dem anderen zuträgt.

Aufklärung —! Uns freilich, in diesen unsern neuesten Zeiten, geht es der Mehrzahl nach mit der Aufklärung, wie mit dem achtzehnten Jahrhundert überhaupt. Sie hat uns einen etwas ansäuerlichen Geschmack, es weht uns, wenn wir den Namen der Aufklärung hören, so etwas an, wie Nicolai und Biester und die Allgemeine deutsche Bibliothek: Standpunkte, die zu ihrer Zeit allerdings höchst nöthig, höchst berechtigt waren und die ich daher mit dieser Erwähnung

durchaus nicht im Allgemeinen verworfen oder auch nur verdächtigt haben will. Allein ebenso richtig ist es auch, daß sie für unsere Zeit durchaus verkommene, einseitige Standpunkte wären und daß daher, wem bei der Erinnerung an sie ein wenig unbehaglich zu Muthe wird, dafür wenigstensnicht zu tadeln steht.

Aber wohlan nun: wem der Name der Aufklärung zu altmodisch klingt, wer zu zarte Nerven hat, zu fein gebildet ist, er wähle: so gefällt der Name der Befreiung ihm vielleicht besser! so klingt der Name der Revolution seinem Ohre vielleicht angenehmer!

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen: nun und da ist sie ja, die goldige, die blutrothe, die Frucht, welcher das gesammte achtzehnte Jahrhundert entgegenschwillt, wie die Knospe der Frucht, die vom Ausgang des Jahrhunderts uns entgegenwinkt, sein Abschluß, seine Vollendung, wie die Frucht vom Baum: die französische Revolution!

Die französische Revolution, wie trivial es in der That auch ist, so muß es doch immer

aufs Neue ausgesprochen werden, weil es noch immer unter uns Leute giebt — und nicht bloß Leute, nicht bloß Polizeimänner, nicht bloß allerunterthänigste Censur- und Sicherheitsbeamte: sondern auch Männer, auch Gelehrte, auch Geschichtforscher, auch Staatsmänner giebt es, welche noch immer der Meinung sind und uns beweisen und darthun aus Tabellen und Briefen und Memoiren, daß die französische Revolution bloß entstanden sei —

Nun woher?

Weil die Franzosen von Haus aus ein unruhiges Volk, weil die Steuern zu hoch gewesen, das Korn schlecht gerathen, weil Der oder Jener Minister oder nicht Minister gewesen, und wenn Ludwig der Sechzehnte nur Dies gethan oder Jenes gelassen, und wenn es in dem und dem Falle statt so, vielmehr so gekommen wäre — mit Einem Worte, wenn die Franzosen damals nur einen wackern deutschen Professor, einen feinnasigen, schlauköpfigen deutschen Diplomaten zur Seite gehabt hätten, so wäre die ganze Geschichte anders geworden und Ludwig der Sech-

zehnte regierte noch heute, oder wenigstens seine Enkel, Napoleon aber — der wäre jetzt vielleicht ein pensionirter Major, Alles kraft der Weisheit und Vorsicht eines deutschen Professors....

Die französische Revolution, sage ich, so trivial es klingt, so muß es doch immer wiederholt werden, daß sie keineswegs bloß die französische Revolution, daß sie nicht die Revolution der Franzosen allein: vielmehr sie gehört der Welt, sie ist die Revolution der Geschichte, sie ist der Anfang eines neuen Zeitalters überhaupt!

Auch wir, wir sehr loyalen, sehr friedfertigen Deutschen, so sehr auch unser an Demuth und Gehorsam gewöhntes Herz sich bei diesem Gedanken entsetzen mag — es hilft Alles nicht, es kann uns nicht erspart werden: auch wir, so wenig vielleicht auch von den Früchten der Revolution, das heißt, von jenem neuen, freien und glücklichen Zeitalter, jenem Zeitalter der Gerechtigkeit und erneuter, höherer Menschlichkeit, welches die Revolution gleich einem blutigen Morgenstern über die Welt heraufführen sollte — so wenig vielleicht auch von diesen Früchten

uns bisher zu Theil geworden: an ihrer Entstehung, an ihrem Werden haben wir dennoch Antheil. Es sind dieselben Ideen der Freiheit und der Bildung, es ist dieselbe Herrschaft des Geistes in seiner ewigen Berechtigung, es ist dasselbe große Wort, daß alle Menschen gleich und frei geboren und daß wir Alle gleichmäßig berufen sind zu dem gleichen göttlichen Menschenthum, was durch den ganzen Lauf des achtzehnten Jahrhunderts unsere Dichter, unsere Denker beschäftigt, was uns entgegentönt aus ihren Liedern, was, wie eine allgemeine Zauberformel, ein Bannspruch Salomonis, gesucht wird und ausgesprochen in allen Formen der Denker, in allen Systemen der Philosophen — lallend zum Theil, bewußtlos, gleich einem Kinde, das nach Worten sucht und selbst noch die Laute nicht versteht, welche seine kleine Zunge stammelt: aber genug, es wird doch gesucht, es wird doch ausgesprochen —! und was nun am Ende des Jahrhunderts sich verwirklicht in Frankreich, was wiederhallt in den stolzen, todesfreudigen Rhythmen der Marseillaise, was uns entgegentropft,

schwere, sühnende Blutstropfen, von den Stufen der Guillotine! —

Daß die Entwicklung diese furchtbare Gestalt annahm, daß der Engel der Freiheit statt segnend, beglückend durch die Welt zu schreiten, sein reines Gewand mit Blut besudeln mußte, daß er, statt mit leiser, linder Hand alle Ketten zu lösen und abzustreifen, sie vielmehr zerbrechen mußte mit der schweren Wucht des Beiles — es war nicht seine Schuld! Es ist nicht der Begriff der Freiheit, in Blut zu waten, sie köpft und hängt nicht immer, so wenig wie etwa die Tyrannei uns immer auf seidene Betten legt und streichelt uns und giebt uns zu essen und zu trinken. Vielmehr es war die Schuld derjenigen, welche in dem Genius einen Dämon, in dem Aufgang einen Untergang, in der Morgenröthe nur die Flamme einer Feuersbrunst erblickten. Wenn ein Dampfkessel springt, meine Herrschaften, so ist daran so wenig der Dampf schuld, wie der Kessel: sondern derjenige trägt die Schuld, der den Kessel überheizt, der den Dampf so zusammengepreßt hat, daß er explo-

diren mußte, der vergessen hat, bei Zeiten das Sicherheitsventil aufzuziehen und dem freien Elemente Freiheit zu geben.

Darum nicht entsetzen wollen wir uns vor dem blutigen Bilde der Revolution, wir wollen nicht in jüngferlichem Wohlbehagen unsere reinen Hände erheben und Wehe schreien über die Franzosen, weil sie die Freiheit mit Blut getauft, noch über das verderbte achtzehnte Jahrhundert, das zu dieser entsetzlichen Höhe, diesem wahrhaften tarpejischen Felsen emporgestiegen ist: Ehrfurcht, meine Herrschaften, Ehrfurcht wollen wir haben vor den entsetzlichen Nothwendigkeiten der Geschichte, lernen wollen wir von ihr — und wenn es auch nichts weiter wäre, als daß man die Kessel nicht überheizen darf.

So also stellt die französische Revolution sich dar: es ist die Verwirklichung jener lebendigen, freiheitathmenden Ideen, jener Ideen der Aufklärung und der Befreiung, welche das gesammte achtzehnte Jahrhundert durchzucken, es ist die Theorie, die zur Praxis, die Literatur, die zur Politik, die Bildung, die zur

That wird; es ist Pallas Athene, die gerüstet, in Waffen klirrend, aus dem Haupt ihres göttlichen Erzeugers springt.

Wie nun stand es unterdessen in Deutschland?

Ich habe bereits bemerkt, daß auch Deutschland den lebhaftesten Antheil nahm an jenem großen Werke der Befreiung, welches das achtzehnte Jahrhundert vollbringt. Nur daß die Bewegung hier eine durchaus theoretische blieb, daß wir nicht herausgingen aus der Literatur, aus der Kunst, aus der Philosophie. Wir blieben (um an die obige Bezeichnung wieder anzuknüpfen) immer nur in der Befreiung stecken und gelangten nicht zur Freiheit, wir blieben stecken in dem theoretischen, dem achtzehnten Jahrhundert und konnten und können noch heute nicht den Uebergang finden in das eigentliche neunzehnte, das Jahrhundert der Praxis und der Thaten.

Zwei Punkte sind es hauptsächlich, auf welche die Entwicklung des deutschen Geistes während des achtzehnten Jahrhunderts sich hindrängt und worin dasselbe gleichsam culminirt:

die freie Persönlichkeit, das sich selbst maßgebende, sich selbst bestimmende Individuum, der Mensch als Herr und Maßstab seiner selbst, als Kern und Grundlage aller Freiheit überhaupt — und die freie Kunst, das ideale Reich der Schönheit, als die freie Wohnung gleichsam des geretteten freien Menschen, der Leib, der entsprechende, welchen die freie Persönlichkeit aus sich heraus erschafft, um ihrer Selbständigkeit, ihrer Freiheit froh zu werden.

Es ist hier nicht des Ortes und würde uns zu weit abführen von dem eigentlichen Thema, wollten wir im Einzelnen verfolgen, in welchen Stadien, welchen Stufen und Uebergängen die freie Persönlichkeit sich bei uns entwickelt hat, von den ersten trüben Anfängen der Pietisten, von dem nüchternen Rationalismus eines Thomasius, dem leidenschaftlichen Ungestüm eines Günther, bis zu Klopstock, zu Wieland, zu den Stürmern und Drängern; wie gleichlaufend hiemit, durch das ganze Jahrhundert das Bemühen geht, die Kunst theoretisch zu begreifen und ihr Wesen zu ergründen, von den ersten ungeschick-

ten Anfängen Gottscheds und der Schweizer bis zu Baumgarten, zu Winkelmann, zu Lessing: bis endlich in den siebenziger Jahren Goethe, der vollendete Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, diese beide Seiten zusammenfaßt, nicht lehrend, nicht explicirend, nein: darstellend, lebend, er selbst das freie, das schöne, das künstlerische Subject — und zwar darum das freie, weil er eben das schöne, das künstlerische ist!

Was die schöne Literatur, was die ästhetische Kritik, und, als Gipfel und Abschluß beider, Goethe für die Sphäre der Kunst und der Literatur vollbringt, die Herstellung der freien Persönlichkeit: dasselbe, zu derselben Zeit, wurde von einem andern Manne auf dem Gebiete des reinen Wissens, der Theorie als solcher geleistet, von Kant.

Kant ist das philosophische Seitenstück zum Dichter Goethe. Was dieser auf dem Gebiete der Dichtung, in der plastischen Sphäre der Kunst, das hat jener geleistet in der abstracten Sphäre des absoluten Denkens, in der Sphäre der

strengen Wissenschaft; was dieser lebt und darstellt, was er zeigt und ist, das wird von dem Philosophen bewiesen und gelehrt: der Mensch das Maß aller Dinge! meine Vernunft mein Recht, mein Ich meine Freiheit!

Auch darin sind diese beiden Männer sich ähnlich, daß die gewonnene Erkenntniß, das befreite Bewußtsein bei ihnen beiden nicht herausgeht aus sich selbst. Beide sind zufrieden, der Eine zu leben, der Andere zu lehren; Beide verhalten sich gegen die Welt nicht unfrei, nicht knechtisch — Schmach dem ins Antlitz, der behaupten wollte, Goethe sei eine Knechtsnatur gewesen, darum, weil seinem künstlerischen Sinne die Sauberkeit, die Ordnung, der ästhetische Comfort der vornehmen Kreise allerdings besser zusagte, als das häßliche Elend des armen Volkes, seine schwielige Hand, seine ekeln Lumpen — oder wer Kant des Kleinmuths beschuldigen möchte, aus keinem andern Grunde, als weil er, ein siebenzigjähriger Greis, sich von Wöllner, dem damals Allmächtigen, zwar zu keinem Widerruf, keiner Zurücknahme, aber

doch wenigstens zum Schweigen, zum Verstummen bewegen ließ . . . Wenn nur Schweigen noch immer die ganze Antwort wäre, welche die Wöllner unserer Zeit von den Männern der Wissenschaft erhalten! wenn sie nur noch immer in edlem Trotz verstummten, die Gelehrten unserer Zeit, und nicht vielmehr wetteifernd Chorus machten zum Preise der neuen Nacht! wenn sie nur immer noch abwarteten, bis man sie schweigen heißt, und nicht aus Furcht und Gier, in allerunterthänigster Eilfertigkeit sich selbst voraus censirten in ihrem eignen Herzen! . . .

Weder Goethe noch Kant, sage ich, verhalten sich gegen die Welt unfrei oder knechtisch: aber sie verhalten sich passiv, sie verhalten sich neutral, sie sind quietistisch alle beide: der Eine auf der abstracten Höhe des Künstlers, der Andere auf dem einsamen Throne des Denkers: Beide eben dadurch der Abschluß und die vollendete Höhe des achtzehnten Jahrhunderts.

Aber weder dem poetischen noch dem philosophischen Quietismus gehört die Welt. Er

kann ihr entsagen, aber nicht sie beherrschen; weder freies Dichten noch freies Denken, sondern freies Handeln ist das Ziel der Geschichte.

Die freie Persönlichkeit mußte aus dem engen Gebiete der Kunst, aus der abstracten Sphäre der Speculation herausgeführt werden auf den offenen, freien Markt des Lebens; ihre Freiheit mußte aufhören, eine bloße ideelle, ein bloßes Werk der Resignation, der freiwilligen Beschränkung zu sein: es mußte eine praktische, eine erobernde Freiheit, die Freiheit nicht mehr bloß des Dichters, sondern zugleich die größere, die Freiheit des Bürgers werden; die freie Persönlichkeit selbst mußte sich erweitern und ausbilden zur freien Totalität, das ist: zum freien Volke.

In diesem Sinne wird Goethe von Schiller, wird Kant von Fichte fortgesetzt. Wie Goethe zu Kant, so gehört Schiller zu Fichte: jene die hellleuchtenden Sonnen der alten, diese die verheißungsvollen Sterne der neuen Zeit! jene, in ihrer antiken Herbigkeit, in ihrer abgeschlossenen Majestät und Ruhe, gleich ehrwürdigen Resten einer anderen Zeit, gleich Göttern des

Olymps: diese, in ihrer schönen Leidenschaft, ihrer schmerzlichen Erregung, ihrem Leiden und Kämpfen, ihrem Sterben und Verlöschen, Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein, Blut unseres Blutes! Wir verehren, wir bewundern Kant und Goethe gleich Göttern: wir lieben Fichte und Schiller gleich Menschen, unsern Brüdern.

Auch Schiller empfängt von Goethe den Begriff der freien Kunst, der freien, künstlerischen Persönlichkeit. Aber er bleibt nicht darin gefangen, er führt die Kunst hinüber in die Geschichte, die freie Persönlichkeit in den freien Staat. Auch für Schiller ist die Schönheit eine höchste, erhabenste Göttin: aber doch nur darum, weil (wie er es ausdrückt) die Schönheit die einzig mögliche Form der Freiheit ist. Auch ihm ist die Kunst eine erhabene, geheiligte Sphäre, ein Priesterthum: aber nur darum, weil er in ihr eine Erziehung des Menschengeschlechtes erblickt, eine Erziehung zu Freiheit und Sittlichkeit.

Und ebenso Fichte, aus der abstracten Sphäre des reinen Denkens führte er die Philosophie

hinaus in die Welt der Wirklichkeit und der Geschichte. Fichte ist der Mann der Ethik; die Erkenntniß wird bei ihm zum Wollen, die philosophische Einsicht zum sittlichen Motiv. Auch er, in trunkener Seligkeit, proclamirt die freie Persönlichkeit, das absolute Ich zum Herrn der Welt: aber es ist ein schaffendes, ein zeugendes Ich, ein Ich, das die Welt aus sich gebärt.

Wie Schiller und Fichte in ihrer persönlichen Entwicklung, ihren einzelnen Werken dieses ihr Princip bethätiget und dargestellt haben, hierauf des Näheren einzugehen, muß ich verzichten. Genug, daß dieses Princip aufgestellt wurde, genug, daß sich auch in Deutschland Männer fanden, welche es wagten, die Brücke zu schlagen von der Idee zur Wirklichkeit, von der Kunst, der Philosophie zum Staat und zur Geschichte — die Brücke, mit einem Wort, vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert.

Der Anfang zu einer neuen, großartigen Entwicklung also war gegeben: warum wurde er nicht fortgesetzt? das Princip war aufgestellt, warum wurde es nicht durchgeführt? Auch un-

sere Revolution hatte begonnen, wir hatten unsern Lafayette-Schiller, unsern Mirabeau-Fichte: wo blieben die übrigen, die Helden der Freiheit? Warum verpuffte sie in ihrem besten Anfang, die große, neue Epoche? Warum stehen sie beide gleich einsamen Trauerweiden, Schiller und Fichte, und der Wind fährt eisig über ihre Gräber?

Darum, meine Herrschaften, weil die Nation ihre Dichter, ihre Denker im Stiche ließ! weil die Freiheit, welche gepredigt ward in Liedern und Reden, in der Wirklichkeit des Staates, in den Herzen der Bürger keine Stätte fand! „Geben Sie Gedankenfreiheit," deklamirten auf allen Theatern Deutschlands, auf allen Hof- und Winkelbühnen zehntausend Posa's....

Nun? und unsere Philippe? Unsern Philippen fiel es auch gar im Traume nicht ein, weder Gedanken- noch irgend eine andere Freiheit zu geben; sie notirten Schiller als einen unruhigen Kopf, sie setzten Fichte ab und ließen, als das Vaterland am Abgrund schwebte und die Herzen aller Patrioten hätten bersten mögen

vor Scham und Wuth und Grimm, Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklären.

Und das Volk? und unser liebes deutsches Publikum? Ei ja: es saß im Theater und applaudirte und freute sich mächtig, wenn die Schweizer auf dem Rütli sich verbanden und wenn Tell den Geßler erschoß, und wenn der Soldatenchor anfing: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" da rutschten sie vor Vergnügen, und wenn es Gardes du Corps waren, so klapperten sie auch wohl mit den Säbeln und renommirten schrecklich — und dann nachher gingen sie nach Hause und ließen sich commandiren und schicken, wie Einer wollte, gegen die Freiheit und gegen das Vaterland.

Dies ist der wahre Ursprung jener literarischen Krisis, dies die Quelle jener poetischen Verirrungen und Fehlgriffe, welche den Anfang des Jahrhunderts bezeichnen, dies der wahre, der traurige Geburtsakt der modernen, der romantischen Literatur: daß eben in dem Augenblicke, wo die Kunst reif und ausgebildet genug war, sich der höchsten Stoffe des Lebens, der

Wirklichkeit und der Geschichte, zu bemeistern, wo die Schönheit im Begriffe stand, als Freiheit in die Welt zu treten — daß eben da die Erbärmlichkeit der Zeit, die Willkür der Fürsten, die Verdorbenheit der Nation unsere Dichter, unsere Künstler zwang, statt einer wirklichen, lebensvollen, eine abstracte, willkürliche Kunst, eine (um die Sprache jener Zeit zu reden) künstliche Kunst, eine Kunst zu bilden, welche sich von der wahren und einzig möglichen Grundlage, der Grundlage des nationalen Lebens, eigenwillig entfernte.

Ich sehe sie vor mir, ich erblicke sie im Geist, die Dichter, die Künstler aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, eine lange, herrliche Reihe edelster, fruchtbarster Geister! Ich sehe, wie sie ihre Zeit und ihre Nation anflehen um einen großen Stoff, um den Inhalt einer großen, volksthümlichen, freien Geschichte! Ich sehe, wie sie aus der Nacht der Vergessenheit, in welche sie allzufrühe gesunken, bleiche, verkümmerte Schemen, ihre Hände aufheben gegen die Throne der Fürsten, gegen die Kabinete der

Staatsmänner, gegen diese weichlichen, entnervten, herz- und sittenlosen Bürger, welche der Sonne der Freiheit den Eingang nach Deutschland wehrten und, selbst Knechte, das Vaterland in Knechtschaft verkauften! Auch wir, auch wir, rufen sie, auf Euer Haupt! Auch unsere Schuld in Eure Gewissen! Unsre Kränze, die nicht blühten, unsre Lieder, die nicht klangen, wir fordern sie von Euch! Wir baten Euch um Brod — und Ihr reichtet uns einen Stein; wir baten um Leben — und Ihr gabt Tod! Nicht wir, nicht wir — wir thaten, was wir vermochten, wir gaben wieder, was wir von Euch empfangen: Ihr selbst seid es, durch welche die Blüthe unserer Dichtung entblättert, durch die das Mark unserer Kunst vergiftet ward! Euer Werk ist es, das Werk Eurer Schwäche, Eurer Feigheit, Eurer Verdorbenheit, daß eine Literatur, die so groß, so herrlich begann, so rasch, so schmählich gesunken — Euer Werk, daß die Literatur der Goethe und Schiller, der Kant und Fichte, der freiesten, edelsten Geister, zu einer Literatur geworden ist, die sich vor Gensd'armen fürchtet!

Zweite Vorlesung.

Allgemeine Darstellung der Romantik in ihrem Ursprung und ihrer frühesten Epoche. Goethe und der Quietismus der schönen Persönlichkeit. Einfluß der Zeitverhältnisse. — Die geniale Willkür; die Kunst, im Gegensatz der Wirklichkeit, als ein höheres, alleinberechtigtes Element. — Aesthetische, kritische und literarhistorische Verdienste der Romantiker. Einführung fremder Literaturen, Ausbildung der Theorie, großartige Auffassung der Literatur überhaupt. — Der ästhetische Rigorismus der Romantiker. Verachtung der Massen; die Clique, gesellige Einwirkungen. Die Genialität im Conflikt mit der Sittlichkeit; die Ironie. Vergebliche Bemühungen, der Kunst einen realen Mittelpunkt zu verschaffen: das Mittelalter; der Katholicismus; die Literaturpoesie.

In meiner neulichen einleitenden Vorlesung habe ich mich bemüht, Ihnen die Hauptmomente im Entwicklungsgange des achtzehnten Jahrhunderts, sowie jene Krisis des Bewußtseins, des

theoretischen und des praktischen, des ästhetischen und des historischen, welche gegen Ende desselben eintrat und hier die Grenze bildet zwischen der alten, klassischen und der neuen, romantischen Epoche, in flüchtigem Umriß darzulegen.

Wir sahen namentlich, wie, Angesichts jenes gewaltigen, historischen Ereignisses, durch welches eben damals in Frankreich die Resultate der Aufklärung verwirklicht und jenen großen Ideen der Freiheit und der Menschlichkeit, welche das gesammte achtzehnte Jahrhundert, als seinen Kern, aus sich herausgearbeitet hatte, in einem freien, wahrhaft menschlichen Staate der Boden eines wirklichen, lebendigen Daseins gegeben werden sollte — wie, sage ich, zu eben dieser Zeit und Angesichts dieser französischen Revolution, Schiller und Fichte, indem sie die Arbeit ihrer großen Vorgänger, Goethe's und Kants, aufnahmen und fortführten, auch bei uns denselben Uebergang, den Uebergang von der Theorie zur Praxis, von der Schönheit zur Freiheit, vom Wissen zum Wollen, einzuleiten suchten. Wir sahen aber auch, wie die Nation

noch nicht reif war, ihre Dichter und Denker auf diesem Uebergange zu begleiten und jenem ideellen Reiche der Schönheit und der Wahrheit, wie es sich in ihren Liedern, ihren Versen entfaltete, ein eben solches Reich der Wirklichkeit und der thatsächlichen Existenz, den großen Dichtern große Bürger, den großen Philosophen große historische Persönlichkeiten, Männer des Handelns und der That zur Seite zu setzen. Wir sahen, wie die unmittelbare Wirklichkeit der Geschichte, wie sich dieselbe auf der Grenze des Jahrhunderts unter uns gestaltete, statt den Prophezeiungen des Poeten, den Forderungen des Philosophen zu entsprechen, vielmehr gemacht schien, sie ausdrücklich zu widerlegen. Wir sahen, wie, während die eine Hälfte unseres Daseins, die theoretische, die literarische, in hellem, prunkendem Sonnenscheine lag, über die andere, die praktische, historische, die allerfinsterste Nacht, die Nacht der Fremdherrschaft, der Zwietracht, der Selbsterniedrigung ihre düstern Flügel gebreitet hatte: — und wie nun aus diesem Bruch des Bewußtseins heraus, aus dieser Un-

möglichkeit, die Blüthe der Kunst noch frisch und kräftig zu erhalten, wenn der Baum des nationalen Lebens selbst verkümmert und verfault — wie nun hieraus ein neues, jüngeres Geschlecht, das Geschlecht der Romantiker hervorwächst, welche in dem vergeblichen Bemühen, die Kunst einseitig auf sich selbst zu fixiren und, unbekümmert um die kranke, verdorbene Welt der Wirklichkeit, sich in einer neuen, idealen Welt der Kunst selbstsüchtig abzuschließen, endlich, trotz aller Anstrengung und allen Talentes, doch weder die Kunst zu retten, noch dem Leben jenen idealen Anschein zu erhalten wissen, mit dem sie selbst sich für seine innere Hohlheit zu entschädigen hofften.

Indem man also die energischen Bestrebungen Schillers und Fichte's nicht nur beiseite ließ, sondern zum Theil, namentlich in Betreff Schillers, sich sogar feindlich, sogar bekämpfend gegen sie verhielt, war es vielmehr der Goethesche Quietismus, die schöne Ruhe des Goetheschen künstlerischen Subjectes, an welche man sich anschloß und die man im weitesten Umkreis

zum Princip der Kunst sowohl wie des Lebens, zur Grundlage der gesammten Weltanschauung zu erheben suchte.

In diesem Sinne ist Goethe der wahre Ausgangspunkt, der wahre Vater und Erzeuger der Romantik. Wie die Romantiker sich persönlich in seine Nähe drängten, wie sie auf seine Werke schwuren, als auf ihre Bibel, wie sie kein Bedenken trugen und es ganz in der Ordnung fanden, ein neues Goethe'sches Gedicht, einen Goethe'schen Roman in Eine Reihe zu setzen mit den größten Ereignissen der Geschichte selbst und eine neue Epoche in der Entwicklung nicht allein unseres Volkes, sondern auch der Weltgeschichte im Allgemeinen davon herzuleiten: so auch für ihr übriges persönliches Verhalten, ihr künstlerisches Streben kannten sie kein giltigeres Muster, keine größere Wahrheit, als eben dieses Goethe'sche Princip des schönen Quietismus und der abgeschlossenen künstlerischen Persönlichkeit.

Sie vergaßen dabei, daß auch diese Ruhe des männlichen Goethe'schen Alters erst die

Frucht war jener wahrhaft gewaltigen, jener titanischen Kämpfe, in denen der Jüngling Goethe gerungen; sie vergaßen, daß diese künstlerische Abgeschlossenheit, dies vollendete ästhetische Bewußtsein nicht etwa Goethe's eigener Entschluß, sein persönlicher Vorsatz, eine Frucht specieller Studien und Reflexionen war: nein, das ganze Jahrhundert, als das Jahrhundert der Individualitäten, der einzelnen, in sich freien Persönlichkeiten, hatte auf diese größte Persönlichkeit, diese vollkommenste Individualität gleichsam hingearbeitet, er war die reife Frucht, der unwillkürliche und nothwendige Abschluß jener gesammten theoretischen Bestrebungen, welche ich Ihnen neulich als den Inhalt des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnete und die in der vollendeten Abstraction des Goethe'schen Quietismus ihren Gipfel erreichen.

Sie vergaßen ferner, daß die Geschichte nichts zweimal thut. Denn wie schön ein erreichtes Ziel, wie erhaben eine fertige Schöpfung auch sei: wir dürfen doch nicht dabei verweilen, wir dürfen sie doch nicht bloß wiederholen, sondern

vorwärts! und ewig vorwärts zu neuen Freuden, neuen Leiden, neuer Arbeit, neuer Hoffnung! heißt die Parole der Geschichte.

Und endlich und vor Allem sie vergaßen, daß es Niemand gestattet ist, halcyonische Tage zu genießen und sich abzuschließen in seliger Befriedigung, während das Meer der Geschichte vom Sturm gepeitscht, während der Leib seines Volkes, der Leib des öffentlichen Lebens von Krankheit zernagt, von Fiebern geschüttelt wird.

Zwar was galt den Romantikern, was galt damals in Deutschland überhaupt die Geschichte? Die französische Revolution, durch den gewaltthätigen, blutigen Verlauf, den sie genommen, hatte die deutschen Gemüther zurückgestoßen und entsetzt. Jene Barbarei, in welche Frankreich in nächster Folge der Revolution zu versinken drohte, jene Kriege und Drangsale, mit denen es Europa erfüllte und die auf lange hin ein ehernes, blutiges Zeitalter zu verkündigen schienen, mit Einem Worte: dieser ganze kriegerische Lärm, diese Unruhe und Aufregung, diese Spannung und Erwartung, welche die französische

Revolution in die Welt gebracht — wie schwer, wie unwillig mußte sie nicht eben in Deutschland empfunden werden: in Deutschland, das eben damals ein neues mediceisches Zeitalter, ein neues Zeitalter der Griechen erreicht zu haben wähnte, und dem nun der kaum errungene Lorbeer der Kunst vor der heißen Sonne der Geschichte zu verwelken drohte?!

Und wie verhielt es sich denn nur mit Frankreich selbst? Was war aus ihr geworden, was hatte sie genützt, diese blutige, diese entsetzliche Revolution? War die Freiheit denn wirklich gediehen unter all dem Blut, mit welchem man sie begossen? War Frankreich wirklich glücklicher, freier, menschlicher geworden durch seine Umwälzung? Oder vielmehr in diesem Augenblick, nach einem Jahrzehent voll Empörung und Blut und Untergang, nachdem so viel Schönes zerstört, so viel Großes vernichtet, so viel Heiliges entweiht, so viel Länder verwüstet, so viel Herzen gebrochen worden — wie war es, wie stand es mit Frankreich selbst? Lag es nicht schon wieder, ein gefesseltes Weib,

zu den Füßen eines kühnen, glücklichen Eroberers? Hatte es nicht seiner Größe seine Freiheit, seinem Ruhm seinen Wohlstand, dem kurzen Traum politischer Unabhängigkeit, politischer Herrschaft das eigentliche Glück, die Ruhe, das Leben seiner Bürger zum Opfer bringen müssen?!

Also nichts mehr von Politik und geschichtlicher Entwicklung! nichts mehr von Kriegen und Eroberungen, von Revolutionen und Umwälzungen! Die Freiheit des Volkes, die Freiheit der Massen ist ein Traum, ist eine Unmöglichkeit. Nur der ist frei, der sich frei zu fühlen weiß; nur indem ich mich abschließe gegen die Welt, indem ich mich rette vor der zerstörenden Macht der Geschichte in die friedliche Heimath meines eigenen Innern, in das Recht meiner Persönlichkeit, nur auf diese Weise, in diesem Sinne bin ich frei.

So tauchen sie denn wieder auf, so werden sie noch einmal lebendig und gelten wieder für die Loosung der Zeit, jene beiden Stichworte des achtzehnten Jahrhunderts, deren Sie sich aus

meinem neulichen Vortrage entsinnen: die freie Persönlichkeit und die freie Kunst. Nur daß, verlassen von jenen historischen Mächten, welche sie ehemals stützten, im Widerspruch mit den lebendigen Forderungen des Zeitalters, sie ihre frühere Wahrheit verloren hatten und sich darum auch in sich selbst, in ihrem eigenen Wesen, nicht länger zu behaupten vermochten: die freie Persönlichkeit artet aus zur subjectiven Willkür — und die Kunst zur Künstelei.

Die Kunst und ebenso die Persönlichkeit, statt, wie bisher, ihren Inhalt vom Leben zu empfangen, glaubten sie vielmehr den Versuch wagen zu dürfen, ihrerseits das Leben maßgebend zu bestimmen.

Und nicht einmal damit genug: man sprach ihnen sogar das Recht zu, die Wirklichkeit selbst herabzusetzen zu einem bloßen schönen Spiel, einem bloßen Reflex der geistreichen Persönlichkeit: der Persönlichkeit, die nicht mehr als Product der Wirklichkeit, arbeitend, ringend, in edlem Schweiß aus dieser hervorgehen — nein: die vielmehr die Wirklichkeit selbst als ihre Schö-

pfung, ihr Kunstwerk aus sich herauswachsen lassen wollte, mühlos, willkürlich, von keinem Gesetz gebeugt, keiner Nothwendigkeit gezwungen, als dem Gesetz des eigenen Beliebens!

Die Kunst sollte das Leben also nicht mehr bloß verklären: sie sollte selbst das Leben sein, es sollte gar nichts geben außer ihr; das Herz sollte nicht bloß Recht behalten da, wo es wirklich Recht hat; gegen die falsche, die wesenlose Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die nur eine scheinbare ist, weil sie der inneren Wahrheit entbehrt: das Herz hatte überhaupt immer Recht und die Wirklichkeit nie.

Ja überhaupt was man die Wirklichkeit nennt, diese ganze Welt der Erscheinungen um uns her, was waren sie, als eben nur Erscheinungen, nur Blasen, welche der Genius treibt und mit denen er daher auch schalten und walten, die er verläugnen und vernichten, auflösen und zerstören darf, wie ihm gefällt?!

So verflüchtigte sich den Romantikern das ganze Weltall, das ganze Dasein, eigenes und fremdes, in ein wimmelndes Chaos, ein gähren=

des, strömendes Durcheinander, in welchem nichts Festes, nichts Sicheres, keine Gewalt der Existenz, keine Macht der Sittlichkeit, keine in sich gesicherte, ewige Wahrheit: nur allein die Kunst ist wahr! nur die sich selbst genügende, in sich selbst geschlossene Macht des Genius ist wirklich eine Macht! — Der Dichter der eigentliche vollkommene Mensch! die Kunst das eigentliche wahre Dasein! — siehe da die beiden Angelpunkte, um welche die neue romantische Zeit sich dreht, die Evangelien, die sie verkündet, und von denen sie die Erlösung des Menschengeschlechtes hofft —

Hofft? und Erlösung des Menschengeschlechtes? Nicht doch: wer das Mysterium weiß, der ist eben dadurch schon erlöst; es giebt nichts mehr zu erlösen, noch überhaupt etwas zu thun, als nur einfach, in göttlicher Ruhe, dies sein geniales Bewußtsein hinzuleben.

Ganz wohl, sagen Sie: wer nun aber dies Bewußtsein nicht hat? wer nun kein Genie ist? Je nun: der sehe, wie er durchkommt. Auf die Masse kommt es ja überhaupt nicht an.

Möglich, sogar wahrscheinlich, daß dereinst, am Schluß der Geschichte, als dieser ihr Schluß selbst, ein neues saturnisches Zeitalter, ein Zeitalter, wo alle Menschen gleich als Genies geboren werden, und wo die Kunst leibhaftig, in sichtbaren Händen, die Zügel der Geschichte führt, aufgeht über der verschönten Erde. Einstweilen — sauve qui peut! Giebt es noch nicht lauter Genies, gut: so sollte es doch nur Genies geben. Nur dem Genialen, dem Geistreichen gehört die Welt; wer es nicht ist — er zürne mit seinem Schicksal: aber im Uebrigen was kümmert er uns?

Es war also, um es mit einem bekannten und üblichen Ausdrucke zu bezeichnen, eine neue Genieperiode, ähnlich derjenigen, welche ein Menschenalter zuvor, zu Anfang der siebenziger Jahre, die deutsche Literatur geräuschvoll, mit Sturm und Drang erfüllt hatte: mit dem Unterschiede nur, daß die geniale Persönlichkeit, das künstlerische Subject, welches damals noch um seine eigene Existenz zu ringen, das sich gleichsam noch auszulösen und loszureißen, das noch

zu kämpfen und zu erobern hatte, jetzt, dreißig Jahre später, siegreich, in schönem Frieden, nur sein eigenes Dasein genießen, nur in sich selber schwelgen, sich in sich selbst bespiegeln wollte.

In jener früheren Periode hatte das Genie die Welt außer sich doch wenigstens noch bekämpft, es hatte sich in Conflict gesetzt mit der Wirklichkeit, es hatte opponirt und widersprochen, gerungen und gestritten. Allemal aber, wen ich bekämpfe, wem ich opponire, mit wem ich mich in Streit einlasse, den erkenne ich doch wenigstens noch an, ich lasse ihn gelten, ich betrachte ihn als vorhanden, und wäre es nur als mein Gegensatz, wäre es nur um ihn zu vernichten.

Von dem Allen war jetzt gar keine Rede mehr. Die Epoche des Gegensatzes und des Kampfes war vorüber; das künstlerische Subject, die geniale Persönlichkeit war, eben in Folge jener Kämpfe und Entwicklungen, ihrer selbst so gewiß, so sicher geworden, daß sie gar Niemand mehr anerkannte, von keinem Rechte, keiner Existenz mehr wußte, als nur von ihrer

eigenen. Man bekämpfte die Wirklichkeit nicht mehr, man ignorirte sie; man suchte die Welt nicht mehr zu erobern, man spielte mit ihr; man hatte keinen Haß mehr und keine Leidenschaft, nur noch das Lächeln der Ironie.

Es hat, bei aller Einseitigkeit des Standpunktes, bei aller Beschränktheit des Princips, dennoch etwas Erhabenes, etwas Großartiges, diese Reihe frischer, jugendlicher Talente, wie sie, trunken vom Zauber der Kunst, in bacchischem Taumel, Einer dem Andern den Becher der Schönheit zureichen und Vergessenheit trinken der Welt und ihrer gemeinen Wirklichkeit: ein Geschlecht junger Götter — nur schade, daß diese Erde nicht für Götter bestimmt ist, sondern für Menschen, und daß, wollen wir ja der Wonnen des Olymps theilhaftig werden, es für uns keinen andern Weg dahin giebt, als jenen, welchen Herakles wandelte: den Weg der Arbeit und des Kampfes!

Im Uebrigen wäre es Unrecht, wenn man verkennen wollte, was die Romantiker, in ihrer frühesten Epoche, da jener Cultus der Schön-

heit, jene Begeisterung für die Kunst in ihnen selbst noch wirklich und wahr, als eine lebendige Flamme brannte, da sie selbst noch glaubten, mit stolzem, schönem Glauben, an diese ihre eigene Göttlichkeit . . .

Es wäre, sage ich, Unrecht, wenn man verkennen wollte, was die Romantiker eben dadurch unserer Literatur wie unserem Leben in der That auch geleistet und erworben haben. Indem sie, vermöge des umfassenden, kritischen Standpunktes und jener universalen künstlerischen Bildung, welche sie inne hatten, überall von den gereinigtsten Begriffen der Kunst ausgingen und, in einer Art ästhetischen Rigorismus überall fest hielten an ihren höchsten, strengsten Forderungen: so machten sie dadurch unmittelbar Front gegen alle Mittelmäßigkeit und jene kleine, handwerksmäßige Auffassung der Literatur, welche damals nicht etwa bei dem Publikum allein, nein: die auch bei der Mehrzahl unserer Dichter und Schriftsteller noch Sitte war.

Man weiß aus der Geschichte der Xenien

und der Aufnahme, welche dieselben beim Publikum und in der Literatur erfuhren, wie einsam im Grunde Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer künstlerischen Bildung, mit ihrer Forderung an sich und Andere, immer nur das Beste, das Größte zu leisten, standen — und wie groß, wie unübersehbar dagegen jener Troß der Mittelmäßigkeiten, jener Schwarm halber, tagelöhnender Talente war, welche, unbekümmert um die neue Sonne, die den Gipfel unseres Parnasses bereits verklärte, sich am Fuße desselben gemächlich, zu handwerksmäßigem Betriebe, angesiedelt hatten.

Den Romantikern gehört das Verdienst, jenen plänkelnden Angriff der Xenien zu einem dauernden, mit allen Waffen der Wissenschaft und der gelehrten Kenntniß geführten Feldzuge, einem (wenn dies möglich wäre) Vernichtungskriege gegen die Mittelmäßigkeit und die kleine, gemeine Auffassung der Kunst, als einer bloßen empirischen Fertigkeit, erweitert zu haben; es gehört ihnen das Verdienst, daß jenes großartige, ideale Verständniß der Literatur, als eines

Organismus, jene feine und geschmackvolle Kritik, jene allgemeine Ausbreitung literarischer Cultur, durch welche die deutsche Nation sich vor anderen auszeichnet, vornämlich von ihnen ausgegangen ist.

Sage Niemand, daß wir an dieser Bildung nichts besitzen! daß dieser feine Geschmack, diese kritische Cultur, dieses Gefühl und Bedürfniß des Schönen ein bloßer Ueberfluß, ein Luxus sei, wenn nicht gar ein Hinderniß, ein Hemmniß unserer übrigen Entwicklung! Für den Augenblick freilich mag es so sein, es mag wahr sein, daß der Patriot, indem er dem deutschen Falstaff nachrechnet, welche ungeheure Menge poetischen Sect und für wie wenige Heller von dem nahrhaften, dem gesunden Brode praktischer Bildung er verbraucht, indem er die vielen Bücher gegen die wenigen Thaten, die unzähligen Schriftsteller gegen die wenigen Männer abwägt — es mag sein, daß der Patriot unter diesen Umständen der Nation gern einen guten Theil ihrer ästhetischen Bildung, und wohl auch die ganze, schenken möchte, wenn sie da-

durch zwar roher, aber dafür auch männlicher, auch tapferer, auch einiger, auch thätiger würde!

Allein so ist das die Schuld der Thatsachen, so ist es unsere Schuld, nicht die Schuld der Begriffe; es war auch kein nacktes, es war mit Myrthen umkränzt, das Schwert, das Harmodius und Aristogiton trugen.

Man hört wohl hie und da in unseren Tagen die Meinung aussprechen, als ob unsere theoretische Bildung die Schuld trüge an unserer praktischen Unfähigkeit, unserer Zerstückelung und Verkümmerung, und als ob (sagt man) die Nation nicht ehe wieder zu einem wahren, lebendigen Dasein, zu einem bewußten, volksthümlichen Staatsleben, zu einer Epoche geschichtlichen Glanzes, geschichtlicher Ehre sich erheben würde: es sei denn, daß sie zuvor jenen Kranz der Kunst und der Wissenschaft, welcher ihre Stirne gegenwärtig schmückt, mit eigener Hand abgerissen haben und, wie durch ein stärkendes Schlammbad, so durch ein neues Barbarenthum, ein neues Zeitalter der Roheit und Umbildung hindurchgegangen sein würde: eine

neue Völkerwanderung gleichsam, in deren trüben, zerstörenden Fluthen erst alle alte Herrlichkeit müsse zu Grunde gegangen sein, ehe eine neue Welt, die Welt der neuen Zeit, sich daraus erheben könne.

Schlimm genug, wenn es dahin käme! Schlimm genug, wenn wir, gleich den Dioskuren, immer nur einer halben Unsterblichkeit, nur eines halben Himmels genießen, wenn wir niemals in voller Kraft, voller Seligkeit die beiden Seiten des Daseins, Kunst und Leben, Schönheit und Freiheit, zusammenfassen sollten!

Aber es braucht nicht dahin zu kommen und ich denke, es wird nicht dahin kommen. Diese Saat der Bildung und der theoretischen Freiheit — sie kann nicht gesäet sein, bloß um wieder zu welken, bloß um (wenn dies Bild nicht zu unedel ist) mit ihren abgefallenen Blüthen den Boden der That und des praktischen Daseins zu düngen. Vielmehr, wir hoffen es! diese theoretische Bildung selbst ist nur der Anfang, sie ist nur die Grundlage, das Unterpfand eines allgemeinen, freien und glücklichen Volks-

lebens, einer neuen Zeit politischer Ehre und Macht, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihr, wie die Frucht aus der Knospe, entwickeln wird!

Man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen; man soll das Eine erhalten und das Andere hinzu erwerben.

Freilich war es ein Irrthum, wenn die Romantiker glaubten, mit der Literatur sei Alles abgethan, und wo einem Volke nur der Stern der Kunst aufgegangen, da sei ewiger, unvergänglicher Tag, und es brauche nun in alle Ewigkeit für nichts Weiteres zu sorgen.

Allein so verbessern wir ihren Irrthum, ohne in den entgegengesetzten zu verfallen! so hüten wir uns, in bilderstürmerischem Wahne, Freiheit und Bildung, Wissenschaft und Leben, Kunst und Geschichte als Gegensätze zu betrachten: Gegensätze — nicht die sich ergänzen, nein: die sich ausschließen und nicht bestehen können mit einander.

Möglich, wie gesagt, daß es bei uns im gegenwärtigen Augenblicke noch so ist; mög-

lich, daß unsere Bildung, unsere Kenntniß bis jetzt wirklich nur ein todter Schatz: so werden sie es doch nicht immer sein! so werden doch in demselben Moment, da unser Volksleben zu bewußter, höherer Thätigkeit erwacht, und der Kampfplatz, der würdige, eines freien, volksthümlichen Staatslebens, seine geheiligten Schranken vor uns eröffnet, so werden in demselben Moment auch diese gebannten Geister aufwachen und Sprache gewinnen, so werden diese Schätze beweglich, dieses Gold wird flüssig werden: und der Lorbeer der Kunst, um die geheiligte Stirn unseres Vaterlandes, wird sich glorreich in einander schlingen mit dem Lorbeer der That! —

Und darum wollen wir es den Romantikern nicht vergessen, sondern wollen es aussprechen und ihnen Dank wissen, was sie für unsere ästhetische Bildung, die Bildung unseres Geschmacks und unserer literarischen Einsicht gethan; wir wollen ihnen Dank wissen für die Unermüdlichkeit, die Tapferkeit, ja den Uebermuth selbst, mit welchem sie die frühere, klein-

liche Auffassung der Kunst, die Kritik Nicolai's und seiner Freunde, aus dem Felde geschlagen; wir wollen ihnen Dank wissen für die Schonungslosigkeit, mit welcher sie, uneingeschüchtert von Glanz und Namen und ererbtem Ansehen, den neuen Maßstab der Kritik auch an altehrwürdige Berühmtheiten unserer Literatur gelegt und, so zu sagen, aufgeräumt haben unter den faulen Vorurtheilen der Zeit.

Ja selbst wo sie in diesen ihren Bemühungen zuweilen das Maß überschritten und, geistreicher als wahr, leidenschaftlicher als gerecht, das Kind mit dem Bade verschüttet haben: so wollen wir ihnen auch dafür Dank wissen, weil es ja das Wesen der Entwicklung ist, immer nur in Extremen zu gehen, weil ferner die Geschichte auch aus dieser Ueberschreitung, dieser Einseitigkeit ihren Nutzen gezogen hat, und endlich weil der allgemeine historische Gewinn wohl auch die einzelne persönliche Schuld einigermaßen versöhnen und erleichtern darf.

Wie die Romantiker nun aber intensiv an der Berichtigung unseres Geschmackes, an

der Ausbreitung eines geläuterten ästhetischen Bewußtseins arbeiteten: so auch extensiv haben sie den Umfang unserer Kenntniß, die Grenzen gleichsam unserer Literatur, die Marken der Schönheit um ein Außerordentliches erweitert und vergrößert. Das Eine folgte gewissermaßen aus dem Andern. Indem sie mit unerbittlicher Strenge den Wald unserer Dichtung lichteten, und nicht bloß niederes Gestrüpp, wucherndes Unkraut, o nein: auch Bäume hieben sie aus, auch an Wurzeln legten sie die Axt, deren stolzer Wuchs, deren knorrige Masse bisher für die Kraft und die Fülle selbst gegolten hatten: so waren sie auch eben dadurch gleichsam verpflichtet, für neuen Anbau zu sorgen und neue, frische Pflanzen in den gereinigten Boden zu übertragen.

Die Romantiker zuerst sind es, welche uns die Wundergärten der südlichen Literaturen erschlossen; ihnen verdanken wir eine Kenntniß der italienischen und namentlich der spanischen Dichtung, welche die frühere bruchstückweise in einem Grade übertrifft, daß man sagen darf,

unsere Kenntniß dieser Literaturen habe mit ihnen erst begonnen.

Ja und wenn wir ihnen nichts weiter zu verdanken hätten, als den Einen Shakespeare, diesen Shakespeare der Schlegel und der Tieck, der zugleich so englisch und doch so deutsch, so fremd und doch so vertraut ist, und um den selbst die Engländer uns beneiden müssen — wenn es nichts weiter wäre, als nur dies, so wäre auch dies Eine schon genug, ihnen auf ewig eine der glänzendsten Stellen in unserer literarischen Entwicklung zu sichern.

Allerdings ist es auch hiebei richtig, daß es keineswegs immer bloß ästhetische Rücksichten, daß es keineswegs bloß immer die Schönheit jener Literaturen gewesen, was die Romantiker zu Propheten und Vorkämpfern derselben gemacht; es ist richtig, daß auch hieran jene Capricen und Unklarheiten, welche aus dem einseitigen Standpunkt der Romantiker nothwendig folgen mußten, und deren ich sogleich im Einzelnen gedenken werde, sehr lebhaften, sehr thätigen Antheil genommen; es ist richtig, daß, wenn

man sich z. B. nicht entblödete, den Calderon über alle anderen Dichter, sogar über Shakespeare selbst zu setzen, oder wenn man der rohen, ecki- gen, mittelalterlichen Kunst den Preis zu- sprach sogar vor der Antike — es ist richtig genug, daß an derlei Uebertreibungen und Verkehrtheiten die falsche, ästhetische Vornehm- heit, die katholisirenden Sympathien, die Ver- logenheiten und Launen der Romantiker, zum Mindesten eben so viel Theil hatten, als ihre literarischen und ästhetischen Interessen.

Allein auch hier wieder gilt, meine ich, was bereits oben ausgesprochen ward: daß wir uns des historischen Gewinnes freuen, den persön- lichen Irrthum aber als einen allgemeinen, einen Irrthum der Zeit begreifen und, indem wir ihn begreifen, zugleich auflösen und entschuldigen sollen.

Und ebenso, wenn es richtig, daß die deutsche Sprache unter jener Einführung und Verallgemeinerung der südlichen Versformen, welche von den Romantikern ausgegangen, in

vielen Fällen allerdings auch gelitten hat, und daß auf diesem Wege mehr als einmal das edle Gold unserer Sprache zu unwürdig, geschmacklosem Flitterkram vertändelt worden ist: so bleibt uns doch auch hier der Ausweg, welcher den Späterlebenden gegenüber den Irrthümern einer frühern Generation allemal offen steht: nämlich aus der Spreu des Irrthums jenes Korn der Wahrheit, welches auch jedem Irrthum noch zu Grunde liegt, herauszuscheiden und, das Metall von den Schlacken sondernd, in reiner Form herzustellen, wonach Jene irrend, ahnend gestrebt.

Und endlich, was (wenn ich nicht irre) das Größte, das Wichtigste von Allem: indem die Romantiker die Literatur, die Kunst zur absoluten Geltung, zum erschöpfenden Ausdruck alles Daseins erhoben, so ging daraus auch für die Betrachtung der Literaturgeschichte eine so neue, so großartige Auffassung hervor, daß auch hier alle früheren Versuche in Schatten treten und daß wir auch für die Behandlung der Literaturgeschichte die Romantiker als unsere Lehrer, unsere Muster zu betrachten haben. Jene Auffas-

sung der Literaturgeschichte, welche heutzutage, wenn nicht etwas Triviales (denn die Wahrheit wird nie trivial), so doch etwas Allgemeines, etwas sich von selbst Verstehendes geworden ist, nämlich die Literatur zu betrachten als ein Abbild des nationalen Lebens überhaupt, als einen in sich selbst geschlossenen, in sich selbst gesetzmäßigen, lebendigen Organismus — auch diese Grundlage aller gegenwärtigen literarhistorischen Darstellung ist von den Romantikern wenn auch nicht zuerst entdeckt (denn in der That gehen Herder und Schiller hier mustergebend voran), so doch zuerst verallgemeinert und, auf der Basis eines ausgebreiteten, gründlichen Wissens, in größerem Umfange durchgeführt worden.

Ja Vorträge, wie diese gegenwärtigen selbst — ich zweifle, ob sie jemals stattgefunden hätten ohne den Vorgang der Romantiker, welche bekanntlich zuerst das Wagstück unternahmen, die Schranke akademischen Zunftwesens zu sprengen und nicht bloß die Gelehrten, nicht bloß die Männer vom Handwerk, sondern das gebildete

Publikum überhaupt für literarhistorische Vorträge zu interessiren: wennschon ich mich wohl nicht erst ausdrücklich dagegen zu verwahren brauche, daß mein Ziel ein anderes, meine Absicht eine verschiedene ist.

Allein wenn nicht das Ziel, so haben die Romantiker doch jedenfalls die Methode entdeckt; wenn nicht das Haus ausgebaut, so haben sie doch wenigstens den Grund gelegt. Und auch dafür gebührt ihnen unser Dank und unsere Anerkennung. —

Aus diesem Allen nun, hoffe ich, werden Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich keinesweges zu jenen abstracten Widersachern der Romantik, jenen Romantikerfressern quand même gehöre, welche mit einem fanatischen „kreuzige, kreuzige!" Alles und Jedes in die Flamme werfen, das nur irgend mit den Romantikern in Zusammenhang steht.

Auch dieser Standpunkt hat sein Recht und ich theile ihn von Herzen: da nämlich, wo er sich auf die praktischen Consequenzen der Ro-

mantik beschränkt — Consequenzen, die sich im Lauf der Zeit allerdings mit entsetzlicher Gewalt entwickelt haben und auf welche ich im Verfolg dieser Vorlesungen gleichfalls noch genöthigt sein werde, Ihre Aufmerksamkeit zu richten.

Allein auch dies, meine ich, darf die Ruhe, die Unparteilichkeit des geschichtlichen Urtheils, das mit Lob so wenig wie mit Tadel, nur mit Begreifen zu thun hat, nicht stören; es darf uns nicht hindern anzuerkennen, was anzuerkennen ist. Ja so wenig wir Bedenken tragen, noch tragen können, die Erbschaft der Romantiker, wo sie für unser Leben Werth und Bedeutung hat, praktisch anzutreten und fortzusetzen, so wenig wir (möchte ich sagen) im Stande sind, jeden Tropfen romantischen Blutes aus unserem Körper zu entfernen, vielmehr nur darauf kommt es an, daß dieses Blut fröhlich in uns rolle und sich entfalte in frischer, kräftiger Gesundheit, in schönen, großen und freien Thaten: so wenig, meine ich, möchte es auch der Geschichte ziemen, diese Thatsachen zu verkennen und Verdienste zu läugnen, welche doch einmal

factisch vorhanden sind. **Es ist damit, wie mit jenem Chore in der Braut von Messina:**

> Aber treff' ich dich draußen im Freien,
> Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
> Da erprobe das Eisen den Muth!

In der Halle der Geschichte dagegen darf nur Eine Göttin thronen: die Göttin der Wahrheit, der Gerechtigkeit.

Aber diese Gerechtigkeit ist eben eine doppelte; nicht nur das Wahre, auch das Falsche, nicht nur die Tugenden, auch die Irrthümer sollen wir zu begreifen und in ihrem historischen Zusammenhange zu erkennen suchen.

Und so glaube auch ich, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher ich, unbeirrt durch die augenblickliche Tagesstimmung, so eben die Verdienste der Romantiker, in ihrer ersten, frühesten Epoche, anerkannt habe — ich glaube mir dadurch auch das Recht (nämlich wenn es dazu überall eines Rechtes bedürfte) erworben zu haben, auch die Irrthümer und Verkehrtheiten der romantischen Epoche darzulegen.

Und zwar nicht bloß jene Irrthümer, in welche jedes Princip, auch das wahrste, auch das bestberechtigte, mit seiner eigenen Entwickelung, sogar in Folge ihrer, verfällt und die recht eigentlich die Schuld sind, welche wir Alle der Zeit bezahlen. Vielmehr von jenen Irrthümern, jenen Einseitigkeiten spreche ich, welche der Romantik gleich Geburtsfehlern anhaften und die ebenso aus den Umständen ihrer Entstehung, wie aus ihrem eigenen Princip hervorgegangen sind —: aus dem Umstande, daß das praktische Leben hinter dem theoretischen, die Geschichte hinter der Literatur, die Nation hinter ihren Dichtern zurückgeblieben war — und ebenso aus dem Princip, die Kunst einseitig auf sich zu beschränken, die Freiheit der Schönheit zu opfern und selig hinzuträumen wie Götter, statt zu arbeiten und zu ringen wie Menschen.

Es ist vorhin der Höhe der kritischen Einsicht gedacht worden, auf welcher die Romantiker in Folge jenes hohen und ausschließlichen Begriffes, den sie von der Kunst hegten, sich

befanden, und wie weit sie an ästhetischer Einsicht der Mehrzahl der damaligen Schriftsteller sowohl wie des Publikums überlegen waren. Sie waren die Besserwissenden, ohne Zweifel: nur schade, daß sie selbst sich zu sehr als solche wußten. Die Ueberlegenheit wurde zur Ueberschätzung, die Höhe des Standpunktes gebar den Hochmuth. Der Genies giebt es allezeit wenige. Die Romantiker daher, indem sie nichts anerkannten als nur das Genie, indem sie an Alles unterschiedlos nur die höchsten und gewaltigsten Forderungen richteten, so gewöhnten sie sich und gefielen sich darin, eine Literatur in der Literatur, ein Volk im Volke, eine kleine bevorzugte Gemeinde zu stiften, gegenüber der geschmacklosen, rohen, ungebildeten Menge. Es fehlte ihnen jener schöne, liebevolle Eifer, jenes duldsame, pädagogische Element, durch welches namentlich Schiller, durch welches Fichte so groß gewesen und ohne das es überhaupt nur schwer, wenn nicht unmöglich fällt, groß zu sein in irgend einer Sphäre menschlicher Fähigkeit, menschlichen Thuns: darum, weil

man ohne das dem wahren Boden aller Größe, dem Boden seines Volkes, entsagt.

Die Romantiker knüpfen hierin, wie in vielem Andern, an Goethe an, dessen Vornehmheit so oft und viel besprochen ist.

Ich meine damit nicht jene Vornehmheit des persönlichen Verhaltens, jene steife Förmlichkeit, jene Kälte des Umgangs, die man Goethen nachsagt und in welcher er — es bleibe unentschieden, ob mehr den Minister eines kleinen Landes, oder den Patriziersohn einer großen Stadt repräsentirte. Ich meine die andere, die literarische Vornehmheit, die Geringschätzung der Massen, die Verachtung des Publikums, von welcher der große Dichter mehr als billig beherrscht ward und durch die er namentlich einen so merkwürdigen Gegensatz gegen Schiller bildete. Bei Goethe (wie ich dies schon neulich erwähnte) war diese Vornehmheit ein unmittelbares, naives Ergebniß seiner gesammten Natur; er war nun eben der schöne Egoist, die fertige, runde Persönlichkeit, die nach den An-

deren nichts fragt, deshalb, weil sie nichts nach ihnen zu fragen braucht.

Bei den Romantikern dagegen war diese Vornehmheit vielmehr eine reflectirte, erkünstelte, selbstbewußte; sie verachteten die Menge — nicht bloß weil sie selbst so weise, nein: auch weil die Menge so dumm. Das Goethe'sche Leben und Lebenlassen war bei ihnen zu einem aristokratischen: ich lebe und die Andern bilden sich bloß ein zu leben — geworden. Goethe war subjectiv, die Romantiker wurden exclusiv; Goethe duldete die Welt und freute sich an ihr, die Romantiker verachteten sie und spotteten ihrer.

Indem nun die Romantiker auf diese Weise sich loslösten von der Masse des Publikums, indem sie sich besser, weiser, geistreicher fühlten, als alle Uebrigen: so war es eine unvermeidliche Folge, daß sie, um sich nicht wider ihren Willen zu verlieren in der Menge, welche sie verachteten, sich zusammenthaten in Cliquen und Coterien.

Die Romantiker sind die eigentlichen Separatisten unserer Literatur. Die Clique, die

abgesonderte, exclusive Partei, wenn sie auch, als die verdorbene, ungesunde Frucht einzelner krankhafter Persönlichkeiten, schon vorher hie und da in unserer Literatur aufgetaucht war: so waren es doch erst die Romantiker, welche sie förmlich ausbildeten und zum Princip erhoben; so waren doch sie es erst, welche, das Eis der heiligen Scham durchbrechend, jene kleinen Künste literarischer Intrigue, jene unsauberen Mittel der Parteilichkeit und des Eigennutzes, die bis dahin wohl auch, aber doch immer nur im Stillen, doch immer nur heimlich gebraucht worden waren, zuerst auf offenem Markte, massenhaft, in einer förmlich organisirten Presse, zur Schau trugen; so waren doch sie es erst, durch welche das Publikum gewöhnt ward, in der Literatur zuerst und vor Allem den Scandal zu suchen.

Auch blieb dies Cliquenwesen keineswegs bloß innerhalb der Literatur, es zeigte sich nicht bloß als literarische Partei: es ging — und dies war bei Weitem das Unseligste! auch über in unsere Geselligkeit, ja in die Mitte unseres häuslichen Lebens. Jene leidige,

Manie, die Literatur und was daran hängt, Kunst, Theater rc. zum ausschließlichen Gegenstande geselliger Unterhaltung zu machen, von den Begebenheiten des öffentlichen Lebens aber, von den Zuständen der Geschichte, den Angelegenheiten des Vaterlandes, der Gemeinde, des bürgerlichen Verkehrs ist keine Rede; jene parfümirten Thees, wo man „mit wenig Witz und viel Behagen" um ein Buch, ein Kunstwerk, einen berühmten Mann sich versammelt — nicht aus Begeisterung, aus innerem Bedürfniß: bloß weil die Mode es verlangt und weil es so für vornehm, für feingebildet gilt, wo man sich langweilt im Stillen und doch in dieser Langenweile sich unendlich viel vornehmer vorkommt, als der Pöbel, der sich amüsirt: es ist ja ästhetische Langeweile . . .!

Alle diese und tausend ähnliche Mißgeburten und Unarten unseres modernen gesellschaftlichen Lebens haben ihre eigentliche Abstammung bei den Romantikern. Es ist dies, so unbedeutend, so spaßhaft es vielleicht erscheint, doch im Gegentheil eine außerordentlich wichtige, eine au-

ßerordentlich ernsthafte Sache. Unsäglich, unberechenbar ist der Schade, welchen die Kraft, die Würde, die Männlichkeit der Nation, unsäglich der Nachtheil, welchen die praktische Entwicklung unseres öffentlichen Lebens, die Angelegenheiten unseres Vaterlandes dadurch erlitten haben und noch zur Stunde erleiden. Aus diesen Kreisen, in denen die Unnatur gleichsam zur Natur geworden, in denen Weichlichkeit und Schönthuerei die Herrschaft führen, in denen jedes Wort verpönt ist, es sei denn geflüstert, jeder Blick, er sei denn verschleiert, in denen man sich entsetzt und die Flucht ergreift vor jeder unmittelbaren Empfindung, jeder leidenschaftlich natürlichen Regung, wie vor etwas Unschicklichem, etwas Verbotenem — welche Kraft, welcher Gewinn kann aus ihnen noch hervorgehen für den wirklichen Bedarf des Lebens? Diese Geister, die so frühe schon sich gewöhnt, die Stichworte ihres Urtheils von Andern zu empfangen und Bewunderung zu heucheln, wo sie vielleicht gar nichts, vielleicht sogar Abneigung, sogar Langeweile empfinden — diese Seel-

chen, die allemal außer sich gerathen und schwärmen und können sich nicht lassen vor Entzücken über ein neues Buch oder ein neues Bild, ein Lied oder dergleichen — diese ganzen Menschen, die gar nicht Menschen sein wollen, nein: nur Genies, nur geistreiche, bevorzugte, ästhetisch-ätherische Wesen — was, ich frage! wenn der Sturm der Geschichte daherweht, wenn das Vaterland, die Pflicht des Bürgers sie fordert — was steht von diesen zu erwarten?!

Allein wozu noch die Frage? Die Geschichte hat bereits grausam darauf geantwortet; sorgen wir, daß sie es nicht zum zweiten Male thut.

Es ist dies namentlich auch einer derjenigen Punkte, wo die Romantiker, trotz ihrer Bildung und trotz ihrer Genialität, doch in entschiedenem Nachtheil stehen gegen die arg verschrieene Periode der Nicolaischen Aufklärung, wie langweilig, wie nüchtern dieselbe auch gewesen. Es waren ernste, trockene Männer, diese Aufklärer, ja: allein es waren doch Männer; sie waren trivial zum Theil, aber das Volk verstand ihre Trivialität;

sie verstanden nicht viel von der Kunst und der Aesthetik, aber sie verstanden das Leben, es waren praktische, patriotische Naturen — Naturen, denen die Schönheit noch nicht den Boden der Sittlichkeit, die ästhetische Bildung, noch nicht die Grundlage des moralischen Charakters unter den Füßen weggezogen.

Denn auch dies darf nicht verschwiegen werden: wie die Romantiker sich literarisch und künstlerisch von der Masse absonderten, wie sie sich ein poetisches Wolkenkukuksheim in den Lüften bauten, fern von ihrem Vaterlande und dem festen, sichern Boden der Wirklichkeit: so auch lösten sie sich ab von der geheiligten, der Sitte ihres Volkes, und schufen sich eine neue, geniale Sittlichkeit, eine Sittlichkeit, deren erstes und einziges Gesetz die Willkür des eigenen Subjectes war.

Das heißt also mit anderen Worten: sie schafften die Sittlichkeit überhaupt ab, sie warfen sie zu dem Plunder der Zopfzeit, zu den abgetragenen Pointen der Aufklärung. Sittlichkeit?! Ei pfui: nur Schönheit! nur Genie!

nur freies Spiel der Willkür, nur angenehmes Gehenlassen jeden Einfalls und jeder Laune!

Auch hierin wieder erinnern die Romantiker an ihre frühesten Vorläufer, die Stürmer und Dränger: mit dem Unterschiede jedoch, daß, was diese gleichfalls im Princip verfehlen, doch wieder einigermaßen versöhnt und gut gemacht wird durch die Leidenschaft, den Muth, die Hingabe, mit der sie ihr einseitiges, falsches Princip gegen die widerstrebende Welt durchzusetzen suchen.

Davon, wie schon erwähnt, ist bei den Romantikern keine Rede mehr: es ist der Uebermuth ohne Muth, es ist die Sinnlichkeit ohne Leidenschaft.

Daher auch die vielen Sentimentalitäten, die moralischen Zerknirschungen, die Selbstquälereien und Pinseleien, welche die Romantiker auszeichnen und in denen sie die Hamanns, die Jakobi's und ähnliche ihrer Vorläufer aus dem achtzehnten Jahrhundert mit wahrhaft bewunderungswürdiger Virtuosität und Mannigfaltigkeit fortsetzen. Daher endlich die Ironie, dieses

so viel gepriesene, so zum Ueberdruß gebrauchte Losungswort der Romantik, dieses (wie sie behaupteten) oberste Gesetz und Geheimniß der Kunst, dieses wahre Schiboleth der Eingeweihten — und das, ein ächt romantischer Zug! doch Niemand von ihnen so eigentlich erklären und sagen kann, worin es besteht.

Wir jetzt, denen die Romantik als fertige Thatsache vor Augen liegt, sehen auch in diesem Punkt ein wenig deutlicher. Wir wissen, daß es mit diesem großen, unsagbaren Geheimniß der Ironie nichts Weiteres auf sich hat, als wie mit Geheimnissen meistentheils; wir wissen, daß sie, entkleidet von den mystischen Redensarten ihrer Erfinder und Vertheidiger, nichts Anderes ist, als die letzte, feinste Consequenz der romantischen Genialität überhaupt: einer Genialität, die von Allem abstrahirt, die mit Allem nur spielt, der Alles nur problematisch ist — und darum zuletzt auch sie selbst! darum zuletzt auch die Schöpfung ihres eigenen Innern, ihr eigenes Kunstwerk bezweifelt sie! darum auch an den Künstler, als letzte, höchste

Stufe der Vollendung, stellt sie die Forderung, auch im Akt der poetischen Zeugung selbst sich aus seiner genialen Ruhe, seinem schönen Quietismus nicht herausbringen zu lassen.

Die Ironie der Romantiker beruht wesentlich auf dem Fichte'schen Begriff der Subjectivität, der absoluten, allmächtigen Persönlichkeit; sie beruht auf ihm und setzt ihn voraus, wie die Carricatur das Urbild, wie die Lüge die Wahrheit voraussetzt; sie ist eine Consequenz der Fichte'schen Philosophie, das ist zuzugestehen: aber keine wahre, lebendige, nur eine formale, eine bloß abstracte Consequenz. Nur das Subject ist wirklich, nur ich bin; selbst was das Subject außer sich setzt, selbst die eigenen Werke meines Geistes, sie sind gar nicht wirklich, sie haben kein Recht des Daseins, keine Wahrheit, keine Macht: sie sind nur, weil ich sie will! sie sind nur, weil es mir gefällt, weil ich gerade bei Laune, weil ich gerade so herablassend bin, sie sein zu lassen! Ihr Leben ist nur ein Scheinleben; jeden Augenblick, wo es mir gefällig, wie ich sie geschaffen, könnte ich

sie auch vernichten; es sind Blasen, die mein Hirn treibt, Schatten, Zeichen, Symbole, die an sich nichts sind, die nur sagen, nur bedeuten, was ich sie bedeuten lassen will, die daher auch Niemand eigentlich verstehen, Niemand begreifen, Niemand genießen kann, als ich, ihr Schöpfer, ihr Herr, ihr Alles!

Dieses souveraine Bewußtsein der eigenen absoluten Persönlichkeit, diese Kälte in der Leidenschaft, dieses Verneinen im Bejahen, dieses Zerstören im Schaffen, dieses allgemeine, absolute in Frage setzen, dieser Nihilismus um jeden Preis — siehe da die vielgepriesene Ironie der Romantiker, siehe da das innerste Geheimniß der Kunst, siehe da den Adelsbrief, das Privilegium gleichsam, das verfeinerte, exclusive Bewußtsein, durch welches die Genies, die Poeten, die großen, bevorzugten Geister sich von dem dichten Haufen der Mittelmäßigkeit, der dummen, unmittelbaren Hingabe der Masse unterscheiden!

Siehe da aber auch den Untergang jeder wahren, edlen, innigen Begeisterung! siehe da

den Tod jedes energischen, von sich selbst, seiner eigenen Wahrheit, seiner eigenen Kraft getragenen Strebens! siehe endlich da, angewandt auf die praktischen Verhältnisse des Lebens, das Ende aller Thatkraft, aller Treue, aller sittlichen Uebereinstimmung und Würde! —

Behüte der Himmel, daß wir hier zu einem Sittengerichte zusammensitzen und den Stab brechen wollen über die Herzen der Menschen; sogar über ästhetische Eigenschaften zu urtheilen habe ich abgelehnt, wie würde ich es über moralische? Poetische Talente, künstlerische Fähigkeiten zu prüfen, den Maßstab anzulegen an literarische Productionen habe ich verweigert — wie würde ich Herzen wägen, Ueberzeugungen richten, wie würde ich Thaten nachgehen wollen in das Geheimniß ihrer sittlichen Motive?!

Aber daß sittliche Zerwürfnisse der schlimmsten Art, daß Ehescheidungen, Religionswechsel, politische und religiöse Ueberläufereien in den romantischen Kreisen überraschend häufig vorgekommen sind; daß der Glaube, das Vaterland, die Freiheit von Niemand in diesen letzten Jahr-

zehnten so häufig vertauscht, verrathen, verkauft worden sind, wie aus der Mitte der Romantiker; ja daß dieser Jammerzustand unserer gegenwärtigen Geschichte, diese Politik der Falschheit und der Lüge, diese kokette, ironische, genialisirende Politik, welche in diesem Augenblicke an uns herum experimentirt, gleichfalls nichts Anderes ist, als Romantik: politische, wie ehemals poetische, fürstliche, wie ehemals bürgerliche Romantik — und daß daher auch für dieses Elend der Gegenwart, diese aufgedrungene Schmach unseres öffentlichen Lebens Niemand anders in Anspruch zu nehmen ist, als wiederum die Romantiker: dies Alles sind Thatsachen, welche anzuführen wohl erlaubt sein wird, eben weil es Thatsachen und weil kein höfisches Ignoriren das Factum ihrer Existenz verändern könnte.

Und doch kann Niemand in dem abstracten Nichts ausharren. Es muß der Mensch, nach dem Worte des Dichters, Etwas haben, woran seine Seele sich hängt: wer an den Geist nicht mehr glaubt, der glaubt an Gespenster, wer seine Götter zerschlagen, der macht sich Götzen.

Auch die Romantiker konnten es in der absichtlichen, künstlichen Oede, welche sie um sich geschaffen, in dieser geflissentlichen Abstraction von allen positiven Mächten des Lebens auf die Dauer nicht ertragen. Des natürlichen Bodens, des Bodens der Geschichte, des Volkes, der Sitte hatten sie sich begeben: so suchten sie nach einem neuen, künstlichen, einem Boden, der, gleich jenen scheinbaren Inseln, jenen Anhäufungen von Schlingpflanzen und Flechten und Gräsern, von denen die Naturforscher uns erzählen, mit trügerischem Grün den Abgrund überdeckt; ihr angebornes lebendiges Herz in natürlicher, warmer Fülle hatten sie in selbstmörderischem Wahnsinn aus der Brust gerissen: so suchten sie es zu ersetzen durch einen künstlichen Mechanismus, ein Uhrwerk, ein Automat mit Rädern und Stiften, dessen eintönig knarrende Bewegung den schönen, freien Puls des Lebens nachäffen sollte.

Daher dieser Ruf nach einem Mittelpunkt, einem Centrum der Literatur, welcher diese ganze Zeit der Romantiker erfüllt; daher dieses Be-

dürfniß, sich äußerlich anzulehnen an gewisse Zeiten, gewisse Zustände, gewisse Muster, welche nun ein für alle Mal für poetisch gelten sollten; daher diese Versuche und Anstrengungen, diese Irrfahrten und Wanderungen, dieser ganze abenteuerliche Drang, der Kunst von außen her durch neue Stoffe, neue Formen ein Leben, eine Frische zuzuführen, die sie an sich selbst schon nicht mehr besaß! —

Es sind besonders drei Richtungen, welche sich dabei unterscheiden lassen, drei Wege, auf welchen die Literatur abirrte, da sie den Weg der Geschichte, den Weg der Freiheit, die zugleich die Schönheit ist, nicht gehen wollte — oder vielmehr, genöthigt durch die öffentlichen Zustände im Allgemeinen, sie konnte ihn nicht gehen.

Zuerst die einseitige und capricirte Hinneigung zum Mittelalter. Im Mittelalter, in dieser Dämmerungsepoche der modernen Welt, wo die Gegensätze, welche gegenwärtig unser Leben erschüttern, noch schlummernd unter der Decke lagen und nur mitunter jählings zuckten sie wie

im Traum, und einzelne unverstandene Laute klangen prophetisch, ahnungsvoll in die allgemeine Stille hinein — in dieser träumenden, dämmernden Epoche, diesem Pflanzenleben des Mittelalters, wo die Geschicke noch massenweise gingen, wo noch keine geschichtliche Krisis den Frieden des Einzelnen störte, glaubte man das wahre, vollkommene Zeitalter der Menschheit erkannt zu haben. Die antike Welt, in ihrer gesunden Frische, ihrer prallen Kraft, ihrer geschlossenen, herben Schönheit, erschien dem weichlichen, bedürftigen Sinne dieser neuen Zeit als etwas Kaltes, Ablehnendes, Unverträgliches; ihre krankhafte Neigung, ihr Streben ohne Ziel, ihre Leidenschaft ohne Feuer, ihre Empfindung ohne Wahrheit fühlte sich sympathetisch hingezogen zu den verzwickten, verschrobenen Formen der mittelalterlichen Welt.

Dazu trat das nationale Element. Niemals ist ein Irrthum so schroff, daß ihm nicht noch etwas Wahrheit, niemals eine Verkehrtheit so craß, daß ihr nicht noch eine Ahnung, nicht noch wenigstens ein Bedürfniß des Richtigen zu

Grunde läge: wie ja auch alle Verkrüppelungen des Körpers immer nur Ausartungen, nur Ueberschreitungen des gesunden, natürlichen Wachsthums sind. Jene Welt des Schönen, jene Erneuerung des antiken Lebens, wie sie sich in Goethe verwirklicht hatte, war unendlich großartig, unendlich erhaben, ganz gewiß. Aber dennoch, ja eben durch ihre Größe, durch ihre Erhabenheit, hatte sie etwas Isolirtes, etwas Fremdes, es fehlten ihr jene nationalen Fäden, jene Adern volksthümlichen Lebens, welche in letztem Grunde alles Große, alles Erhabene verknüpfen und beleben sollen. — Und eben so der Humanismus, die Bildung, die schöne freie Menschlichkeit der Aufklärungsperiode, — auch sie war etwas Großes, Erhabenes: allein auch der Kosmopolitismus, wie gebildet er auftrete, ist etwas Einseitiges, sogar etwas Verderbliches, wenn er sich nicht, gleich einem freien, weiten Horizonte, über dem festen Boden des patriotischen, des nationalen Bewußtseins erhebt.

Auch dies ist ein Gegenstand, der gerade in diesen unsern neuesten Tagen mehrfach zur

Sprache gekommen ist. Uebersättigt von den vielen patriotischen Phrasen, die man hören, beleidigt durch das Zerrbild von Nationalität, von Deutschthum und urgermanischem Bewußtsein, das man ansehen müssen, hat man in neuester Zeit wiederum nicht übel Lust gezeigt, Patriotismus und Nationalität als Beschränktheiten, als Grillen, ja als Hindernisse der Freiheit noch einmal über Bord zu werfen; jenes Weltbürgerthum, jene kosmopolitische Gleichgiltigkeit, unter deren schmeichelndem Hauch die Blüthe unseres Volkslebens so schmachvoll hinwelkte, die uns so theuer zu stehen gekommen, die wir so grausam gebüßt durch den Verfall unserer politischen Macht, unseres politischen Lebens — man will sie uns noch einmal als das wahre Lebenselixir, als einziges Heilmittel von allen Nöthen und Gebrechen der Zeit empfehlen. Vielleicht daß sich im Verlauf dieser Vorlesungen Gelegenheit findet, noch einmal, und dann ausführlicher, auf diesen Punkt zurückzukommen. Hier einstweilen genüge es, darauf hinzudeuten, wie Nationalität nichts Anderes

ist als die Individualität, Nationalgefühl nichts Anderes, als das Selbstbewußtsein, das persönliche, das Ehrgefühl der Völker; es genüge darauf hinzudeuten, daß, wie es niemals Aufgabe der Bildung ist, die Individualität zu zerstören, vielmehr sie soll erst recht zu ihrer vollen Wahrheit entwickelt, sie soll versöhnt und ausgeglichen werden mit dem Allgemeinen: ebenso auch kann und wird es niemals Sache der Freiheit sein, die Nationalität, das heißt das Selbst, die angeborene Eigenthümlichkeit der Völker aufzuheben: im Gegentheil, sie wird sie erst zu ihrer Wahrheit, ihrer Vernunft gleichsam bringen — und diese Vernunft der Völker ist eben die Freiheit, wie die Vernunft der Individuen das Recht ist.

Damit ist denn auch der Conflict gelöst zwischen Nationalität und Humanität: das Besondere soll sich auflösen zum Allgemeinen, das Allgemeine sich verkörpern im Besondern, die Nationalität soll human, die Humanität soll national werden. Im Reiche der Freiheit wohnen die Völker friedlich neben einander: gebt jedem

Einzelnen sein Recht, jedem Volke seine Freiheit — und das so lange gesuchte Traumbild des ewigen Friedens ist verwirklicht! —

Die Romantiker nun fühlten diesen Mangel nationalen Lebens, volksthümlicher Wahrheit, welcher, bei allem sonstigen Reichthum, dem modernen Hellenenthum Goethe's und seiner Epoche anhaftet; sie suchten ihn zu ersetzen, sie wollten die Kunst zurückführen aus der versunkenen Welt des Alterthums auf den Boden unseres Vaterlandes — —

Aber o schade: statt der Göttin umarmten sie die Wolke! statt sich hineinzustürzen in das frische Meer der Gegenwart, wateten sie rückwärts und verloren sich in die Untiefen unseres mittelalterlichen Lebens!

Es ist dies ganz dieselbe Erscheinung, die sich in diesem Augenblick in unserer politischen Entwicklung wiederholt. Auch unsere Staatsmänner, nachdem sie so lange undeutsch gewesen, nachdem sie das Schiff der öffentlichen Wohlfahrt so lange nach fremdem Winde gelenkt, fangen endlich an, das Bedürfniß einer

eigenen, volksthümlichen Entwicklung zu spüren; der Patriotismus wird rehabilitirt, es ist wieder erlaubt, von Deutschthum, deutschem Vaterlande, deutscher Einigkeit zu sprechen; Fürsten selbst erheben sich und halten Reden und bringen Toaste aus auf deutsche Einigkeit und deutsche Größe — Toaste, für die noch zehn Jahre zuvor der allergetreueste Unterthan als Hochverräther wäre zur Untersuchung gezogen worden.

Allein auch hier wieder welche Nationalität ist es, die sie meinen? wo liegt das Deutschland, von dem sie sprechen? welche volksthümlichen Institutionen, welche geschichtlichen Zustände sind es, die sie uns empfehlen? Greifen auch sie nicht, statt sich frohen Muthes der Gegenwart und ihren Rechten, ihren Bedürfnissen hinzugeben, vielmehr rückwärts in die Vergangenheit und schieben uns, statt der neuen, freien Zeit, die sie verkündet, den Wechselbalg eines reflektirten, erkünstelten, unwahren Mittelalters unter?!

So gehen den großen Ereignissen der Zu-

kunst nicht bloß ihre Geister, auch ihre Gespenster gehen ihnen voran. Hoffen wir, daß die Sonne dennoch aufgehen und mit wohlthätig befreiendem Strahl diese traurigen Schatten auflösen wird in das Nichts, dem sie entsprungen! —

Das Zweite sodann, woran die Romantiker sich anzulehnen, worin sie einen Mittelpunkt ihrer Kunst zu finden suchten, war der Katholicismus. Zum Katholicismus wurden sie nicht allein durch ihre mittelalterlichen Sympathien, nicht bloß durch das Muster jener südlichen Literaturen geführt, hauptsächlich der spanischen, welche sie, wie vorhin erwähnt, mit Vorliebe pflegten; es war nicht bloß der imponirende Anblick der mittelalterlichen Kirche, einer Kirche, deren kolossale Abgeschlossenheit, deren unerschütterliche Stabilität jenes Reich des ewigen Friedens, der allgemeinen träumerischen Ruhe zu verwirklichen schien, nach welchem die Romantiker sich sehnten, von dem sie sangen und dichteten, wie von einem saturnischen Zeitalter, einer untergegangenen Insel der Seligen: es war ebenso sehr, und noch mehr sogar, die

Haltungslosigkeit ihres eigenen Innern, ihre eigene sittliche Zerflossenheit, ihre moralische Entnervtheit, was sie, nach tausend Irrthümern und Kämpfen, zerbrochen, müde, abgenutzt, endlich dem Katholicismus in die Arme warf. Es ist ein sehr charakteristischer Zug, daß von den Hauptstimmführern der Romantik gerade diejenigen, die den Katholicismus am Lautesten gepredigt, die am Meisten geliebäugelt haben mit katholischen Bildern, katholischen Formen, durchgängig nicht als Katholiken geboren und erzogen worden: es sind Protestanten, die katholisch geworden, es sind müde, schiffbrüchige Seelen, die sich in den Katholicismus als eine Zuflucht, einen Hafen nach dem Sturm gerettet haben.

Das Dritte endlich, wodurch die Romantiker der Literatur zu geben suchten, was ihr fehlte, einen Inhalt, eine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, war dies, daß sie dieselbe zu Gaste schickten bei sich selbst: ich meine, daß sie die Literatur zu nähren suchten von der Literatur, daß sie Bücher schrieben über Bücher, Gedichte über Gedichte, Komödien über Komödien. Es

fehlte der Literatur an Stoffen, es fehlte ihr an Gegenständen, deren sie sich bemeistern, die sie darstellen, durch deren Darstellung sie wirken konnte. Aber wohlan, lebt nicht der Dachs vom eigenen Fett? und sollte es nicht ebenso möglich sein, Literatur zu machen von der Literatur? — So entstanden jene Künstlerromane, jene Dramen, welche, statt das wirkliche Leben, das Leben der Einzelnen, die Schicksale der Völker künstlerisch abzuspiegeln, nichts Würdigeres auf die Bühne zu bringen wußten, als literarische Kämpfe, ästhetische Streitfragen, als schlechte Bücher elender Scribenten, die kaum des Witzes und ganz gewiß nicht des Eifers werth waren, der hier an ihre Verspottung, ihre Vernichtung gewendet ward.

Auf die Theilnahme des Volks natürlich, die Sympathie der Masse mußte bei all diesen Bestrebungen verzichtet werden. Was war dem Volke das Mittelalter? was ihm der Katholicismus, zumal dieser nebelnde, schwebelnde, süßduftende, den z. B. die starre, ehrliche Frömmigkeit des Tyrolers unmöglich hätte können für

ebenbürtig anerkennen? Was auch waren dem Volke diese literarischen Streitigkeiten, diese Kämpfe der Systeme, diese Fehden der Coterien? was war ihm dieser Frosch= und Mäusekrieg der Schriftsteller, an dem die Romantiker zu Homeren zu werden suchten?!

Und so mußte gerade das, wodurch die Romantiker die Literatur zu retten suchten, sie nur noch tiefer stürzen; so mußte gerade das, was der Kunst Boden, Inhalt und Mittelpunkt verleihen sollte, nur dazu dienen, sie noch schroffer abzulösen von dem, was ihr allein Boden, Inhalt und Mittelpunkt sein konnte: von dem Volke.

Wie sich diese allgemeinen Umrisse der Romantik nun in einzelnen literarischen Persönlichkeiten des Näheren gestalten, wie auf den Propheten der Romantik, Novalis, ihr Gesetzgeber, Schelling, ihre Kritiker, die Schlegel, ihr Dichter, Tieck — und wie nach diesen Häuptern und Meistern der ganze breite Strom der philosophirenden, kritisirenden und politisirenden Romantiker folgt, davon einiges Genauere im nächsten Vortrage.

Dritte Vorlesung.

Die Hauptvertreter der Romantik: Novalis; Parallele mit Hölderlin. — Schelling: Stellung seiner Philosophie; quietistisches Princip derselben; Auffassung der Kunst. — Die Schlegel. Ihre literarische Betriebsamkeit in Journalen und Vorlesungen: die romantische Clique; Einfluß aufs Publikum. Die Lucinde. — Tieck. Sein Verhältniß zu Goethe, zur Romantik. Tieck und die Berliner Aufklärung: William Lovell. Uebergang zur Romantik: Sternbald's Wanderungen. Zerbino, die verkehrte Welt, Genoveva ꝛc. Unterbrechung der poetischen Thätigkeit: literarhistorische Studien; Uebergang zur Novellenpoesie. — Der romantische Schwarm. Die Wissenschaft: Steffens, Görres, Creuzer, Adam Müller, Solger ꝛc. Die altdeutsche Philologie: die Grimms. Romantische Poeten: Brentano, Werner, Fouqué, Arnim ꝛc.

In meiner neulichen Vorlesung habe ich mich bemüht, Ihnen ein allgemeines Bild der Romantik, ihrer Entstehung und ihrer wesent-

lichsten Elemente zu geben; der Zweck der heutigen ist es, diese allgemeinen Umrisse in bestimmten einzelnen Persönlichkeiten nachzuweisen und Sie mit den vornehmsten Vertretern der romantischen Epoche bekannt zu machen. Ich wiederhole dabei, was ich bereits früher erinnert: nämlich daß es keineswegs in der Absicht dieser Vorträge liegt, ausführliche ästhetische Raisonnements, literarische Kritiken, Beurtheilungen einzelner Werke zu geben, als vielmehr den Zusammenhang aufzudecken, welcher die Literatur mit der Gesammtheit unserer nationalen Zustände verbindet. Auch jetzt, bei dieser Charakteristik einzelner bedeutender Persönlichkeiten, werde ich an diesem Grundsatze festzuhalten suchen; auch hier wird es hauptsächlich die Gesammtheit ihrer Erscheinung, die Totalität ihres künstlerischen Wirkens sein, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit zu lenken suche, und wie gewisse Richtungen der Zeit in gewissen Dichtern, gewissen Schriften sich concentriren; auch hier endlich, auf den leichterworbenen Ruhm äußerer Vollständigkeit verzichtend, werde ich meine Darstel-

lung ausschließlich auf die geringe Zahl derer beschränken, in denen diese Concentration vorzugsweise entweder zuerst, oder doch in einer besonders energischen, eigenthümlichen Weise stattgefunden. Auch hier also wird es eigentlich nichts Neues sein, was Sie vernehmen, auch hier ist es nicht auf positive Bereicherung Ihrer Kenntnisse, auf Lehren und Urtheilen, Richten und Unterrichten abgesehen: meine Aufgabe wird erfüllt sein, wenn es mir gelingt, in den bekannten Thatsachen der Literaturgeschichte jene Fäden nachzuweisen, mit deren Auffindung wir uns in der neulichen Vorlesung beschäftigt haben.

Der Erste demnach, von dem hier die Rede sein muß, ist Novalis.

Es ereignet sich in der Geschichte öfters, der politischen sowohl wie der literarischen, daß großen, neuen Zeitabschnitten, großen Wendepunkten der Entwicklung gewisse einzelne Persönlichkeiten voraufgehen, welche den Inhalt der neuen, kommenden Epoche gleichsam auszugsweise in sich tragen, in denen, was die Zukunft erst lang-

sam im Lauf der Jahre, der Jahrzehnte, und oft erst der Jahrhunderte reift, zusammengeschachtelt liegt, wie die Frucht im Keim. Persönlichkeiten dieser Art zeichnen sich nicht allein durch ihre Energie, ihre geistige Bedeutsamkeit aus: sie werden auch in der Regel von einem gewissen naiven Duft, einem Duft der Ursprünglichkeit und des unmittelbaren Lebens begleitet, der sie unendlich liebenswürdig macht, ja der uns selbst da mit ihnen aussöhnt, wo wir im Uebrigen ihre Richtung als solche nicht billigen, nicht theilen können. Es ist hier also nicht wie sonst, daß die ersten Früchte die herbsten sind: vielmehr umgekehrt, die Geschichte macht es wie die Fürsten, bei denen auch immer nur der Erstgeborne der eigentliche Herr, der Scepterträger ist; sie erschöpft sich in ihren Wiederholungen und der Nachfolger wird strenger beurtheilt, bloß darum, weil er Nachfolger ist.

Ganz solch ein Vorläufer, in dem ganzen Reiz der ersten jugendlichen Frische, dem ganzen Zauber der Ursprünglichkeit, ist nun auch Novalis. Gleich einem einsamen, irrenden Stern

wandelt er der romantischen Dämmerung voran; er ist der Mond, der blasse, kranke, der über der Zaubernacht der Romantik schwebt. Nicht nur, daß alle späteren Entwicklungen der Romantik in ihm vorgebildet liegen: sie liegen auch in ihm als Elemente seiner selbst, als nothwendige, unwillkürliche Bestandtheile seines eigenen Ich. Novalis (wie seltsam diese Zusammenstellung auch klingen möge) ist der naive Romantiker; er ist Romantiker, ohne es sein zu wollen, aus ursprünglichem, natürlichem Drang, ich möchte sagen: aus göttlicher Bestimmung.

Von einer unheilbaren Krankheit befallen, einem frühzeitigen Tode rettungslos bestimmt, war Novalis von jenem gesteigerten Selbstgefühl, jener eigenthümlichen geistigen Erregbarkeit, welche Krankheitszustände dieser Art zu begleiten pflegt, und von der es in der That nicht mehr weit ist zu dem krankhaft übertriebenen Selbstgefühl des romantischen Bewußtseins. — Er wußte, er fühlte den Tod in seiner Brust; er wußte, daß es ihm niemals vergönnt sein würde, in Thaten selbständig Theil zu nehmen an der

Arbeit der Geschichte; er wußte, daß diese ideale Betheiligung an der Kunst, der Wissenschaft, der Theorie im Allgemeinen der einzige Antheil war, den er noch am Leben hatte, daß dieser Becher der Kunst, dieser Taumelkelch der Schönheit der einzige war, den seine Lippe berühren durfte!

So, in diesem Bewußtsein des nahen Todes, hinschmachtend, hinwelkend — wer mag ihn tadeln, wenn er der Welt den Rücken wendet und sich vertieft in die ewigen, die Geheimnisse der Schönheit und der Kunst? wenn er, halb schon ein Geschiedener, nur halb noch der Erde und ihrem Treiben angehörend, sich flüchtet in die Geheimnisse des eigenen Innern und mit schmerzlich wollüstigem Entzücken die eigene Auflösung, das eigene Verlöschen belauscht? Das Auge schon halb umflort von den Schatten des Todes, wer mag ihn tadeln, wenn seltsam mystische Gestalten, Visionen einer andern Welt vor ihm auftauchen? wenn das tiefste Räthselwort des Lebens, der geheimnißvolle Zusammenhang alles Daseins, dessen Lösung er so nahe steht, vor ihm aufblüht als blaue Blume, ihn anlacht als

Karfunkel, sein Ohr gefangen nimmt mit heiligen, unverstandenen Stimmen der Nacht?!

Ja selbst wenn ein solcher Geist, so tiefkrank, so dem Leiden geweiht, sich der Religion des Leidens, dem Cultus der ewigen Passion, dem Katholicismus, in die Arme wirft, wenn er, der Protestant, sich mit hysterischer Zärtlichkeit vertieft in die Mysterien des Marienbienstes, wenn er endlich sogar in frommen Entzückungen zu faseln anfängt und zu lallen — müssen wir nicht auch darin eine Berechtigung anerkennen, die traurige, aber unerbittliche Berechtigung einer kranken, hinsiechenden Persönlichkeit?

Novalis' Romantik ist seine Persönlichkeit; alle Einseitigkeiten der späteren Romantiker, alle Verkehrtheit ihrer Ansichten, alles Krankhafte, Unnatürliche, Verlogene der ganzen Richtung — für ihn wenigstens ist es wahr, er fühlt es wirklich, er glaubt daran, weil es sein Leben ist: man könnte auch sagen, seine Krankheit, sein Tod.

Ja diese Krankheit selbst, dieses langsame, ohnmächtige Hinschmachten, dieses frühe Ster-

ben, dieses zu Grabe gehen so schöner Hoffnungen, so reicher Talente — ist Novalis nicht auch darin ein Auszug, ein Vorbild der Romantik? Die ganze Richtung, die sich in ihm wie in einem ersten, schärfsten Abdruck repräsentirt, leidet sie nicht auch an einem innern Siechthum, das ihre beste Kraft verzehrt, unentwickelt, ungenützt? Ist nicht auch Alles, was die Romantik im Ganzen geleistet, Anfang, Fragment, Bruchstück, der Nachlaß gleichsam eines Todten geblieben, welcher hinweggeschieden, lange bevor er sein eigentliches Ziel erreicht?

Novalis selbst zwar hat mit diesen Bruchstücken seines Wirkens das Höchste, das Größte erlangt, was der Dichter, der Künstler überhaupt erlangen kann: die Ehre, als Moment der nationalen Entwicklung, als Markstein der Geschichte im Andenken der Nachwelt lebendig zu bleiben. Künftige Zeiten werden die Bedeutung der Romantik immer mehr zurücktreten lassen, um so viel mehr, als der Irrthum an Bedeutung verliert, wenn man im gesicherten Besitz der Wahrheit ist. Immer jedoch werden Ro-

valis' Fragmente, wird der großartige Entwurf seines Ofterdingens, werden seine begeisterten Hymnen an die Nacht, seine tief seelenvollen Lieder die Anerkennung, die Bewunderung finden, die der Energie des Talentes unter allen Umständen gebührt, auch da, wo eine neue Zeit, ein neues Geschlecht Inhalt und Richtung desselben nicht mehr theilen kann. — —

Sei es vergönnt, hier mit wenigen Worten beiläufig eines zweiten Dichters zu gedenken, welcher, wiewohl scheinbar von ganz entgegengesetztem Standpunkte ausgehend und in ganz anderen Formen sich bewegend, doch seinem Wesen nach unbedenklich hieher gehört, ja der, nach Talent und Schicksal, recht eigentlich das Seitenstück zu Novalis bildet: Hölderlin.

Hölderlin ist der Romantiker in antiker Form; er steht in dieser Hinsicht ganz ähnlich am Eingang der romantischen Epoche, wie Platen am Ausgange derselben. Auch Hölderlin vertiefte sich in eine romantisch-abstrakte Welt der Schönheit und der Kunst, als eines Absoluten, eines ausschließlich Berechtigten; auch er

floh vor der Wirklichkeit in ein künstlich ideales Reich der Träume: nur daß seine Traumwelt die Welt der Griechen war, nur daß seine Abstractionen sich mit griechischen Gewändern bekleideten. Was den Romantikern das Mittelalter, das war für Hölderlin das griechische Alterthum; wie Jene vor Heiligenbildern und Crucifixen, so neigte er seine Seele vor den Altären griechischer Götter; wie die Romantiker uns zu guten mittelalterlichen Christen, so wollte Hölderlin uns zu Griechen machen und verzweifelte, als es ihm nicht gelang. Hölderlin ist ein schlagender Beweis, wie tief die Romantik, als ein nothwendiger Uebergang, eine unvermeidliche Krisis, damals in der Zeit steckte: in völlig plastischen Formen ein ruhelos gährender, drängender Inhalt, bei allem Schein der Gesundheit, aller scheinbaren Kraft und Fülle, eine solche tiefe, geistige Zerrüttung, eine solche schmerzliche innere Oede!

Auch Hölderlin war es nicht verstattet, diese Krisis durchzukämpfen und die vielversprechende Knospe seines Talentes zu reifer Frucht zu

zeitigen: über Novalis senkten die Götter die Schatten des Todes, über Hölderlin die tieferen, die entsetzlichen Schatten des Wahnsinns. Aber wie Novalis' frühem Grabe, so auch Hölderlins irrem Haupte soll der Kranz des Nachruhms, der Kranz der Dankbarkeit nicht fehlen: sie sind eben Alle für uns gestorben, sie haben Alle für uns gelitten, der Eine seinen Tod, der Andere seinen Wahnsinn. —

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu der früher bezeichneten Gruppe der eigentlichen Romantiker zurück. — Ich nannte vorhin Novalis den naiven Romantiker, den Romantiker ohne es zu wissen. So ist dagegen Schelling der Romantiker, der sich selbst als solcher begreift, an dem die ganze romantische Schule sich begreifen und verstehen lernt. Wie Novalis Auszug und Vorläufer, so in Schelling sehen wir Grundriß und Gesetzgeber der Romantik; was Novalis in krankhaften Entzückungen halb träumend, halb bewußtlos lallt, das wird von Schelling in wissenschaftliche Formen gebracht; Novalis fühlt, ahnt, träumt bloß, Schelling be-

hauptet das Ahnen, Fühlen, Träumen zum Denken zu erheben.

Auf die Einzelheiten dessen, was man gemeinhin das Schelling'sche System nennt, — wiewohl dies in der That das Bedenklichste bei der ganzen Sache, daß Schelling es niemals wirklich zu der geschlossenen Form eines Systems, zu einer consequenten wissenschaftlichen Durchführung gebracht hat: vielmehr, seiner romantischen Natur getreu, hat er es immer nur bei einzelnen genialen Aperçüs, einzelnen Bruchstücken und Andeutungen bewenden lassen...

Auf die Einzelheiten dessen, sage ich, was man gemeinhin das Schelling'sche System nennt, hier des Näheren einzugehen, verbietet der Zweck dieser Vorlesungen, in denen wir es allein mit der sogenannten schönen Literatur zu thun haben, sowie die Zusammensetzung dieser Versammlung. Ich begnüge mich daher, nur diejenigen Punkte herauszugreifen, in denen die Schelling'sche Philosophie in unmittelbarer Berührung steht mit der Literatur der Romantiker: die Punkte, in denen sie gewisse ästhetische

Pointen der Romantiker aufgreift, um sie ihnen demnächst, philosophisch zurecht gemacht und mit dem Schein wissenschaftlicher Begründung umgeben, wieder zurückzustellen.

Hier ist denn das Erste und Hauptsächlichste, daß Schelling auch die Philosophie selbst, diese allgemeine, göttliche Schule des Denkens, als etwas Apartes, Exclusives behandelt. — Sie wissen, welche Rolle in dem Katechismus der Romantik das Genie, das geniale Bewußtsein, das Bewußtsein der bevorzugten geistreichen Persönlichkeit spielt: nur dem Genie gehört die Welt, nur das Genie vermag die Kunst, die Schönheit zu verstehen. — Dieses Dogma nimmt Schelling nicht allein auf, er führt es sogar noch weiter. Auch denken, auch philosophiren kann nur das Genie; auch um die Welt des Geistes zu erkennen, muß man unter einer besonderen Constellation, einem besonderen Stern geboren sein. Das Anonyme, das Unbegreifliche, der Dämmer der Willkür, der die Poesie der Romantik erfüllt, wird von Schelling auch in die heitere, tageshelle Welt des Denkens einge-

führt; auch die Philosophie, wie die Schönheit, bekommt gewisse innerste Geheimnisse, gewisse letzte eleusinische Mysterien, die nur der Eingeweihte begreifen — dies möchte sein: aber denen auch nur der Eingeweihte sich nähern, zu denen nur der Eingeweihte herantreten darf.

Es liegt auf der Hand, wie sehr Schelling mit dieser Auffassung der Philosophie, als eines Aktes des Genies, eines Privilegiums bevorzugter Geister, den Bedürfnissen und Wünschen seiner romantischen Zeitgenossen entgegenkam. Auch die ganze Romantik ist ja auf den Begriff des Aparten, Exclusiven, Vornehmen gebaut; auch die Romantik ließ ja die Menge weit hinten und creirte eine neue Ritterschaft des Geistes, eine Adelskette der Geistreichen, eine Freimaurerei der Genialität.

Ganz ebenso die Schelling'sche Philosophie. Auch sie trat von Anfang an cavaliermäßig, hochmüthig auf; auch sie verschmähte es, sich an die Massen zu wenden; auch sie fand Vergnügen daran, den philosophischen (oder meinetwegen

auch unphilosophischen) Ansichten der älteren Aufklärungsperiode nicht bloß mit dem Nachdruck ihrer besseren Einsicht, ihrer gereifteren Bildung entgegenzutreten — dies wäre nur erlaubt, es wäre recht und gut gewesen. Aber nein: ihre bessere Einsicht machte sie zugleich auch übermüthig, stolz, anmaßend; es war ihr weniger um die Belehrung der Anderen, als darum zu thun, sich selbst als die Wissende zu zeigen. — Andererseits mit dem eigenthümlichen Jargon, den sie schuf (wiewohl wir ihr dies am wenigsten zum Vorwurf machen wollen: eine jede neue Denkweise verlangt in der That ihre neue Ausdrucksweise, ihre neue Sprache, die erst allmälig, mit der Ausbreitung der Begriffe selbst, in die gewöhnliche Sprache übergeht), mit ihren paradoxen, abgerissenen Sätzen, mit dem Anspruch an Genialität und geistiger Vornehmheit, den sie einem Jeden einräumte, der sich zu ihr bekannte, bot die Schelling'sche Philosophie den Romantikern einen willkommenen Mittelpunkt, eine Fahne gleichsam, um welche sie sich versammelten; es war ein neues Kennzeichen, ein neues Bruderwort gege-

den, an welchem die Eingeweihten sich erkannten, ein neues Privilegium, das die vornehmen Geister voraus hatten vor der bornirten Masse, eine neue Veranlassung, Cliquen zu bilden, Coterien zu stiften, Propaganda zu machen im Namen des neuen romantischen Evangeliums. — Die Romantiker, durch die Art und Weise, wie Schelling ihre Principien hinüberspielen ließ in die neueste Entwicklung des Geistes überhaupt, mußten sich selbst erhoben, sich selbst dem Organismus des Geistes unmittelbar eingeordnet fühlen. Noch ehe sie selbst ihre Thaten gethan, hatte der Philosoph sie bereits wissenschaftlich construirt; noch ehe sie selbst sich als wirklich gezeigt, hatte der Philosoph sie bereits als nothwendig bewiesen. Es war das erste Mal, daß eine neue Wendung der Philosophie nicht nur aus der Gesammtheit der übrigen literarischen, wie öffentlichen Zustände hervorging — das thut sie eben immer: sondern daß sie auch sich selbst als daraus hervorgegangen begriff; es war das erste Mal, daß der Philosoph unmittelbar gemeinschaftliche Sache machte mit den

Dichtern, den Künstlern, den Schriftstellern, und sich selbst zu ihnen, sie zu den Seinen zählte. Darf es uns hienach noch Wunder nehmen, wenn die Neuheit dieses Ereignisses den Romantikern, so zu sagen, zu Kopfe stieg und ein maßloser philosophischer Hochmuth die ohnedies schon so unklaren Köpfe nur noch mehr in Verwirrung setzte?!

Und nicht bloß dies äußere Verhalten, nicht die Art und Weise bloß, wie die Schelling'sche Philosophie sich gab, auch ihr Inhalt selbst, auch der eigentliche Kern dieser philosophischen Schwärmereien mußte die lebhaftesten Sympathien der Romantiker erwecken. Der Schelling'sche Urgrund, diese Weltseele, die in seligem Behagen in Allem ruht und ist, dieser Gott, der das ganze Weltall aus sich heraus wachsen läßt, gleichmäßig, mühlos, in ewig ungestörter Ruhe, dieses Denken, das sich zu einem mystischen Schauen, einer begrifflosen, träumenden Versunkenheit verklärt — was ist es anders, als der Quietismus der Romantiker auf seiner letzten, äußersten Stufe? was anders, als gleich-

sam die Vergöttlichung jener schönen Seele, jenes genialen, künstlerischen Subjectes, das, wie die Wurzel, so auch das Ideal der Romantiker bildete? — In der Regel, was die Menschen für sich selber wünschen und begehren, was sie selbst gern wären und hätten, das machen sie zu ihrem Gott. Auch der Schelling'sche Urzustand, dies reine, unterschiedlose Sein des göttlichen Wesens, diese paradiesische Vorzeit, dieses ideale Patriarchenthum, mit welchem Schelling's Phantasie (denn der Philosophie gebührt an diesen Dingen wahrlich kein Antheil) die leeren Anfänge der Entwicklung bevölkerte, das er ebenso als mögliches einstiges Ziel, als Schluß der Geschichte an das Ende der Entwicklung setzte — wer erkennte in diesem Allen nicht das Spiegelbild jener idealen, unbekümmerten, mühelosen Existenz, jenes reinen, süßen Dahinlebens, jenes Seins als bloßen Genusses, das die Herzen der Romantiker mit Sehnsucht erfüllte, ja das in ihren Augen überhaupt erst Sein, erst Leben war!? Eine starke, männliche Zeit, eine Zeit des Krieges und der Kämpfe, wie diejenige,

in welcher Kant sich bildete, mußte nothwendig auch die starke, männliche Gottheit der Kantischen Moral, die starre, großartige Energie seines kategorischen Imperativs hervorrufen; in der Fichte'schen Ethik spiegelt sich das starke Wollen, das begeisterte Ringen, das schöne, ideale Hoffen seiner ringenden, strebenden Zeit: für eine Zeit dagegen, wie die Zeit der Romantiker, eine thatlose, schlaffe, hingewelkte Zeit, eine Zeit der Träume, der Illusionen, des koketten Selbstgenusses, war dieser thatlose, selbstgenießende Gott, dieser neue Brama der Schelling'schen Philosophie eben der rechte.

Drittens die Stellung, welche Schelling selbst der Kunst einräumte. Die Kunst gilt ihm, ganz übereinstimmend mit den eigentlichen Künstlern, den Dichtern der Romantik, für die höchste und vornehmste Offenbarung, die es giebt; was kein Denken ergründen, keine Philosophie beweisen kann, die Einheit der Idee und der Wirklichkeit — die Kunst stellt es dar: und auch sie als Wunder. Jedes Kunstwerk ist ein Wunder, ein Mysterium, das Niemand be-

greifen, Niemand ergründen das nur Jeder anbeten und bewundern kann; jeder Künstler ein Prophet, ein Seher, ein Geheiligter Gottes, ein Theilhaber seiner Geheimnisse — und daher natürlich auch von Niemand zu richten, von Niemand zu beurtheilen, nur immer ekstatisch, im Kreise der Auserwählten zu verehren. Die Philosophie selbst hat nur insofern Bedeutung, in wie weit sie sich zur Kunst erhebt; das künstlerische Moment der Anschauung steht über dem philosophischen des Denkens — oder vielmehr das Denken muß zum Anschauen werden, der Philosoph muß Dichter, Künstler sein: so daß also auch hier wieder der Künstler allein der vollendete Mensch.

Es ließe diese Parallele sich ohne Mühe noch weiter führen. Es ließe sich namentlich noch darauf hinweisen, wie auf dieselbe Weise, wie die Poesie der Romantiker sich zurückzieht vor der Geschichte, sich flüchtet in die Natur, sich anlehnt an die Religion, ebenso auch die Schelling'sche Philosophie sich nirgend unfähiger beweist, als wo es gilt, die eigentliche thatsäch-

liche Bewegung des Geistes, die Welt der Geschichte zu begreifen. Auch sie vertieft sich mit Vorliebe in das abgeschlossene Sein, die todte Existenz der natürlichen Welt; auch sie leitet hinüber in die Irrgänge religiöser Mystik; auch sie endet (wir sehen es vor Augen!) in orthodoxer Strenggläubigkeit, gleichviel ob es katholische oder protestantische ist. — Doch werden schon die obigen Andeutungen genügen, Ihnen den Zusammenhang darzuthun, der zwischen dem romantischen Zeitalter überhaupt und der Schelling'schen Philosophie stattfindet, und aus welchen Gründen es verstattet ist, Schelling, wie es im Eingang geschah, als den eigentlichen Gesetzgeber, den Bau- und Werkmeister der Romantik zu bezeichnen. —

Und so sind nun ferner die Schlegel ihre Geschäftsführer, ihre Agenten, ihre praktischen Chefs. Die Romantik Novalis' erklärt sich aus seiner Persönlichkeit; die Romantik Schellings geht aus dem Uebergewichte seiner Phantasie hervor, die ihn hinderte, die reinen, klaren Höhen des Denkens zu ersteigen: die Romantik der Schlegel

beruht auf ihrer Eitelkeit. In Novalis sahen wir den naiven Romantiker, in Schelling den denkenden: die Schlegel sind reflektirte Romantiker, Romantiker, weil sie es sein wollen, weil sie in der Romantik allein Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer abstracten Genußsucht finden. Novalis ist der Vorläufer der Romantik, Schelling entwirft den Grundriß: die Schlegel bringen das Handwerkzeug. Durch Novalis wurde die Romantik zur Thatsache, durch Schelling zum System, durch die Schlegel zur Partei.

Ich darf mich an dieser Stelle über die Schlegel um so kürzer fassen, als hauptsächlich sie es waren, durch welche die romantische Doctrin ihre Verbreitung und Ausführung erlangte: so daß also in jener allgemeinen Skizze des romantischen Standpunktes, die ich Ihnen in der neulichen Vorlesung zu geben versuchte, zugleich das genauere Bild der Schlegel mit entworfen ist. Auch was dort über die Verdienste der Romantik um die Kunstkritik, die Literaturgeschichte, die Einführung und Uebertragung fremder Kunstwerke gesagt worden, ist vor-

nämlich auf die Schlegel zu beziehen, ganz besonders den älteren, August Wilhelm, dem, bei geringerem Talent an sich, eine um so größere Receptivität, eine um so größere Gabe der Reproduction, der Technik, des formalen Verständnisses verliehen war.

Was dagegen noch eine besondere Aufmerksamkeit verdient, das ist die Stellung der Schlegel als Parteihäuptlinge, als literarische Faiseurs, als Leiter und Lenker der Clique. Einer alten Schriftstellerfamilie entsprossen, aufgewachsen im Umgang mit Literaten und Dichtern, sahen die Schlegel sich frühzeitig eingeweiht in die kleinen Geheimnisse literarischer Industrie. Sie hatten es gesehen und wußten einigermaßen, wie literarische Freundschaften gestiftet, Berühmtheiten geschaffen und unterhalten werden. — Diese Kenntniß wandten sie an. Jene Reihe von Journalen und Almanachen, in denen die neue Schule sich zuerst vor dem Publikum entfaltete, jene Kritiken und Beurtheilungen, die ihren Namen zuerst verbreiteten, jene Fehden und Streitigkeiten, jene Zänkereien und Scandale,

unter denen sie emporwuchs und die (wie es der Lauf der Welt nun leider ist) mehr als alles Andere dazu beitrugen, sie bekannt, berühmt, und wenn nicht immer berühmt, so doch wenigstens berüchtigt zu machen — sie sind alle, vom Athenäum bis zur Europa, von den Angriffen auf Wieland und Schiller bis zu den Scandalen mit Merckel und Kotzebue, von den Schlegel begründet, veranlaßt und geführt worden. Zur Ausbreitung reiner und geläuterter Kunstansichten, zur Bildung des Geschmacks, zur Bereicherung unserer Literatur haben die Schlegel Vorzügliches beigetragen, wir haben es anerkannt: allein auch dazu haben sie beigetragen, haben dazu beigetragen durch ihre Cliquen und Coterien, ihre Journalkämpfe und Zeitungsfehden, ja sogar durch ihre Vorlesungen und gesellig-literarischen Bemühungen, die Literatur unverhältnißmäßig in den Vorgrund des öffentlichen Interesses zu rücken und das literarische, das ästhetische Bewußtsein groß zu ziehen auf Kosten des politischen. Jenes Schwören in fremde Worte, jene ästethische Kokketterie, jener erkün-

stelte Enthusiasmus, von dem, als einer Krankheit unsrer heutigen Geselligkeit, ich in meinem letzten Vortrage sprach — er stammt besonders aus der Schlegel'schen Schule; an den Schlegel'schen Journalen, den Schlegel'schen Vorlesungen hat sich jene vermeintliche Vornehmheit des Geschmacks, jene ästhetisirende Romantik der Salons gebildet, die unser gesellschaftliches Leben seitdem so verderblich überwuchert, die so viel Geister erschlafft, so viel Herzen verweichlicht hat.

Gegen diese kritisch-praktische Thätigkeit, tritt ihre poetisch-productive außerordentlich in Schatten. — Es begegnet theoretischen Naturen nur allzuleicht, sich auch für praktische zu halten; die meisten Kritiker, nachdem sie das Wesen der Schönheit theoretisch begriffen, glauben sich eben deshalb auch schon berufen, sie praktisch darzustellen, das heißt Dichter, Künstler zu sein. Die meisten sogenannten Gedichte der Schlegel, der Ion August Wilhelms, der Alarcos Friedrichs, die Sonette und Balladen, Elegien und Hymnen, mit denen sie sich als Dichter versuchten



können kaum auf etwas Größeres Anspruch machen, als nur eine Bestätigung dieses allgemeinen Satzes zu sein; ihre interessanteste Seite ist durchgängig die formale, und auch dies eigentlich nur bei August Wilhelm, während in Friedrichs Gedichten in der Regel auch die Form unklar, verschroben, willkürlich ist, wie ihr Inhalt. Selbst die Lucinde, das Berühmteste von Allem, was die Schlegel geschrieben, ist als Kunstwerk außerordentlich unerheblich: wogegen sie als Bekenntnißschrift der Romantik, und zwar einer ganz speciellen Richtung, nämlich der wollüstig-raffinirenden, bei allem sinnlichen Trieb dennoch ohnmächtigen, unmännlichen, allerdings eine dauernde Stelle in der Literatur behaupten wird — wenn auch eben nicht zur Ehre ihres Verfassers.

Es ist überaus wohlthuend, von dem beängstigenden Anblick dieser gewaltsamen Hervorbringungen, dieser Kinder, gezeugt wider den Willen der Natur, das Auge ausruhen lassen zu dürfen auf den Erzeugnissen eines wahrhaften Dichters, eines wahren, schaffenden Genius.

Und einen solchen unter allen Umständen haben wir in Tieck zu verehren. Tieck ist der wahre Dichter der Romantik: aber er war ehe Dichter als Romantiker, er bleibt es auch da noch, wo die Romantik ihn gefangen nimmt.

Es ist die göttliche Mitgift des Dichters, bildsamen Herzens zu sein und die Eindrücke der Zeit in beweglicher Seele aufzunehmen. Der Philosoph schließt sich ab in seinem System, der Kritiker behauptet seinen Standpunkt: der Dichter allein ist ein ewig Werdender. Nicht aus natürlichem Zwange, wie Novalis, nicht aus mangelndem Gleichgewicht der geistigen Fähigkeiten, wie Schelling, nicht aus Eitelkeit und Selbstsucht, wie die Schlegel — Tieck ist Romantiker geworden, weil seine Zeit ihn nichts Anderes werden ließ, weil seinem reichen Talent kein anderer Stoff, kein anderer Inhalt entgegenkam, weil die Zeit selbst, in der er sich bildete, romantisch war, und weil kein Dichter, kein Künstler es höher bringen kann, als Organ, als Spiegel seiner Zeit zu sein.

Darum auch von allen Romantikern ist Tieck

derjenige, der die reichste, die mannigfachste Entwicklung hat, ja er ist fast der Einzige, der überhaupt eine Entwicklung hat, der sich niemals einseitig gefangen gegeben, der alle Stadien durchlaufen, alle Kämpfe durchgerungen und immer aus allen sich selbst und seine künstlerische Freiheit gerettet hat.

Tieck leitet die Poesie von Goethe in die Romantik hinein, ähnlich wie, gegen den Schluß der Epoche, Uhland sie aus der Romantik wieder zu Goethe zurückführt. Er ist der Goethe der romantischen Epoche: das heißt, er ist so sehr Dichter, so sehr schaffende, plastische Natur, er stellt die Romantik in künstlerischen Schöpfungen so vollendet dar, wie dies ihrem eigenen Inhalte nach möglich ist — und also jedenfalls der größte Dichter, den diese Uebergangsperiode hervorgebracht, der größte, den wir nach Goethe besessen haben.

Wenn allerdings dabei Einiges vermißt wird, was wir sonst von einem großen Dichter zu fordern pflegen: eine gewisse Männlichkeit, eine gewisse Energie und Festigkeit, die der poetischen

Bildsamkeit keineswegs widerspricht, im Gegentheil, sie verleiht ihr erst ihren wahren Werth; wenn diese Bildsamkeit selbst bei Tieck nicht selten in eine gewisse Zerflossenheit, eine fast weibische, fast leichtfertige Empfänglichkeit ausartet; wenn der Reichthum seines Talentes überhaupt mehr in seinem Umfang, seiner Ausdehnung, als seiner Ursprünglichkeit, seiner Tiefe zu bestehen scheint: so wollen wir auch hier wieder nicht den einzelnen Dichter, wir wollen die Zeit, wir wollen das Volk im Ganzen anklagen, das keine großen, männlichen Charaktere werden, keine starken, eigenthümlichen Geister entstehen ließ.

Jedem Menschen haftet, wie die Zeit, so auch der Ort an, in dem er geboren, die Umgebung, in der er aufgewachsen, am Meisten dem Dichter; die leibliche Bedingung wird zur geistigen, die man wohl erweitern, wohl veredeln, doch niemals aufheben, niemals vernichten kann. Auch bei der Beurtheilung Tieck's darf man nicht außer Acht lassen, daß er in Berlin, dem rationalistischen, skeptischen Berlin Friedrichs des

Großen, in der Nachbarschaft der Nicolai'schen Aufklärung aufgewachsen ist. Das erste Werk, mit welchem er, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, vor dem Publikum auftrat, der William Lowel (vom Jahre 1793), läßt diesen Standpunkt noch sehr deutlich durchblicken: es ist ein Werther der Berliner Aufklärung, ein Faust im Sinne und mit dem Inhalt der Nicolai'schen Epoche.

Aber schon wenige Jahre darauf (1797) hat der junge Dichter an dem, was so eben noch seine Nahrung war, sich übergessen. Wie jeder Standpunkt, welcher zum Aeußersten geführt wird, schlägt auch der aufklärende Fanatismus des William Lovell gleich darauf in sein Gegentheil um. Die Volksmärchen, welche in dem gedachten Jahre erschienen und den gestiefelten Kater, den Blaubart u. s. w. enthielten, sind bereits durchzogen von Anklängen der romantischen Doctrin: wennschon in der kritischen Richtung, welche beide Werke erfüllt, und zwar auf Kosten ihrer künstlerischen Selbständigkeit, das negative Element des Berliner Lebens noch unverkennbar

fortwirkt. Im Sternbald (1798), an dem bekanntlich auch Tiecks Freund, der früh verstorbene Wackenroder, wesentlichen Antheil hatte, sowie in den Kunstphantasien, welche Tieck im folgenden Jahre, gleichfalls unter Zuziehung des Wackenroder'schen Nachlasses, herausgab, ist der Uebergang bereits vollendet: die kritische Rüchternheit ist zur anonymen Ueberschwänglichkeit, der Skeptiker zum Mystiker, der Aufklärer zum katholisirenden Schwärmer geworden.

Von hier an ist Tieck als Angehöriger der romantischen Schule zu betrachten. Wie er mit den bisherigen Häuptern derselben, mit Novalis, Schelling, den Schlegel, in den lebhaftesten persönlichen Verkehr tritt: so auch, mit außerordentlicher poetischer Energie und einer anerkennenswerthen Fruchtbarkeit, in einer Reihe rasch auf einander folgender Dichtungen, stellt er die Hauptpointen der neuen Schule poetisch dar. Auch hier lassen die einzelnen Anregungen sich in einzelnen Werken deutlich verfolgen. So im Prinz Zerbino die Richtung auf die Literatur, die Ironie in der verkehrten Welt, der

Katholicismus in der Genoveva. Im Kaiser Octavian (1804), so wie im Fortunat, der jedenfalls bereits in dieser Zeit concipirt ward, wenn er auch erst weit später, erst im Jahre 1819 zum Abschluß kam, sind diese einzelnen Momente bereits zu einem Gesammtbilde verarbeitet; sie stehen daher auch, künstlerisch genommen, ungleich höher als die erstgenannten Werke und bezeichnen gewissermaßen den Gipfel, der dem Dichter in dieser seiner ersten Epoche überhaupt erreichbar war.

Nach dem Octavian tritt eine längere Pause in der poetischen Thätigkeit des Dichters ein; er wendet sich von der Production zum Studium, von der Literatur zur Literaturgeschichte, namentlich der englischen Bühne und Shakespeare's, für dessen Verständniß und historische Würdigung er so höchst Bedeutendes geleistet. Diese Pause mitten in der frischesten Kraft, dieses Aufhören der Production bei einem so reichen, so fruchtbaren Talente hat etwas Ueberraschendes, es ist wahr: und doch war es natürlich, war nothwendig. Der Dichter hatte den ganzen Kreis

der damaligen romantischen Welt durchlaufen, er hatte ihre Stadien in persönlichen Krisen durchkämpft und sich, wie es die Natur des Poeten ist, in poetischen Schöpfungen davon befreit; die Anregungen waren verpufft, die Stoffe erschöpft, die Entwicklung mußte erst in eine neue Sphäre eintreten, die romantische Doctrin aus dem Schooße der Literatur mußte erst übergehen in das praktische Leben, die Gesellschaft, die Sitte, ehe Tieck wieder zum Dichter ward — zum Dichter der Novelle.

Wie dieser Uebergang sich vermittelte, davon in der nächsten Vorlesung. Zum Schluß der heutigen, erlauben Sie mir aus den Reihen derjenigen welche diese Hauptvertreter ergänzend, nachfolgend umgeben, den Romantikern gleichsam der zweiten Reihe, noch einige der vorzüglichsten Namen anzuführen — wenn auch eben nur die Namen.

Es sind dabei besonders zwei Gruppen, zwei Feldlager, daß ich so sage, zu unterscheiden: die wissenschaftlichen und die poetischen Jünger der Romantik.

Auch unter den Ersteren würden wiederum zwei Gruppen zu sondern sein, insofern die Einen mehr das speculative, die Andern mehr das kritisch-historische Element vertreten, die Einen also sich mehr an Schelling, die Andern sich mehr an die Schlegel anschließen.

Von Jenen würde vor Allen Steffens zu nennen sein, der begeisterte Verkündiger der Schelling'schen Lehre, die er besonders nach der Seite der Natur hin durchzuführen strebte: ein Bemühen, worin er, wenn auch auf verschiedenen Wegen, mit Markus, Schubert, Eschenmeier rc. zusammentraf. Es würde ferner gesprochen werden müssen von Schleiermacher, wiewohl dieser im Grunde näher zu Fichte steht und sogar in der Folge, in Vermittelung beider, sich in der Theologie einen eigenen und höchst einflußreichen Standpunkt erkämpfte; von Görres und Kreuzer, diesen ersten Anfängen der romantischen Geschichtforschung, von denen namentlich der Letztere auch für die Behandlung der Alterthumswissenschaft von größtem Einfluß ward; von Fries, der einem, (wenn dieser Aus-

druck noch gestattet ist, romantisirenden Kantianismus das Wort zu reden suchte u. s. w.

Die Schlegel'sche Richtung dagegen, das heißt also, die Richtung auf die Theorie der Kunst, auf Kritik und Literaturgeschichte, setzte sich hauptsächlich in Adam Müller und Solger fort: Müller, in seiner Uebergenialität, seinen frommen Uebertreibungen, seinen mystischen Unaussprechlichkeiten sogar noch ein Zerrbild, eine Carricatur des jüngeren Bruders, Friedrich, den er zu seinem vornehmsten Muster machte; dieser dagegen, Solger, mehr in der Weise August Wilhelms sich haltend, maßvoll, wohlmeinend, vermittelnd.

Endlich würde hier noch sogar von einer neuen Wissenschaft zu sprechen sein, welche aus der Romantik hervorging: einer sehr einflußreichen, sehr wichtigen, sehr fruchtbringenden, einer Wissenschaft, die, weit über die Romantik hinausreichend, unserm gesammten Leben, ja unsrer politischen Zukunft selbst Nahrung und Wachsthum verspricht: die altdeutsche Philologie, die nationale Sprach- und Alterthumswissenschaft,

die, nachdem sie längere Zeit von den Romantikern nur versuchsweise, dilettantenhaft getrieben worden, unter den Händen der Grimms (seit 1811) zu einem köstlich üppigen Baum, einem wahren Dome deutscher Art und Kunst erwuchs.

Nicht minder zahlreich sind die poetischen Nachfolger der Romantik. Ich würde hier, wenn diese Einzelheiten überall in meinem Plane lägen, zuerst Brentano's zu gedenken haben (seit 1802), eines reichbegabten, talentvollen Dichters, den jedoch die thörichte Uebertreibung, mit welcher er die romantische Ironie, das Spiel mit sich selbst, steigerte bis zur Selbstvernichtung, um alle Früchte seines schönen Talentes brachte. — Von Anderen wurden andere Seiten aufgegriffen: so von Werner der Katholicismus, der Mariendienst, die herbe, traurige Ascetik einer an sich selbst verzweifelnden, durch sich selbst vernichteten Natur; so von Fouqué, dessen Anfänge gleichfalls bereits in diese Periode fallen, das Mittelalter, die altdeutsche Vorzeit, das romantische Heldenthum der alten Hünen und Recken;

so von Achim von Arnim, in nächstem Anschluß an Tieck, die Wunder- und Märchenpoesie; so von unzähligen Untergeordneten der ganze flimmernde Apparat der Romantik mit Sternen und Fernen, Herzen und Schmerzen, mit Terzinen, Sonetten und Canzonen. — —

Aber schon in diese üppig wuchernde literarische Betriebsamkeit brach, dem man sie so lange verschlossen, der Strom der Geschichte; auch die Romantik riß er mit sich fort in neue größere Bahnen.

Vierte Vorlesung.

Die Freiheitskriege.

Politische Zustände der Zeit. — Uebergang der Romantik in die Politik: Uebersiedelung von Jena nach Berlin. — Berlin und Preußen bis zur Schlacht von Jena. Fr. Schlegel, Gentz. — Die Schlacht von Jena; Niederlage Preußens. Die unglücklichen Kriege Oesterreichs. — Heinrich von Kleist. Seume. — Die Umwandlung Preußens: Erneuerung der Fichte-Schiller'schen Epoche. Wirkung der Schiller'schen Werke. Wilhelm von Humboldt. Fichte's Reden an die deutsche Nation. — Einmischung romantischer Elemente: der Tugendbund. Die patriotische Lyrik von 1813: Körner, Arndt, Jahn, Schenkendorf, Stägemann, Rückert 2c.

Meine neuliche Vorlesung schloß ich mit einem Ueberblick der literarischen Erscheinungen während des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts. Wir sahen, wie, nachdem die einzel-

nen Elemente der Romantik in einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, philosophischen, kritischen, poetischen, sich zuerst verkörpert hatten, eine reiche Nachfolge von Schülern, Anhängern und Nachahmern emporwuchs: Sterne gleichsam, die das empfangene Licht in die entlegensten Regionen weiterstrahlten.

Allein schon ist es Zeit, daß wir unsern Blick von der Literatur wieder vorwärts wenden zur Geschichte. Wohl hatte die Literatur ein Moment der Entwicklung einseitig fixiren mögen' die Entwicklung selbst hatte darum nicht aufgehört. — Die Philosophie hatte gut reden von den vergangenen goldenen Zeitaltern, den paradiesischen Urzuständen, aus denen die Menschheit hervorgegangen, von den künftigen, denen sie entgegenreifte: nur was mitten inne lag, diese gegenwärtige, wirkliche Zeit, sie wurde dadurch nicht besser, das Zeitalter hörte darum nicht auf, ein ehernes, ein bleiernes zu sein, weil man ihm in der Ferne, am Ende der Tage, die Möglichkeit eines goldenen demonstrirte. Sie hatten gut reden, unsere Kritiker, von der Herr-

lichkeit der Kunst, und wie in ihr das wahre, höchste Leben enthalten sei; sie hatten gut übertragen und sammeln und die deutsche Literatur mit den Schätzen der Fremde bereichern: nur den Verfall des wirklichen Lebens hinderten sie dadurch nicht, sie hinderten die Heere des Eroberers nicht, Deutschland zu plündern und seine Schätze, seine Lorbeern, seine Bürger selbst hinwegzuführen. Sie hatten gut sagen und singen, unsere Dichter, von den Zaubern der Mondnacht, von der süßen Waldeinsamkeit, von rauschenden Quellen, säuselnden Bäumen: nur das heiße Gestirn des Tages, nur die blutige Zornruthe, die über Deutschland schwebte und Krieg und Tod herniedersandte, bannten sie darum nicht, sie übertönten nicht mit dem Säuseln ihrer Bäume das Geklirr der Ketten, welche der Uebermuth des Siegers, die Schwäche und Feigheit der eigenen Fürsten dem deutschen Volk anlegte. Man hatte gut rühmen von der Herrlichkeit des deutschen Reichs und seinem mittelalterlichen Glanze: nur man hinderte dadurch nicht, daß zu derselben Zeit und mitten unter

diesen Liedern eben dieses Reich machtlos in Trümmer sank. Man hatte endlich gut resigniren auf die Geschichte und sich einspinnen in süße Träume: nur die Geschichte war ihrerseits nicht so bescheiden, sie zerriß die goldenen Träume, sie scheuchte die Schläfer gewaltsam, unerbittlich empor zu ihrem Dienst.

Auch die Romantik.

Wiewohl die Wahrheit zu sagen, so warteten die Romantiker gar nicht, bis die Geschichte sie einholte — sie kamen ihr selbst freiwillig entgegen; sie warteten gar nicht erst, bis sie durch den Drang der Umstände zur Politik genöthigt wurden: — sie drängten sich ihr sogar selbst entgegen.

Dies ist ein Widerspruch, gewiß: aber darf ein Widerspruch überraschen bei einer Richtung, deren Wesen Widerspruch und Willkür waren?

Auch brauchen wir unsere Zuflucht gar nicht erst zu dieser allgemeinen Erklärung zu nehmen: der Widerspruch ist nur ein scheinbarer, es war sogar im Gegentheil eine sehr nahe liegende, eine sehr natürliche Consequenz.

Der erste Ausgangspunkt der Romantik, wie wir früher gesehen haben, war die schöne Individualität, das geniale Subject in seinem Selbstgenusse. Wie aber wollte man zu diesem Genusse seiner selbst gelangen, wie wollte man seiner Genialität froh werden, als daß man sie bethätigte an seiner Umgebung? Man wollte sich selbst anbeten: so brauchte man einen Altar, an dem es geschah; man wollte sich selbst vergöttern: so brauchte man Opfer, brauchte Weihrauch und Myrrhen, seine Gottheit zu erfreuen. Das Princip des Selbstgenusses erweiterte sich zur Genußsucht im Allgemeinen. Sehr natürlich: da ja jeder Genuß wiederum dem Selbst zu Gute kam, ein bereichertes, verschönertes Selbst herstellte und, im Bewußtsein des Genusses, auch den Selbstgenuß erhöhte. Das ganze Leben sollte sich in ein schönes Spiel auflösen: aber natürlich, man spielt lieber mit Goldstücken als mit Rechenpfennigen; es ist unterhaltender, um Kronen zu würfeln, als um Haselnüsse.

Dazu kam jener bereits früher erwähnte Trieb der Romantik, sich in Cliquen und Coterien zu

associiren: ein Trieb, der gleichfalls sehr natürlich war, da man, aus guten Gründen, die Massen verachtete, da man des Mittelpunkts in sich selbst entbehrte und also, um sich nicht ganz zu verlieren, nothwendig kleine, persönliche Centra erkünsteln mußte. Daher der Drang der Romantik, aus der einfachen, bürgerlichen in die vornehme, edelmännische Gesellschaft; daher ihr Zug aus den kleinen in die großen, die Haupt- und Residenzstädte: Städte, wo eine belebte, rauschende Geselligkeit erwünschte Gelegenheit bot, die Fäden persönlicher Bekanntschaften anzuknüpfen, und wo zugleich, in dem üppigen Treiben der sogenannten vornehmen Welt, reiche Quellen sinnlichen Genusses sich öffneten. — Kaum daß in der engen, beschaulichen Stille des Jenaischen Lebens die Romantik zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, kaum daß die Principien gewonnen, die Losungsworte gleichsam gegeben sind: so sehen wir die Romantik sofort auseinander stäuben, um die gewonnene Weisheit auf größeren Bühnen, unter glänzenderen Umgebungen anzuwenden.

Auch hier wieder waren es, getreu ihrer Rolle als Agenten und eigentliche Geschäftsführer der Partei, die Schlegel, welche diesen Uebergang vermittelten. Sie führten die neue Schule aus der Schule ins Leben, aus der Literatur in die Gesellschaft, und weiter in die Politik; sie siedelten die Romantik über von Jena nach Berlin.

Und allerdings war damals für die Romantik kein Boden geeigneter, als der Boden Berlins, der Boden Preußens: darum, weil kein Staat damals ausgehöhlter, fauler, kränker war als Preußen: und dies wiederum deshalb, weil in keinem anderen die Krankheit sich so sehr mit dem Schein der Gesundheit, die Fäulniß mit dem Schein der Frische, der Tod mit dem Prunk des Lebens heuchlerisch umgab. — Auch andere Staaten waren krank, auch andere eilten gefährlichen Krisen entgegen: aber man wußte es, man sprach es aus, sie bereiteten sich darauf vor, freundlich oder feindlich, abwehrend oder unterstützend. Preußen dagegen sonnte sich noch immer in dem Bewußtsein, die Monarchie Fried-

richs des Großen zu sein; es glaubte noch immer die Zügel der Geschichte in der Hand zu führen, wie damals, da noch das Adlerauge des großen Königs über den Erdball blitzte; man meinte noch immer ein Löwe zu sein, wenn auch vorläufig nur ein schlafender: wenn er aufwacht, dachte man, gebt Acht, was die Welt sich wundern wird!

Nun, er wachte auf, und die Welt wunderte sich auch: aber nur darüber, daß es längst kein Löwe mehr war.

Man wird nicht dadurch zum alten Fritz, daß man ihn häufig im Munde führt; man erhielt nicht dadurch die Monarchie Friedrichs des Großen, daß man die Zöpfe, die Kamaschen, die Stockprügel erhielt; man war nicht darum mehr der Sieger von Roßbach, weil man sich alljährlich, alltäglich rühmte, es zu sein, noch waren es dieselben Franzosen, die damals gelaufen und die heut, in mährchenhaften Siegen, halb Europa unterjochten.

Auf die aufgeklärte, philosophische Epoche Friedrichs des Zweiten war in Preußen eine

andere gefolgt, welche man gewissermaßen das praktische Vorspiel, den historischen Prolog der späteren Romantik nennen darf. Wenigstens kommen die vornehmsten Pointen derselben, die geniale Willkür, die katholisirende Mystik, die Genußsucht u. s. w. schon in der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten auf überraschende Weise zur Erscheinung. — Vergebens suchte sein Nachfolger durch löbliche häusliche Tugenden, durch Sparsamkeit, Ordnung und einfaches, nüchternes Leben den arg verfahrenen Staatswagen in das richtige Gleis zurückzulenken: dieser Patient war durch bloße nüchterne Diät nicht wieder zu retten, die bloße neutrale Wasserkur der Mittelmäßigkeit war nicht genügend, diesem Kranken das Leben zu fristen — er mußte sterben, gewaltsam mußten ihm die Adern geöffnet werden, damit Raum würde für eine neue Zeit und ein neues Geschlecht.

Dies Alles nun, Reminiscenzen der Aufklärung unter Friedrich dem Großen, die Mystik, die Genußsucht, die geniale Liederlichkeit der folgenden, die militairische Strenge und Einfach-

heit der gegenwärtigen Regierung — alle diese verschiedenen Compositionen und Mixturen, dieser ganze erkünstelte Apparat der Krankenstube, diese Pflaster und Heilmittel, mit denen man dem damaligen Preußen zu ersetzen suchte, was ihm fehlte und was ihm — traurig genug! noch heute, nach fast einem halben Jahrhundert gleichfalls noch fehlt: ein bewußtes, freies Staatsleben, ein gesetzlich berechtigtes, und darum starkes, darum glückliches Volk — alle diese Beängstigungen und Zuckungen einer absterbenden Zeit traten nun nirgend sichtbarer hervor, wirbelten nirgend gewaltsamer durch einander, flossen nirgend zu fratzenhafteren Gestalten, seltsameren Gruppen zusammen, als eben in dem Mittelpunkte dieses Preußens, in Berlin. Der Zustand Berlins zu Anfang des Jahrhunderts bietet, mit den nothwendigen Abweichungen, welche aus dem kleineren Maßstab der Verhältnisse hervorgehen, ein ähnliches Bild, wie Paris vor dem Ausbruch der Revolution.

Und allerdings ging auch Preußen damals einer Revolution entgegen: einer Revolution, die nicht

aufhörte Revolution zu sein, darum, weil die Regierung sich selbst an die Spitze der Umwälzung stellte — vielmehr eine Revolution, auch darin der französischen ähnlich, daß auch bei ihr die Restaurationsepoche nicht ausgeblieben ist. — Wie es mit den Julitagen steht, ist eine andere Frage.

Wo ein Haus untergehen soll, da, nach dem Worte des Dichters, vereinigen sich die Himmlischen selbst zu seinem Sturze: „selbst der Gott der Freude, blindwüthend, schleudert den Pechkranz in das flammende Gebäude." In Paris, noch unter den ersten Schauern der beginnenden Revolution, tanzte, sang, liebte man; die alte Monarchie, direct von ihren petits soupers, wandelte zum Blutgerüst, noch die Schminke auf den Wangen und das Champagnerglas in der Hand.

Auch in Berlin, dicht vor der Katastrophe von Jena, tanzte man auf einem Abgrund. In seltsamem Widerspruch mit der puritanischen Strenge des Hofes, mit der Sitteneinfalt und Häuslichkeit des Königs, wogte, in ver-

derblichem Strudel, durch alle Stände, alle Kreise der Gesellschaft, ein verzehrendes Feuer, eine wilde, gierige Genußsucht, die Gier des Trinkers, der schon, in ängstlicher Hast, den Moment fühlt, wo ihm der Becher hinweggerissen wird von der trunkenen, doch ungesättigten Lippe! — Niemals war die Berliner Gesellschaft so glänzend, niemals die Frauen so geistreich, die Männer so ritterlich, niemals waren die Salons so belebt, die Gespräche so witzig, die Unterhaltung so reich, niemals wurden die Schriftsteller so fetirt, die Poeten so bewundert, die Gelehrten so angestaunt; niemals stand die Literatur in größerer Blüthe, wurde mehr gesprochen von Kunst und Wissenschaft, war die Bildung größer, die Kritik schärfer, der Geschmack wählerischer, als zu jener Zeit; nirgend, wenigstens in Deutschland, gingen geistige und sinnliche Schwelgerei, raffinirteste und gemeinste Wollust, sublimste Extase und crassester Materialismus so zärtlich Hand in Hand, nirgend waren die Genies zu gleicher Zeit so sehr Roués, nirgend die Geistreichigkeit so liederlich, die Liederlichkeit so geistreich,

wie in dem damaligen Berlin. — Selbst der Hof, so wenig (wie bereits erwähnt) es ihm eigentlich zusagte, mußte sich dennoch, wohl oder übel, entschließen, diesem Zuge wenigstens theilweise zu folgen; er mußte, so wenig er in seiner wohlmeinenden Mittelmäßigkeit nach Literatur und Wissenschaft im Grunde fragte, doch wenigstens das literarische Interesse der Berliner Gesellschaft, ihre ästhetische Bildung, ihre geistige Regsamkeit zu theilen und zu befördern scheinen. Die Zeit, nach der sich die deutschen Poeten so lange gesehnt, um deren Ausbleiben man den großen Friedrich so hart verklagt, die Zeit, wo Preußens Könige auftraten als Mäcene der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, wo das ernste, strenge Sparta des alten Fritz sich verwandelte in ein singendes, dichtendes Athen, ein modernes Ferrara, voll Poesie und Kunst — dieses lang jerharrte goldene Zeitalter, wenn auch nicht der Literatur, so doch wenigstens der Literaten, schien gekommen in Preußen, in Berlin, unter der Regierung eines Königs, der selbst viel mehr militairische, als literarische,

viel mehr praktische, als ästhetische, viel mehr kleinbürgerliche, als geniale Sympathieen hatte, und der daher, bei aller sonstigen persönlichen Vortrefflichkeit, dennoch am Wenigsten geeignet war, den Weisen von Sanssouci ins Deutsche zu übersetzen.

Und auch die Zeit war wenig geeignet. Man zog Literaten ins Land, da man hätte Soldaten werben sollen; man theilte Pensionen aus und Orden und Präbenden an Gelehrte und Künstler, man dotirte Leute, wie Kotzebue und Lafontaine, da man alle Einkünfte des Staates, alle Kräfte des Landes auf Wehrbarmachung des Volkes, auf Bildung der niederen Klassen, auf Anstellung von Volkslehrern und Dorfschulmeistern hätte verwenden sollen. Man berief einen Historiographen des preußischen Staates, da es bald keinen preußischen Staat mehr geben sollte; man stellte einen Geschichtschreiber des preußischen Ruhmes an, da man schon im Begriffe stand, die eigene Schmach mit eigener Hand ins eigene Fleisch zu schreiben! — —

Ich bin nun in dieser Schilderung des damaligen Berlins so ausführlich gewesen, aus keinem andern Grunde, als weil gerade Berlin, so zu sagen, die erste Station ist, wo die Romantik auf ihrer Reise durch die Welt sich niederläßt. Schon erwähnte ich, wie sie von den Schlegel zuerst von Jena nach Berlin verpflanzt ward. Wie die Gesundheit die Gesundheit, so allemal die Fäulniß zieht die Fäulniß an. Auch die Romantik, diese eigentliche Krankheit des Jahrhunderts, diese große Beule, in der das Siechthum einer unthätigen, unmännlichen Zeit, zum Ausbruch kam, konnte keinen passenderen Boden für sich finden, als diesen ausgehöhlten, kranken, kraftlosen Boden des damaligen Berlin. Diese Berliner Salons, mit ihren ästhetischen Redensarten, ihren kritisirenden Weibern, ihren künstlich aufgesteiften literarischen Interessen, welch ein Feld waren sie für die ästhetisirende, kritisirende, raisonnirende Romantik! diese Gesellschaft, gemischt aus Mystik und Sinnlichkeit, aus Abstraction und Liederlichkeit, wie mußte sie die Romantiker anheimeln, wie wohl mußten

sie sich fühlen in diesem rasenden Taumel des Genusses, in dieser Auflösung aller sittlichen Bande, wo alte und neue Frivolität, Frivolität der Encyklopädisten und Frivolität der Romantik, sich die Hand reichten, wo (mit Einem Worte) dem Geistreichen Alles erlaubt, bloß weil er geistreich war!

Und doch kam die Romantik in Berlin unmittelbar unter den Händen der Schlegel nicht über die Geselligkeit hinaus. Sie avancirte durch die Schlegel nur zur Salondame: sie in die Cabinete der Könige einzuführen, sie zur Diplomatien zu erheben, blieb theils anderen Kräften, theils anderen Orten und Zeiten vorbehalten.

Ich habe vorhin den Uebergang, welchen die Romantik aus der Literatur in die Politik, aus der kleinen Welt der Bücher in die größere der Geschichte machte, aus dem schönen Egoismus, der Genußsucht im weitesten Sinne abgeleitet, welche der ganzen Richtung zu Grunde lag. — Dieser Egoismus nun sah sich bedroht, dieses Genußleben war in Gefahr, unmöglich gemacht zu werden durch die jüngsten Entwick-

lungen der Geschichte. Die Romantik, wie Archimedes, hatte sich abgeschlossen in ihre Cirkel: ein feindlicher Soldat, trat die Geschichte hinein: aber vielleicht nicht tapferer, doch jedenfalls gewandter, doch jedenfalls praktischer als Archimedes, blieb die Romantik nicht unthätig sitzen, sie begnügte sich nicht, der Geschichte ein ängstliches: „störe meine Kreise nicht," zuzurufen: nein, sie griff selbst zu den Waffen, sie legte selbst Hand an, den Eindringling zu verjagen. Die Romantik begnügte sich nicht, von einer Zeit des allgemeinen Quietismus, einem allgemeinen Ausruhen und Schlummern nur zu träumen, sie war nicht zufrieden, das Mittelalter bloß in Vers und Prosa zu verherrlichen: nein, sie wollte diese idyllische Epoche auch selbst herstellen, sie wollte das Mittelalter selbst erneuen, mitten in der gegenwärtigen Zeit!

Und da stand ihr denn ein sehr unbequemer Feind im Wege, ein Feind, der mit Liedern und Reden allerdings nicht zu schlagen war, der alte Erbfeind der Romantik, der alte sonnige Tag, von dem diese Dämmerung der Romantik sich

losgerissen hatte: die Aufklärung, großgesäugt jetzt durch Blut und Schlachten, kämpfend, wie ehemals mit Federn, so jetzt mit Schwertern, die Aufklärung der französischen Revolution.

Es ist bereits zu Anfang der zweiten Vorlesung darauf aufmerksam gemacht worden, wie die rasche und gewaltsame Entwicklung, welche die Idee der Aufklärung, das ist die Idee der Freiheit und der Menschlichkeit, in der französischen Revolution nahm, die deutschen Gemüther beängstigt und erschreckte hatte und wie daraus jene Flucht vor der Geschichte, jene Resignation und häusliche Beschränkung entstanden, welche so Wesentliches zur Entstehung der Romantik selbst beigetragen.

Aber diese Revolution hatte sich unwiderstehlich ausgebreitet. Es war nicht mehr bloß Frankreich, nicht Deutschland, nicht Europa allein, die ganze Welt war es, die von Schwertern klirrte, von Blut dampfte, von Schlachtlärm erscholl. Wohin, in diesem allgemeinen Getümmel, sollte man sich retten? Es gab keine Flucht mehr, die Asyle waren vernichtet, es

blieb nichts mehr, worauf man resigniren konnte: der Feind nahm Alles — und den Resignirenden dazu.

Die damaligen deutschen Regierungen, so wie überhaupt Alle, welche die französische Revolution bekämpften, befanden sich in derselben Verlegenheit. Auch sie wußten sich keinen Rath mehr, auch ihnen war der Feind über den Kopf gewachsen, darum namentlich, weil er sich bereits in ihren eigenen Lagern befand, weil sie schon nicht mehr wußten, was ihre Freunde, was ihre Feinde waren.

Ja die Sache stand für die Regierungen noch bei Weitem schlimmer. Die Romantiker hatten im Grunde nichts zu verlieren, nämlich weil sie nichts besaßen, sie wollten nur dies ihr Nichts, ihr ideales Utopien, ihre chateaux d'Espagne retten. Die Regierungen dahingegen — ei, gehorsamer Diener, die hatten sehr reelle Besitzthümer, sehr wirkliche Schlösser, sehr angenehme Domainen, die sie um keinen Preis aufgeben wollten und in die doch diese Ideen der Revolution, diese Ideen der Volkssouverainität

und der allgemeinen, gleichen Berechtigung weit schlimmer und weit beharrlicher sich einnisteten, als je eine feindliche Einquartirung.

So kam das Bündniß denn zu Stande, so wurde die Romantik politisch, so trat sie über in den Dienst der Fürsten: die Romantiker haßten die Revolution, weil sie ihnen den ruhigen Genuß, die Fürsten haßten sie, weil sie ihnen den ruhigen Besitz störte, der auch ein Genuß ist; die Romantiker wollten das Mittelalter, weil es poetisch, die Fürsten, weil es das goldene Alter der Könige; die Romantiker wollten die Stabilität der Throne, um der Stabilität, die Fürsten um der Throne willen.

Also nicht bloß, wie ich vorhin andeutete, von Seiten der Romantiker, von beiden Seiten war es Egoismus, was die Parteien zusammenführte. Auch machten beide Theile gegenseitig nur auf Aeußerliches Anspruch. Von den ersten Ueberläufern der Romantik, den Friedrich Schlegel, Gentz 2c. ist es geschichtlich erhärtet und kann durch keine nachträglichen Rechtfertigungen widerlegt werden, daß der erste Gedanke zu ihrer

politischen Bekehrung, die erste Veranlassung, den bisherigen abstracten Liberalismus, einen Liberalismus, der bei Schlegel bis zur Anbetung der französischen Revolution, bei Gentz denn doch wenigstens bis zu dem bekannten Sendschreiben bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Dritten gegangen war, mit einem sehr realen, sehr praktischen Servilismus zu vertauschen....

Es steht, sage ich, von diesen ersten Ueberläufern der Romantik historisch fest, daß die erste Veranlassung zu ihrem Uebertritt in äußerlichen Rücksichten gelegen, in Rücksichten der Sinnlichkeit, des Wohllebens, der Genußsucht, vor Allem in Rücksichten der Geldnoth, als einer natürlichen und immer wiederkehrenden Folge ihres wüsten, genußsüchtigen Lebens. Man trat erst über, und dann erst bekehrte man sich; erst kamen die Pensionen, und dann erst die Principien.

Nun? und die Regierungen? und die Cabinete? Es konnte den Staatsmännern, welche Gentz kauften, doch wahrlich kein Geheimniß sein, was sie eigentlich an ihm kauften und wie es mit seiner Sittlichkeit, seiner Charakter-

festigkeit, seiner moralischen Würde stand. Hatten sie selbst doch oft genug mit ihm die Nächte am Spieltisch verschwelgt, Liebschaften getheilt und ausgetauscht, den ganzen nichtsnutzigen Cursus der sogenannten vornehmen Welt mit ihm behaglich durchschmarutzt! Sie mußten es wissen, die Diplomaten, bei denen Friedrich Schlegel antichambrirt, die vornehmen Gönner, mit denen er ästhetisirt, katholisirt und gelegentlich auch debauchirt hatte — sie mußten es wissen, woher seine Romantik eigentlich stammte und daß sein ganzes Leben ein Gewebe war von „Noth und Liebe!“

Und dennoch verschmähten sie sie nicht? und dennoch diese leichtsinnigen, liederlichen, ruinirten Scribenten, sie waren den Regierungen nicht zu schlecht, um sie zu kaufen?

Aus einem sehr einfachen Grunde: diese liederlichen Scribenten konnten schreiben, diese nichtsnutzigen Literaten hatten Form, Stil, Bildung, alle die Aeußerlichkeiten, welche die Legitimität, trotz ihres guten Willens, dennoch entbehrte, damals wie jetzt. Die Romantiker wollten das schöne blanke Geld der Politiker, die Po-

litiker den schönen blanken Styl der Romantiker; der treffliche Stil und die trefflichen Stellen wurden ausgetauscht; die Politiker gaben das Metall, dafür gaben die Romantiker die Façon. — Erst mit der Zeit wuchsen beide in einander hinein, Form und Princip gingen in einander über: die Romantiker wurden von Herzen königlich, die Könige von Herzen romantisch. Das ist denn die gegenwärtige politische Romantik oder romantische Politik, wie man sie nennen will, gleichviel — es ist diese Zwitterschöpfung unserer Tage, dieser vielköpfige, vielgeschwänzte Drache, der den Hort der neuen Zeit bewacht. Aber auch er wird seinen Siegfried den Drachentödter finden.

Inzwischen gingen die Geschicke ihren Gang. Preußen, noch ehe es nur zur Einsicht in seine Lage, zu einer Wahl, einer Entscheidung hatte kommen können, sah sich vom Wirbelwind erfaßt und in den Abgrund geschmettert. Die Schlacht von Jena, mit einem einzigen Schlage, brachte die ganze Hohlheit des bisherigen Systems, oder richtiger gesagt, das ganze Elend

der Systemlosigkeit, zu Tage. Eine einzige verlorene Schlacht, eine einzige Niederlage hatte genügt, die Monarchie Friedrichs des Großen über den Haufen zu werfen. Die Berliner Geistreichigkeit, was nützte sie nun? Daß man nirgend so schön zu schwatzen, nirgend so fein zu kritisiren wußte, was half es nun dem Staat? Die Schöngeister nahmen Reißaus; die Literaten verzogen sich; derselbe Mann, der so eben noch preußischer Historiograph gewesen, war zwei Jahre darauf Staatsrath des Königs von Westphalen.

Noch versuchte Oesterreich einige Jahre hindurch den Kampf gegen die Revolution fortzuführen. — Preußen war in seinen Untergang getaumelt, es wußte selbst nicht wie, es war gefallen durch einen Windstoß, ein Ungefähr, ein Nichts, wie faule Früchte zu fallen pflegen. Oesterreich, in seinem Kampfe gegen Frankreich, hatte wenigstens den Vortheil eines Princips, es führte wenigstens geistige Potenzen, die Ideen des Mittelalters, des Katholicismus, die Eleganz und Bildung seiner romantischen Feder-

helden ins Feld. Nur freilich, daß auch dieses Princip falsch, diese Ideen unwahr, diese Helden zum Wenigsten keine Griechen waren.

Und darum auch die Anstrengungen Oesterreichs waren vergeblich. Der Mann, der ihnen gegenüberstand, der ihre Heere schlug, ihre Festungen schleifte, ihre Schlösser eroberte, in ihren Zimmern wohnte, in ihren Betten schlief — diesen Vortheil wenigstens hatte er vor den Feinden Frankreichs, den Feinden der Revolution voraus, (wiewohl wer wüßte nicht, daß Napoleon selbst von allen Feinden Frankreichs und der Revolution der größte, der gefährlichste gewesen?!) daß er die Ideen derselben wenigstens in seine Dienste nahm, daß er kämpfte und eroberte — wenn auch nicht zu Gunsten, wenn auch nicht zur Ehre, so doch wenigstens im Namen, wenigstens unter dem Vorwande der Freiheit. Schon hierin lag ein, wenn auch allerdings sehr zweideutiges, sehr gefährliches, doch immer ein Anerkenntniß der Freiheit; schon hiedurch war der Absolutismus Napoleons dem Absolutismus der deutschen Fürsten überlegen, weil er sich wenigstens auf die Sympathien der

Völker stützte, weil er ihnen schmeichelte, weil er sie täuschte sogar, statt sie, wie Oesterreich, völlig zu ignoriren, wohl auch absichtlich zurückzustoßen.

Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1809, nachdem die Schlacht von Wagram verloren, nachdem Oesterreich, wenn auch nicht bekehrt, so doch gedemüthigt, bis dahin gedemüthigt war, daß eine Tochter des Kaisers von Oesterreich Gemahlin des Kaisers der Franzosen werden mußte, schien die Sache Deutschlands für immer verloren. Eine allgemeine Dumpfheit, eine allgemeine Entsagung breitete sich über ganz Deutschland. Die romantische Verzweiflung wurde allgemeine Stimmung des Volkes; schon resignirten nicht mehr die Poeten allein: auch die Politiker resignirten — resignirten, weil sie mußten; auch das Volk zog sich in sich selbst zurück, es entsagte seinen Göttern und wollte nichts mehr, als Ruhe, tiefe Ruhe. Es war wie eine allgemeine Charwoche, ein allgemeiner Buß- und Bettag des deutschen Volkes; ganz Deutschland wurde katholisch — es beugte seine Kniee, es schlug

seine Brüste, es bekannte seine Missethat — und damit genug.

Wiewohl noch waren Einige, die beugten sich nicht; noch einige spröde, stolze Herzen gab es, die wollten lieber brechen, als sich biegen; noch einige edle, männliche Seelen wollten lieber zu Grunde gehen, lieber sich selbst vernichten, als diesen Sturz des Vaterlandes, diese Schmach der öffentlichen Zustände ertragen.

Es sind hier besonders zwei Männer zu nennen, Männer im edelsten Sinne des Wortes, stolze, trotzige Naturen: zu edel, zu großgeartet, die Schmach der Zeit zu ertragen, zu angesteckt von ihrer Krankheit, um sich ihr thatkräftig zu entreißen. Und darum Beide gingen sie darin unter — gingen unter, wie der Soldat, der, um sich nicht dem Feinde zu übergeben, sich selbst in die Luft sprengt.

Der Erste ist Heinrich von Kleist. Man hat ihn den politischen Werther seiner Zeit genannt; vielleicht noch richtiger stellt man ihn mit Lenz zusammen, dem bekannten Genossen der Sturm- und Drangperiode. Wie die ganze Genieperiode

sich, unter Veränderungen, die ich in meinem zweiten Vortrage des Näheren bezeichnet, in der Romantik wiederholt, so wird namentlich Lenz von Kleist erneuert. Beide sind die Heinrich Heißsporne ihrer Zeit, die tollköpfigen, brausenden Naturen, das letzte, äußerste Extrem ihrer Genossenschaft. Lenz konnte niemals finden, um was er eigentlich rang, es wurde ihm niemals klar, was ihm eigentlich fehlte, was ihn quälte, was ihn umhertrieb ohne Ruhe: und die Qual dieses Bewußtseins, dieser entsetzliche innere Taumel jagte ihn in den Wahnsinn. Kleist war glücklicher — wenn auch nicht zu seinem Glück. Nachdem er alle Phasen der Romantik durchlaufen, nachdem er allen ihren Schrecken gestanden, nachdem er geschwelgt abwechselnd in Genuß und Entsagung, in Haß und Liebe, in Glauben und Verzweiflung, nachdem er Friede gesucht in der Kunst und in der Wissenschaft, unter den Büchern und im Leben des Geschäftsmannes, in großen Städten und kleinen, ländlichen Hütten, in Berlin und Paris und in den stillen Thälern der Schweiz,

als Soldat und als Bauer — endlich, endlich nach tausend Kämpfen, tausend Qualen ging es ihm auf, stand es da vor seiner Seele, tönte es wieder in den schroffen und doch so wohllautenden, so bezaubernden Klängen seiner Dichtungen, was allein jedem Herzen Ruhe geben, jedes Streben befriedigen, jeden Zweifel lösen kann: das Vaterland, der Dienst des Volkes und der Geschichte!

Und nun dieses Vaterland war verrathen, verkauft, geschändet, dieses Volk lag in Ketten, diese Geschichte war die Geschichte unsrer Ohnmacht und Erniedrigung. Kleist war, wie Kassandra, nur sehend geworden, um den Untergang seines Volkes zu sehen. Das brach ihm das Herz; an dem Elend des Vaterlandes kam seine dämonische Stimmung zum Ausbruch: er entsagte einem Leben, das keinen Werth mehr für ihn hatte, seitdem Deutschland verloren schien.

Wird Kleist's Erscheinung durch den Zauber eines reichen, poetischen Talentes verklärt, ja erhält selbst sein jähes, trauriges Ende etwas Versöhnendes in dem Hinblick auf die Unsterb-

lichkeit des Namens, die seine Dichtungen ihm dennoch errungen: so ist dieses bei dem Zweiten, den ich Ihnen hier noch zu nennen habe, bei Weitem weniger der Fall. Schmucklos, beinahe kärglich, von keinem poetischen Lorbeer gehoben, keinen unvergeßlichen Dichtungen getragen, tritt uns Seume's finstere Gestalt entgegen. Und doch gebührt auch ihm, daß er nicht vergessen werde; es gebührt ihm, wie Jedem, der in einer verdorbenen, sittenlosen Zeit doch fest hält an den Göttern seines Herzens, der einer Welt voll Feigheit und Lüge und Niedertracht die Kraft hat das Bekenntniß seines Muthes, seines Glaubens, seiner Wahrheit entgegenzuhalten. Seume steht ähnlich zu Kleist, wie zu Novalis Hölderlin; wie dieser geht er von der Seite der Hellenen, von Kant, Schiller, Fichte aus; wie dieser verbirgt er hinter der Strenge klassischer Formen (im Gegensatz zu den modernen, romantischen) den gährenden, brausenden Inhalt seiner romantischen Zeit. Seume ist, auf die Wagschale der Aesthetik gelegt, vielleicht ein sehr geringer, vielleicht gar kein Dichter:

und die Romantiker, diese feinen, zierlichen Seelchen, werden sich entsetzen bei dem Gedanken, daß der durch und durch protestantische, ja puritanische, nüchterne, hölzerne Seume neben ihnen auch nur genannt werden soll. Aber ich habe ja auch gleich anfangs darauf verzichtet, Literaturgeschichte nach ästhetischen Grundsätzen vorzutragen; nicht was sie der Schönheit, was sie der Freiheit, was sie dem Volke gewesen, sollte die Frage sein, die wir an unsere Dichter richteten. Und da möchte denn Wenigen, vielleicht Keinem aus diesem unglücklichen ersten Jahrzehent unseres Jahrhunderts ein höherer Ehrenplatz anzuweisen, es möchte kein zweiter Name mit lauterem Danke zu nennen sein, als der Name Seume's. Seume'n brauchte der Gedanke des Vaterlandes nicht erst aufzugehen aus seinem Elend, nicht erst dieser Gegensatz der Knechtschaft, welche über Deutschland lastete, war es, woran er die Freiheit kennen und lieben lernte, sie war ihm nicht blos das Anker, woran er sich selbst aus den Zerrüttungen seiner eigenen Seele retten wollte: von feindlichen

Schicksalen frühzeitig umhergeworfen, Jahre lang getrennt vom Vaterlande, gewaltsam aufgehoben, wie es damals noch geschehen konnte, und zum Soldaten verkauft von einem deutschen Fürsten, einem sehr legitimen Herrn, einem sehr eifrigen Widersacher der französischen Revolution, in Amerika und Rußland, hatte er die Freiheit allzeit fest im Herzen getragen, hatte er niemals aufgehört, das Vaterland zu lieben. Und ebenso wenig hörte er jemals auf, diese seine Liebe mit lauter, fester Stimme zu verkünden; sein Talent, groß oder klein, ansehnlich oder gering, er hat es immer nur zur Ehre seines Vaterlandes, zur Ermuthigung seines Volkes angewendet; seine Lieder und Schriften, gut oder schlecht, poetisch oder unpoetisch, sie haben in den Tagen unsrer tiefsten Schande in viel tausend Herzen Trost und Hoffnung, Feuer des Muthes, heiliges Feuer des Zorns gegossen. Er ist ein Börne seiner Zeit: nicht ganz so geistreich, aber auch nicht ganz so bitter: bei welchem Letzteren ihm freilich auch dies zu Gute ommt, daß seine Zeit noch die Hoffnung der

Erhebung vor sich hatte, Börne dagegen hatte die Freiheitkriege hinter sich. — Auch ihm brach die Schande, welcher Deutschland nach dem Verluste so vieler Schlachten, so vieler Kriege verfallen schien, das Herz; auch er starb hoffnungslos, in Verzweiflung — Verzweiflung über die Fürsten, welche so regierten, über die Völker, die sich so regieren ließen. — Wenn wir heute nach Seume's hätten, wer wollte es ihnen übel nehmen, wenn sie noch einmal verzweifelten?!

Und so schien Deutschland verloren und seinen edelsten, seinen hoffnungsreichsten Geistern nichts übrig zu bleiben, als zu sterben in einsamem Groll. —

Aber siehe da, mitten in diese Nacht der Verzweiflung schien ein heller, ein leuchtender Stern! Noch lebten die alten Götter des Olymps, noch lebten die Götter Kants, Fichte's, Schillers, die ewigen, die unvergänglichen Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der männlichen Begeisterung: sie stiegen hernieder und retteten das Vaterland.

Bei Jena war Preußen, und mit ihm Deutsch-

land, verloren gegangen: in Königsberg fand es sich wieder. Die Wiege der Romantik war sein Grab geworden: die Wiege der Philosophie wurde die Stätte seiner Auferstehung. Von jenen Bergen des Saalthals, von denen so oft die mondbeglänzte Zaubernacht, sirenenhaft, einlullend, hinabgestiegen war in die Herzen der Romantiker, waren auch die Feinde herabgestiegen, welche Preußens Ruhm zerschmetterten; auf der klaren, freien Ebene Königsbergs, zwischen jenen Mauern, in denen Kant gelehrt, in der Nähe des Meers, des allerfrischenden, wurde seine Größe neu begründet. Die politische Ohnmacht der Romantik war in Oesterreich und seinen vergeblichen Anstrengungen sichtbar geworden: so versuchte Preußen es mit der anderen, der so lange vergessenen, so lange zurückgesetzten Partei, der Partei Fichte's und Schillers. — Es ist ein erhabener, ein wahrhaft herzberuhigender Anblick, wie überall, wo es zum Aeußersten gekommen, wo keine Wahl mehr ist, als zwischen Tod und Leben, die Freiheit rettend, versöhnend eintritt. So lange die Geschichte gestockt hatte,

so lange Ruhe, Duldung, Unterwerfung die Losung gewesen, hatten die Romantiker in wuchernder Blüthe sich entfalten können: jetzt, wo es galt, das Vaterland vom Abgrund zu retten, wo nur ein letzter, männlicher Entschluß den Untergang abwenden konnte — siehe da, gleich den Dioskuren, schwebend über der Fluth, die Namen Schillers und Fichte's! siehe da alle Herzen ihnen zugewandt, alle Seelen erfüllt, alle Geister entbrannt von ihrer Lehre, ihrem Beispiel!

Zwar Schiller selbst war nicht mehr unter den Lebenden; ein wohlthätiger Tod hatte sein Auge geschlossen, bevor noch der Anblick des Elends, welches gleich darauf hereinbrach, die zartbesaitete Seele des Dichters gewaltsam zerrissen hätte.

Noch aber lebten seine Werke, die unsterblichen! noch lebte sein Wallenstein, seine Jungfrau, sein Tell, und hauchten Begeisterung, Muth, Stärke in die gebrochenen Seelen des Volks! Der Aesthetiker zergliedere die poetischen Eigenschaften dieser Werke, er messe ihren Werth,

erwäge ihre Vorzüge und Mängel, das Gelungene und das Mißlungene: der Literarhistoriker in unserem Sinne wird hievon, als etwas Untergeordnetem, Nebensächlichem, absehen, er wird mehr, als den ästhetischen Werth, die historische Wirkung dieser Dichtungen ins Auge fassen, er wird es anmerken und aufzeichnen, welchen Antheil die Schiller'schen Werke haben an der Erhebung, der Erstarkung, der Wiederherstellung unseres Volkes, dadurch, daß sie ihm die großen Ideen der Freiheit und der Sittlichkeit überall gegenwärtig erhielten und daß zu einer Zeit, da alle übrigen Stimmen ängstlich verstummt waren, der Genius Schillers aus seinen Werken, von allen Bühnen, in allen Häusern, das Evangelium der Freiheit predigte.

Und nicht bloß in seinen Werken, auch in seinen Freunden, in den Genossen seiner Studien, in den Verwandten seines kleinen, einfachen Jenaischen Kreises lebte sein Geist fort und wurde praktisch in ihnen. Wilhelm von Humboldt, der Freund Schillers, wie er, ein Schüler Kants, ein Zögling der Griechen, nimmt

unter den Männern, deren Namen zu ewigem Gedächtniß an die Wiederherstellung Preußens geknüpft sind, Männern wie Hardenberg, Stein, Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau 2c. eine der ersten, der vorzüglichsten Stellen ein; er ist der politische Repräsentant jenes idealen Schiller'schen Strebens, das sich in ihm auf die glücklichste Weise mit einem reichen, praktischen Inhalt, einer großartigen staatsmännischen Kenntniß gesättigt hat.

Und wie dürften wir hier Fichte selbst vergessen? Die Reden, welche Fichte im Winter 1808 zu Berlin hielt, die Reden an die deutsche Nation, gehören zu den glorreichsten, glänzendsten Documenten dieser glorreichen, glänzenden Zeit. Ehre den Männern, die in blutiger Schlacht dem Tode ins Antlitz gesehen! die das Vaterland vertheidigt haben mit den Waffen in der Hand! die die Saat der Freiheit befruchtet haben mit ihrem Blute! Aber auch Ehre, Ehre und unvergeßliches Andenken den Männern, die für die Freiheit gekämpft haben mit der Waffe des Worts! Ehre dem Gelehrten,

der mitten in einer eroberten Hauptstadt, unter den Augen fremder Gewalthaber, vor den Ohren französischer und — deutscher Spione, in lauter, männlicher Ansprache die Nation aufrief zu Thaten, Thaten der Begeisterung, der Aufopferung des Muthes! Ehre dem Andenken Fichte's, nicht bloß des Philosophen, des Gelehrten, nein: auch des Mannes, des Bürgers, der das Höchste, was er vermochte, den ganzen Reichthum seines Geistes, den ganzen Schatz seiner sittlichen Ueberzeugung, die ganze Energie seines Talentes, sein höchstes, eigentliches Leben niederlegte auf dem Altar des Vaterlandes! Es war gewiß nichts Kleines, eine entnervte, verweichlichte, entsittlichte Gesellschaft, wie die Gesellschaft des damaligen Berlin, zu Ernst, Sittlichkeit und vaterländischer Tugend zurückzuführen; es mußten gewaltige Töne sein, welche in diesen ausgehöhlten, zerfaserten, leergebrannten Seelen, diesen Seelen, versunken in Egoismus und Zerstreuung und eiteln Zeitvertreib, die Begeisterung für das Allgemeine, den Ernst einer sittlichen Ueberzeugung wieder wach

riefen. Fichte besaß diese Töne; der gewaltige Donner seiner Rede hallte nach, der Blitz seines Genius zündete in allen Herzen. Diese Vorträge, gehalten in einem kleinen Saale Berlins, vor wenigen hundert Menschen, wurden zu einem Feuer, das sich weit über Berlin hinaus, durch ganz Preußen, ganz Deutschland verbreitete, ja das endlich wiederflammte in den Siegesfeuern von Leipzig und Waterloo! — —

Der Gang der Geschichte ist ein ewig nothwendiger; man darf ihn nicht kreuzen mit Wenn und Aber, man darf die Ereignisse nicht anders verlangen, als sie gekommen sind. Wäre es erlaubt, wäre nicht jeder Versuch, mit Klagen und Wünschen, Einschränkungen und Bedingungen das Geschehene nachträglich verbessern zu wollen, eine Thorheit: so wäre in der Geschichte unserer Wiederherstellung allerdings Zweierlei, was jeder Freund des Vaterlandes, jeder Freund der Freiheit aufrichtig zu beklagen hätte. Das Eine, daß wir unsre Befreiung nicht vollbracht haben ohne die Hilfe der Barbaren, daß zu diesen Kränzen, welche die Stirn des Vaterlandes schmücken, geholfen

worden ist von Kosaken und Baschkiren, daß in den edlen Quell deutschen Blutes Blut geflossen, welches gewohnt ist, unter der Knute zu verspritzen. Das Andere, daß es der Partei, von welcher die Wiederherstellung Preußens ausgegangen, durch die dieselbe auch allein in Zukunft wieder aufgenommen und vollendet werden wird, der Fichte-Schiller'schen — oder um sie sogleich mit ihrem direkten politischen Namen zu bezeichnen: der Stein-Humboldt'schen Partei, nicht vergönnt gewesen ist, dieses große Werk rein, nur mit eigenen Händen, ohne Zutritt der Romantiker zu vollenden. — Aber freilich, die Romantik, als eine historische Krisis, ein nothwendiger Durchgang, lag allzutief in unserm Blute, als daß sie nicht auch bei dieser Gelegenheit hätte zum Vorschein kommen sollen.

Schon an der Vorbereitung selbst nahm sie Antheil. Zwar zu der eigentlichen Reform des Staates verstatteten die großen Wiederhersteller Preußens in den glorreichen Jahren von 1808 — 13, diesen eigentlichen Jahren unserer Wiedergeburt, ihr keinen Zutritt; mit blankem

Schwert des Geistes hielten sie Wacht an den Thoren des erneuten Staates und schreckten die Dämonen der Romantik, ihre mittelalterlichen Reminiscenzen, ihre katholisirenden Sympathieen, ihre Mystik, ihren politischen Aberglauben sieg= reich zurück.

Allein daß sie wenigstens die Massen trüb= ten, daß die neue, die ethisch=politische Aufklä= rung, bei ihrer Ausbreitung in das Publikum, zum Theil wenigstens romantische Formen an= nahm, dies konnten sie nicht hindern, dies muß= ten sie, um des großen Zweckes willen, theil= weise sogar zugeben und befördern. Ich habe dabei hauptsächlich den sogenannten Tugend= bund im Auge, als eine romantisirende, mysti= sche, katholische Form der Befreiung, ein Ge= heimbund, ein Separatismus, zu edlen Zwecken, ganz gewiß: aber doch immer ein Geheimbund' ein Exclusives, Apartes, Mystisches, das mit dem wahren Wesen der Freiheit unvereinbar ist und in dem daher auch ein aufmerksamer Beobachter die künftige unheilvolle, weil romantische Wendung der Freiheitkriege wohl voraussehen konnte.

Und das konnte er zweitens auch aus den Liedern, welche dieselben begleiteten, das konnte er auch aus der Art und Weise schließen, wie die Erhebung Deutschlands sich wiederspiegelte in der Literatur. Ehre auch hier den Dichtern, welche die Stimmung der Zeit in ihren Liedern energisch, kräftig wiedertönten! Ehre namentlich denen, welche das Schwert mit der Leier vereinigten, ja die zum Theil mit ihrem Blute die Wahrheit ihrer Lieder besiegelten! Ehre den Körner, Arndt, Jahn, Schenkendorf, Ehre der ganzen patriotischen Lyrik unserer Freiheitkriege! Es lebt in diesen Liedern eine Begeisterung, eine Wahrheit, eine Innigkeit, ein schöner, frommer, stolzer Glaube, der auch jetzt noch, nachdem wir ihn längst verloren haben — oder haben wir ihn nicht verloren? ist er uns vielmehr gewaltsam aus der Seele gerissen worden?! — unsere Herzen unwiderstehlich bewegt. Nebenher indessen spuken in diesen Liedern auch so viel romantische Klänge, es ist so viel unverstandene, unklare Mystik darin, so viel Mittelalter und altes deutsches Reich, so wenig Bewußtsein dessen, um

was es sich eigentlich handelte, so viel alter Sauerteig und so wenig wirkliche, neue Kraft, so viel Altemannsweisheit und Kopfhängerei und so wenig 'klarer Jugendmuth: daß der Eindruck unmöglich ein durchweg erfreulicher, hoffnungsvoller sein kann, am Wenigsten heutzutage, wo wir wissen, welche Thaten auf diese Lieder gefolgt sind und welchen Frühlings Schwalben diese Dichter waren. — Selbst Körner, wiewohl von Schiller ausgehend und in engstem Zusammenhange mit ihm, vermochte sich dennoch nicht immer in der reinen, heitern Tageshelle der Schiller'schen Anschauung zu erhalten; auch seine Kriegslieder, unschätzbare Denkmale im Uebrigen sowohl der Zeit, in der, als des Mannes, durch den sie entstanden, sind von romantisch-mystischem Dämmer mannigfach getrübt.

Besser in dieser Hinsicht traf es Stägemann, der praktische Genosse Wilhelm von Humboldts, und so auch in der patriotischen Lyrik ein Vertreter jener freien und wahrhaft aufgeklärten Richtung, in welcher dieser große

Staatsmann die Ereignisse von achtzehnhundertdreizehn auffaßte: nur daß dieselbe bei Stägemann eine gewisse specifisch preußische Färbung gewann, die zum Wenigsten dem künstlerischen Werthe — und wohl auch der ästhetischen Wirkung nicht förderlich war.

Hierin, wie überhaupt in allem eigentlich poetischen Betrachte, wird Körner, wird Stägemann, wird die ganze patriotische Lyrik von achtzehnhundertdreizehn übertroffen von einem Dichter, von dem ich Ihnen in der Folge noch ausführlicher werde zu sprechen haben: Rückert, dessen ursprünglich gesunde Natur sich auch in seinen patriotischen Gedichten aufs Anmuthigste abspiegelt. Indem er, wenigstens in einigen, wenigstens den gelungensten Liedern, die mystisch hochtrabenden Stelzen seiner Sanggenossen verschmähte und sich eines klaren, natürlichen, humoristisch frischen Volkstons befleißigte, gelang es ihm, Dichtungen hervorzubringen, welche, um ihrer Frische und Natürlichkeit willen, noch heut die angenehmste Wirkung machen.

Um es also schließlich in Einem Worte zu-



sammenzufassen: die patriotische Lyrik vom Jahr 1813 ist nicht bloß die Lyrik der Freiheitkriege — sie ist zugleich das Programm der Restauration, vor der sie in eine Prosa übertragen ward, weit genauer, weit ausführlicher, als die Dichter selbst jemals gewünscht, jemals geahnt hatten — eine Prosa, deren Bitterkeit diese Dichter selbst zum Theil hinter Kerkergittern erfahren sollten.

Fünfte Vorlesung.

Die Restauration.

Resultate der Ereignisse von 1813 für das öffentliche Leben, die Literatur. Die Freiheitkriege, verglichen mit den Kriegen Friedrichs des Großen. — Blüthezeit der Romantik; die Burschenschaft. Der Polizeistaat. — Literarische Richtungen. Die fatalistische Romantik in Müllner, Grillparzer, Houwald ꝛc. — Die Poesie der Verzweiflung: Hoffmann. — Der Quietismus. Die deutsch-indische Dichtung. Goethe's west-östlicher Divan. Goethomanie. — Rückert. Platen. — Die Tieck'schen Novellen. — Vermittlungsversuche: Uhland und die schwäbische Schule.

Noch heutigen Tages hört man nicht selten die Frage aufwerfen und Verwunderung darüber äußern, wie es möglich gewesen, daß ein so großes, so außerordentliches Ereigniß, wie die

13*

Befreiungskriege von 1813, auf die Entwicklung unserer Literatur im Ganzen nur einen so unerheblichen, so vorübergehenden Einfluß geübt, daß ein so großartiger, so staunenswerther Umschwung der Geschichte in der Poesie nur ein so kleines, so kümmerliches Echo gefunden. — Wo in der ganzen Weltgeschichte, in den kurzen Zeitraum weniger Monate finden größere, märchenhaftere Begebenheiten sich zusammengedrängt? Der Erdkreis in Waffen, Heerzüge, wie sie seit den Zeiten der Völkerwanderung nicht mehr gesehen wurden, der Sieger in hundert Schlachten, der gefeite Sohn des Glücks herabgerissen von seiner schwindelnden Höhe, besiegt, verbannt, verlacht von denen, die so eben noch ängstlich, anbetend unter seinem Fußtritt sich gekrümmt, ein Reich zertrümmert, wie es seit den Tagen Karls des Großen, ja seit den Tagen der Römer kein zweites gab —

Und auf der anderen Seite ein Volk, von dem die Göttin des Siegs sich auf ewig gewendet zu haben schien, das untergegaugen zu sein schien in Kleinmuth und Weichlichkeit und Skla-

verei, urplötzlich, wie mit einem Zauberschlage, verwandelt in ein Geschlecht von Helden; Stirnen, noch eben befleckt vom Staube der Knechtschaft, jetzt geschmückt mit stolzen, wohlerworbenen Kränzen des Sieges; der Ruf der Freiheit, der heilige Name des Vaterlandes, so lange nicht vernommen, so lange geächtet und verboten, nun auf einmal wiedertönend durch die Welt —

Wo könnte ein Schauspiel größer, wo ein Anblick erhabener sein? woran sollte die Seele der Dichter sich aufrichten, wo sollten sie Begeisterung schöpfen, wo Stoffe finden, wenn nicht hier?! Allen Respekt vor der patriotischen Lyrik der Befreiungskriege, vor den todesmuthigen, begeisterungsstarken Liedern der Körner, Arndt, Schenkendorff! Ich habe ihnen neulich, am Schluß meiner Vorlesung, ihre Stelle anzuweisen gesucht, ich habe ihren poetischen Werth, ihre historische Bedeutung nicht verschwiegen. Allein für so große geschichtliche Anstrengungen erscheint dieser literarische Ertrag doch fast zu klein; so viel Schlachten geschlagen, so viel

Blut vergossen — und nichts, als ein halbes Dutzend Lyriker? und nichts, als einige Bändchen Gedichte?!

Oder vielleicht wären Kriege der Literatur überhaupt nicht günstig? Es ist ein alter Spruch, daß die Musen unter den Waffen schweigen: vielleicht daß der Donner der Kanonen die Stimmen unserer Dichter nur eingeschüchtert? vielleicht daß die Poesie in diesem Drange der Geschichte nicht Zeit, nicht Muße gehabt hat sich auszubilden?

Blicken wir zurück in die Vergangenheit. Ich schweige von den Perserkriegen, diesen Befreiungskriegen des alten Griechenland, die man oft genug mit den unseren in Vergleich gebracht und die — wer wüßte es nicht?! — in unmittelbarstem Zusammenhange stehen mit der glänzendsten Entwicklung der griechischen Literatur; ich schweige von jener Siegesfeier von Salamis, welche die drei größten Dichter Athens vereinigte. Wir brauchen nicht so weit zurückzugehen, wir haben die Beispiele näher, wir

haben sie dicht bei uns, im eigenen Lande: die Kriege Friedrichs des Großen.

Die Kriege Friedrichs des Großen waren keine Volks=, keine Freiheitkriege — oder wenigstens, sie wurden nicht dafür ausgegeben, man lockte die Jugend des Landes nicht mit dem Namen der Freiheit, dem Namen des Vaterlandes in die Schlacht, es war nicht die Existenz Deutschlands (oder wenn sie es war so wußte man es doch nicht), um die es sich handelte: es war ein „undeutscher" König, ein Freund der Franzosen, ein Atheist, der sie führte; es handelte sich nicht darum, das Joch eines fremden Volkes abzuwerfen, es waren beklagenswerthe Siege, Siege von Deutschen über Deutsche. . . .

Und dennoch, wie seltsam! unter diesem „undeutschen" Könige, aus diesen jahrelangen Kriegen, aus dieser Zerrissenheit des deutschen Reiches, wie frisch, wie jugendkräftig erhebt sich der Baum der deutschen Dichtung! Fast alle größten Namen unserer Literatur sind, sei es ihrer Wirkung, sei es ihrem Ursprunge nach, an die=

ses kriegerische Zeitalter Friedrichs des Großen geknüpft; die größten Geister, die glücklichsten Dichter unserer glänzendsten Literaturepoche sind aufgewachsen unter dem Lärmen seiner Waffen.

Wie nun geht es zu, daß dies bei den Befreiungskriegen so gar nicht der Fall? warum haben gerade sie ein so kleines, ein so ohnmächtiges Geschlecht erzeugt?

Die Antwort ist zum Theil schon in meiner neulichen Vorlesung gegeben. Die Kriege Friedrichs des Großen wurden nicht im Namen, aber doch unzweifelhaft im Geiste der Aufklärung, das heißt, der Freiheit geführt: unsere Kriege von 1813 hießen Freiheitkriege, allein sie waren keine. Friedrich der Große, aus Schlachten und Siegen, kehrte heim, um den geretteten Staat im Geiste des Fortschrittes, der Humanität, der Bildung zu verwalten; wir kehrten heim — und uns empfing der Geist des Rückschrittes, der Willkür, der Unfreiheit, mit Einem Worte: der Dämon der Romantik.

Zweierlei ist an den Ereignissen von 1813 wesentlich zu unterscheiden.

Erstlich die Befreiung von der Fremdherrschaft, die äußerliche Wiederherstellung des deutschen Volkes, als eines selbständigen, unabhängigen. Dies war die erste, die nothwendigste Bedingung. Wer frei sein will, muß vor Allem erst sein; Deutschland mußte vor Allem erst äußerlich wiederhergestellt sein, bevor von seiner inneren Herstellung die Rede sein konnte.

Diese aber ohne allen Vergleich war die größere, die eigentliche Aufgabe. Es war nicht genug, daß wir im Namen der Freiheit die Franzosen aus dem Lande gejagt hatten: wir mußten auch Alles aus dem Lande, aus den Herzen jagen, was die Freiheit hindern konnte, nun auch wirklich unter uns zu wohnen, also alle Willkür, alle Schwäche, alle Furcht vor dem Geist und seiner freien, ungehinderten Entwicklung.

In diesem Sinne hatte jene Fichte-Schiller'sche Generation, von der ich Ihnen in der neulichen Vorlesung gesprochen, hatten die großen Staatsmänner, welche die Wiederherstellung

Preußens vollbrachten, unter den Augen feindlicher Späher, lange bevor noch ein Schwert entblößt war, die Genossen Wilhelm von Humboldt's, ihre Aufgabe begriffen. Die Befreiung von außen sollte nur das Vorspiel, die nothwendige Bedingung der Befreiung im Innern sein; sie hatten die Volkskraft nicht entfesselt, den Bürgersinn nicht geweckt, die entzückenden Namen der Freiheit und des Vaterlandes nicht in die Fahnen gesetzt, um sie nachher selbst wieder zu binden, selbst wieder auszulöschen; sie hatten die Sonne nicht aufgehen lassen, bloß damit es wieder Nacht werden sollte.

Aber es wurde Nacht. Die Romantik, wie sie das begonnene Werk an sich gerissen, wie sie in das Nest der Aufklärung ihre Kukukseier der unklaren Schwärmerei, der Mystik, der mittelalterlichen Erinnerungen gelegt hatte, so bemächtigte sie sich auch der Erfolge. Die Männer der Aufklärung, die Schöpfer des preußischen Ruhms, die eigentlichen Erretter Deutschlands, nach vergeblichem Widerstande, vergeblicheren Unterhandlungen, mußten ihre Stellen räumen;

die fremde Willkür waren wir los geworden, wer rettete uns vor der eigenen?!

Und was das Allerschlimmste war: die Wenigsten merkten auch nur, daß es so war, der kleinste Theil des Volkes hatte auch nur ein Bewußtsein von dem, was vorging und um was es sich eigentlich handelte. Als Romantiker waren sie in den Krieg gegangen, als Romantiker kehrten sie zurück; kein klares, deutliches Bewußtsein in die Lage der Dinge, keine politische Einsicht, kein freier, geistiger Entschluß, sondern unklare, unverstandene Gefühle hatten sie in die Schlacht geführt: was Wunder, daß, als sie herauskamen, sie selbst so eigentlich nicht wußten, was sie gewollt? Die Männer der Aufklärung standen allein, einsam, von der Masse unverstanden, und darum auch verlassen von ihr. Sie hatten die Freiheit ins Land bringen wollen — und siehe da, die Meisten waren schon zufrieden, nur die Franzosen weggejagt zu haben; sie hatten eine neue Zeit und einen neuen Staat begründen wollen — und das Volk jauchzte auf bei dem Gedanken, das deutsche

Reich des Mittelalters mit seinen sieben Kurfürsten und seinem Krönungsochsen wiederhergestellt zu sehen; sie hatten ein Geschlecht freier, selbstbewußter, selbstberechtigter Bürger heranbilden wollen — und der letzte Nachhall der Befreiungskriege ist ein Studentenwitz.

Aber auch dieser Studentenwitz schien den Regierungen noch höchst gefährlich, auch dieser Staat des Mittelalters kam ihnen noch höchst bedenklich, höchst besorglich vor. Das heißt, sie wollten ihn wohl — aber nur für sich; sie wollten la mort sans phrase, den mittelalterlichen Staat ohne seinen mittelalterlichen Aufputz, die bloße, nackte Willkür, das patriarchalische Regiment ohne patriarchalische Milde, die Gewaltherrschaft an sich: den Polizeistaat.

Von allen Pointen der Romantik eine einzige hatte den vollen, ungetheilten Beifall der Regierungen: der Quietismus, die Ruhe, die Flucht vor der Geschichte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Mit diesen Worten hatte man den bestürzten Bürgern den Untergang des Vaterlandes angezeigt. Jetzt mit ihrem Blute

hatten die Bürger das Vaterland — und jedenfalls den Thron gerettet: und wieder die alte Parole begrüßte sie: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“

Daher das theilweise Zerfallen der Regierungen mit der Romantik; daher die Demagogenuntersuchungen; daher die Prozesse gegen Görres, Arndt, Jahn. Der Polizeistaat mußte erst bankerott werden, die Willkür mußte erst das Zutrauen zu sich selbst verlieren, ehe sie diese ihre ursprünglichen Freunde wiederum als solche erkannte; die Despotie mußte erst an sich und ihrer eigenen Kraft verzweifeln, ehe sie sich wieder entschloß, bei der Romantik borgen zu gehen. Das ist unser gegenwärtiger Zustand.

Also so herbe es auch klingt, so muß es doch ausgesprochen werden: die Befreiungskriege sind kein Wendepunkt, sie sind ein bloßes Intermezzo unserer Geschichte gewesen; nicht, eine junge, warme Frühlingssonne, bringen sie eine neue Zeit, einen neuen Staat hervor: sie fahren unfruchtbar dahin, ein bloßer Blitz, ein bloßes

Wetterleuchten — und wieder lagert sich die alte dumpfe Schwüle.

Und darum auch für die Literatur kein Wendepunkt, darum aus diesen Schlachten und Kriegen auch kein Lenz der Poesie! Die die Throne vorher besessen hatte, die Willkür, setzte sich nur fester; die die Literatur vorher beherrscht hatte, die Romantik, breitete ihre Herrschaft nur noch weiter aus, genoß sie nur noch in größerer Ruhe, mit noch weniger Anstrengung, noch weniger Aufwand von Talent und Geist. Vor den Befreiungskriegen hatten wir Einen Despoten gehabt, aber einen großen, genialen: Napoleon; jetzt hatten wir sehr viel kleine Napoleons, jedes Land und jedes Ländchen seinen eigenen, aber ohne sein Genie. Vorher hatten wir einige große Romantiker gehabt: jetzt unzählige kleine, aber ohne das Talent, ohne den Geist ihrer Vorgänger. Die Tyrannei wurde alltäglich: und die Romantik wurde es auch.

Es würde unverträglich sein mit dem Zweck dieser Vorlesungen, wollte ich diesen ganzen großen Haufen der Romantik, diesen breiten

Schwarm unserer Restaurationsepoche an Ihnen vorüber führen; es genügt für unseren Zweck, die hauptsächlichsten Richtungen zu bezeichnen und zugleich ihre politischen Parallelen nachzuweisen.

Die erste ist die fatalistische Romantik, die Romantik der Müllner, Grillparzer, Houwald. Dieselbe repräsentirt einerseits den starren, stummen Gehorsam, mit dem das Volk sich in sein Schicksal gefangen gab, den Türkenglauben, das Allah il Allah, mit dem es sich darein ergab, von seinen gepriesenen Freiheitkriegen nichts weiter zu haben, als eine bestätigte Knechtschaft: sowie andererseits den Absolutismus der Fürsten selbst. Es ist eine wesentlich katholische Richtung, wie sie auch äußerlich von dem katholischen Romantiker par excellence, von Werner und seinem vierundzwanzigsten Februar, abstammt. Das Schicksal, in der Auffassung, wie Müllner und seine Anhänger es auf die Bühne brachten, war sehr weit entfernt von jener erhabenen Schicksalsidee der antiken Tragödie, welche selbst da, wo sie am Schroffsten auftritt,

noch immer auf einem sittlichen Grunde beruht, noch immer die Nothwendigkeit in der Freiheit repräsentirt. Das Schicksal der Müllner und Houwald dagegen ist eine Laune, ein tyrannischer Einfall, das io el rey eines absoluten Fürsten. Das Schicksal der Alten ist eine Gottheit, die wir anbeten, auch da noch, wo sie uns zermalmt: das Müllner'sche Schicksal ist ein Gespenst, ein Dämon, ein kleiner, boshafter Kobold, der seine Freude daran hat, die Menschen zu chikaniren und zu ärgern. Dem antiken Schicksal können selbst Heroen, selbst Götter freudig zum Opfer fallen, weil es die Nothwendigkeit ihrer eigenen Thaten, das Verhängniß ihres eigenen Willens ist: dem Müllner'schen Schicksal können nur Lumpe sich ergeben, wie denn auch in der That die Helden seiner Dramen, seine Hugo's rc. nur Lumpe sind, arme, schwächliche Gesellen, die sich außerordentlich geschmeichelt fühlen, der Constellation der Sterne, dem Fluch einer Zigeunermutter und ähnlichen „Schicksalsmächten" zuschreiben zu dürfen, was in Wahrheit nur ihre eigene Nichtsnutzigkeit verschuldet hat.

Aber darum gerade gefielen diese Stücke so sehr, darum wieherte das Publikum ihnen Beifall, darum wurden Müllner und seine schwachen Abklatsche, Grillparzer und Houwald, auf einige Jahre die Dichter der Nation. Sie rechtfertigten das Publikum gewissermaßen bei sich selbst, sie schrieben einen Freibrief seiner Schwäche, sie entschuldigten sein Schicksal — war es doch eben das Schicksal! und war doch mit der sittlichen Freiheit auch jede sittliche Schuld ausgetilgt in der allgemeinen, der Schuld der Sterne!

Die zweite ist die phantastische Richtung Hoffmanns und seiner Schule. In ihr hat die romantische Willkür ihr äußerstes Extrem erreicht; die Poesie der Verzweiflung, ist sie die literarische Parallele jener Verzweiflung, in welche andere, minder glaubensstarke, minder türkische Seelen sich durch den Gang der Ereignisse versetzt sahen. Die Lust am Unbegreiflichen, das verwegene Spiel mit den dämonischen Kräften der Natur, das geflissentliche Versenken in die Nachtseite des Lebens, das schon die ältere Romantik durchzieht und hier namentlich die

Tieck'schen Märchen hervorbringt, ist in Hoffmann auf den äußersten Gipfel, zum puren, nackten Wahnsinn gesteigert. Was sich in den Tieck'schen Märchen noch vorsichtig, schüchtern, in das Gewand der Kunst, den Schleier der schönen Form zu hüllen sucht: hier, schamlos, in nackter Häßlichkeit, eine entsprungene Irre, rast es durch die Gassen!

Auch dieser Rasenden jauchzte das Publikum. Lear, in dem Moment, da er den Verstand verlieren will, da er schon fühlt, wie der Wahnsinn seine Krallen nach ihm ausstreckt, ergötzt sich in fürchterlichem Behagen an dem erheuchelten Wahnsinn des armen Tom. Nun, das deutsche Volk hatte auch Grund, den Verstand zu verlieren, es hatte auch seine Momente, wo es dem Irrsein nahe stand, es gab auch Köpfe, die das Elend des Vaterlandes mit Wahnsinn zu umnachten drohte. Die hatten denn nun auch ihre Freude an dem erheuchelten, verstellten Wahnsinn, in welchem Hoffmann sich gefiel; ausgebrannt, müd, verzweifelnd, wie er, überließen sie sich mit Behagen den tollen Spä-

ßen dieser zerrütteten Phantasie, sie kitzelten sich an dem Anblick dieses Tollen, sie fanden Methode in diesem Wahnsinn und sprachen mit Lear: „laßt mich ein Wort mehr sprechen mit diesem kundigen Thebaner."

Und doch auch in der Resignation lag noch immer eine gewisse, wenn auch passive, wenn auch duldende Kraft; auch zur Verzweiflung, zum Wahnsinn gehörte noch eine gewisse Stärke Die Mehrzahl hatte weder die eine, noch die andere; sie gab sich weder blind dem Schicksal gefangen, noch verzweifelte sie: sie that überhaupt gar nichts — sie schlief. Der Fatalismus beherrschte Einige, die Verzweiflung Andere: aber die Mehrzahl der Quietismus. Darum auch sowohl die Schicksalstragödien Müllners, als die tolle Phantastik Hoffmanns wird schließlich überwuchert und verdrängt von der Literatur des Quietismus — Der Quietismus, das bloße dumpfe Hinvegetiren, das stumme, träumende Pflanzenleben ist der eigentliche Charakter dieser Restaurationsepoche, literarisch sowohl, wie politisch.

Den Schlegel, diesen frühesten und thätigsten Ausbreitern der Romantik, war es vorbehalten, auch dieser neuen und ausgedehntesten Entwicklung derselben die geeignetste Nahrung zuzuführen. — Es ist eine interessante Erscheinung in der Geschichte des Geistes, wie ein Volk dem andern beispringt mit seinen geistigen Schätzen, eine Literatur die andere ergänzt, eine Zeit der anderen zu ihrem Bewußtsein verhilft. Die nach Schönheit ringenden Deutschen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Deutschen Winkelmanns und Lessings, hatten die Griechen gefunden; die Stürmer und Dränger erwachten an Shakespeare; die katholisirende Romantik fand Calderon: so blieb auch den Quietisten unserer Restaurationsepoche die Hebamme nicht aus — die indische Literatur.

In Indien, in dieser Wiege der Menschheit, diesem großen Traumbuch der Geschichte, glaubten die Schlegel die wahre, vollkommene Welt, die wahre Kunst, die wahre Schönheit zu entdecken. Hier, unter dem Schatten dieser Palmen, an den feierlich wallenden Fluthen dieser heili-

gen Ströme, in der Mitte dieser einfach kindlichen Menschen, schien sich ihnen jener selige Urzustand der Menschheit, jenes mystische goldene Weltalter zu verwirklichen, welches die Schelling'sche Philosophie gelehrt hatte; hier, in dieser ewig ruhigen, leidenschaftlosen Weisheit der Braminen, in diesen traumhaften Verzückungen der Fakirs, diesem seligen, nichtsthuerischen Hinstarren, diesem Beschauen des eigenen Nabels, diesem geheimnißvollen Om schien ihnen jenes Räthsel des ewigen, endlosen Genusses, jenes Genusses ohne Erregung, ohne Leidenschaft gelöst, welches Friedrich Schlegel in der Lucinde beschäftigt und ihm hier den Wunsch abgepreßt hatte einer ewigen Umarmung in ewigem Schlaf.

Wie aus den altdeutschen Sympathien der Romantik eine eigene altdeutsche Philologie, so auch aus ihren indischen Liebhabereien ging eine eigene indische Wissenschaft, ein ausgebreitetes und noch täglich im Wachsen begriffenes Studium der indischen Literatur, sowie überhaupt des Orients und seiner Völker hervor. — In dieser wissenschaftlichen Auffassung mochten beide

Richtungen sich die Wage halten; die Hammer, Bopp, Lassen dürfen ohne Bedenken den Hagen, Grimm, Lachmann 2c. zur Seite gestellt werden.

Anders dagegen in ihrer künstlerischen Auffassung, in den Früchten, welche unsere schöne Literatur, in Nachbildungen und eigenen Schöpfungen, aus ihnen gewann. Hier lief Altindien Altdeutschland unwiderleglich den Vorrang ab. Hatte die deutschthümelnde Richtung der Romantik es nicht weiter gebracht, als bis zu den Fouqué'schen Romanen, war das ungeschulte, dilettantische Talent dieses Dichters das bedeutendste, in welchem dieselbe zur Darstellung kam, der Beifall der Leihbibliotheken das Größte, was sie errang: so dagegen dem Orient wurde das Glück zu Theil, wieder aufzuleben in dem größten poetischen Genius, den unsere Literatur jemals besessen, so war es das unzerstörbare Gold des Goethe'schen Talentes, in dessen strahlender Einfassung uns der Opiumstrank der morgenländischen Dichtung geboten ward.

Wer möchte in diesem Uebergange Goethe's von der heiteren Welt der Antike zu der unkla-

ren, träumerischen des Orients, in dieser seltsamen Hast, mit der der Zögling der Griechen sich in die Schule giebt bei Indern und Persern — wer, sage ich, möchte darin die Nemesis der Geschichte, die Rache verkennen, welche das Princip schließlich an sich selber nimmt? Der Vater der Romantik, der Erzeuger jener quietistischen Weltanschauung, war es mehr als gerecht, als daß er schließlich seinen eigenen Consequenzen verfiel? — Auch mochte man dem siebenzigjährigen Greise diesen Uebergang zu gute halten. Es war eben ein Greis: und dem Greisenalter steht es wohl an, sich auszuruhen in sinnender, behaglicher Beschaulichkeit. Geängstigt und gestört vom Weltlauf, müde eines Treibens, an dem er, seiner Natur nach, niemals rechten Antheil genommen, das er immer nur wie ein Schauspiel, eine Unterhaltung, zum Höchsten einen Gegenstand der Betrachtung und der Lehre hatte an sich vorübergehen lassen, wer möchte Goethe darum tadeln, daß er sich aus dem Lärm der Zeit, dem Tumult der Kriegsjahre, dem Hadern und Zanken der Parteien

begierig hinüberrettete in die beschauliche Stille, die schöne Traumwelt des Morgenlandes? Wer möchte ihn tadeln, daß er an den reizenden Gestalten orientalischer Huri's, an dem zierlichen Liebesgeschwätz der Schenken, an der fröhlichen Lebensweisheit des alten Zecher Hafis die absterbende Seele zu erwärmen und die frostige Oede des Alters mit den Schattenbildern jugendlicher Leidenschaft zu beleben suchte? — Der westöstliche Divan Goethe's (denn von diesem ist die Rede) steht in einer Reihe mit den übrigen Altersproductionen des großen Dichters, den Lehrjahren, dem zweiten Theile des Faust u. s. w.: Productionen, an denen eigentlich dies das Merkwürdigste ist, mit welcher Genauigkeit, in welcher stetigen Folge sie das naturgemäße Hinschwinden, das leise, allmälige Verlöschen einer so reichen Kraft zur Darstellung bringen. Aus diesem Verlöschen selbst dem Dichter einen Vorwurf machen, von dem Greise die Kraft der Jugend, von dem ruhebedürftigen, hinfälligen Alter die Energie der männlichen Jahre verlangen, hieße Unmögliches verlangen, hieße das

Gesetz des Lebens, hieße vor Allem die Bedeutung Goethe's selbst verkennen: diese nämlich, daß er eben der volle Mensch und daß der ganze Kreislauf natürlicher menschlicher Entwicklung in ihm zu seinem künstlerischen Ausdruck gelangt.

Anders allerdings verhält es sich mit der Aufnahme, welche der westöstliche Divan bei dem Publikum gefunden; anders und strenger will die Nation beurtheilt sein, die die Produkte des Greisenalters nicht aufnahm als solche, die dies letzte Aufflackern des hinscheidenden Lebens, diese leise, friedliche Dämmerung, in der das Gestirn des Dichters verlosch, nicht bloß mit Ehrfurcht betrachtete — nein: die darüber selbst zum Greisen ward, die die Dämmerung ausrief für den wahren Tag, die Ohnmacht des Alters, die Ruhe des Greisen, das behagliche, selige Nichtsthun für den wahren Zweck, die wahre Aufgabe des Lebens!

Allein dies war ja eben die Krankheit der Zeit: und ist es nur naturgemäß, daß sie an der Erscheinung des westöstlichen Divans, sowie überhaupt an der Goethe'schen Alterspoesie

nur zu erhöhtem Ausbruch kam. Auf die Begeisterung, mit welcher in der Zeit der Befreiungskriege und der ihr zunächst vorangehenden Epoche Schiller gefeiert worden war, folgt jetzt, in nothwendiger Parallele, in diesen Zeiten der Abspannung, der Ermüdung, des allgemeinen Quietismus, die begeisterte Verehrung Goethe's. Obwohl in den meisten Fällen war sie vielmehr eine geistlose. Der Goethekultus, mit dem die Romantik zu Ende der neunziger Jahre sich selbst eröffnet hatte, wiederholt sich in den Zwanzigern: nur daß auch hier, wie bereits früher bemerkt wurde, das Geschlecht im Ganzen kleiner, ärmlicher, schwächer, die Farben matter, die gesammte Zeit trivialer, armseliger, beschränkter geworden ist. Die enthusiastische, geniale Verehrung des Jenaischen Kreises — und die stupide, knechtische Anbetung der berliner Enkomiasten, die geistreichen Kritiken der Novalis, Schlegel &c. — und das süßliche Geschwätz, die allerunaussprechlichste Bewunderung der Franz Horn, das ernste, eifrige Studium, mit dem man in den Schlegelschen Kreisen Goethe's größte Dichtun-

gen, eine Iphigenie, einen Tasso, einen Wilhelm Meister, einen Faust zu ergründen strebte — und die bornirte Devotion, mit der man, namentlich in gewissen Sphären der berliner Gesellschaft, jede unbedeutendste Zeile, jeden Papierabschnitzel, jedes Briefcouvert des greisen Dichters als etwas ganz Außerordentliches, Epochemachendes anstaunte — siehe da so ungefähr die Grenzpunkte, zwischen denen diese Richtung sich bewegte, siehe da das dürftige, kleine Ende, das sie nahm! Hat an Schiller, in der gefährlichsten, verhängnißvollsten Zeit, die Nation sich aufgerichtet, haben seine letzten Werke, seine Jungfrau, sein Tell, ihr zu einem rettenden Kleinod, einem Schatz in der Noth gedient: so ist sie — es darf ausgesprochen werden, weil es ja nicht den Dichter, weil es allein diejenigen trifft, die ihn in diesem Sinne auf sich wirken ließen — so ist sie an den Altersdichtungen Goethe's nur noch mehr gesunken, so sind ihr die letzten Gaben des sterbenden Dichters geworden, was jene Gaben des Glaukos, des schalkhaften Meergottes, den Gefährten des

Odysseus wurden: Zaubermittel, die sie der Sinne beraubten und schmähliche Wandelung über ihre Glieder gossen.

Und nicht bloß den großen gedankenlosen Haufen, nicht bloß den gemeinen Schwarm nahm das Beispiel Goethe's und seines west-östlichen Divans gefangen: auch wahrhaft große Talente, auch wahrhaft berufene Geister, dem Zwange der Zeit gehorchend, verloren sich in diese gefährliche Traumwelt des Morgenlandes.

Hier sind vor Allem Rückert und Platen zu erwähnen.

Es hat etwas Ueberraschendes, Freimund Reimar, den Dichter der geharnischten Sonette, den Sänger jener köstlichen Volks- und Kriegslieder, wenige Jahre darauf wiederzufinden, weit ab von der Zeit, versenkt in den Orient und seine Schätze, die er uns mit unermüdlichem Fleiß und einer sprachlichen Fertigkeit, die noch höher anzuschlagen sein würde, wenn sie weniger mechanisch wäre, nach Deutschland übertrug. Rückert ist der wahre Dichter des Quietismus: die schöne, stille Ruhe, das leidenschaftlose Ge-

müth, die engumfriedete, süße Häuslichkeit, das traute Leben mit Weib und Kind, diese ganze kleine Welt des Privatlebens, der inneren, häuslichen Zustände kommt in den Liedern dieses vortrefflichen Dichters mit einer Wahrheit, einer Innigkeit zur Darstellung, er weiß dieses beschränkte Thema so mannigfach zu variiren, entdeckt immer so viel neue Seiten, so viel neue kleine Freuden daran, daß selbst diejenigen, die im Uebrigen nicht gesonnen sind, sich ewig in diesen Grenzen zu verschließen, die nicht glauben, daß dies schon die größten, die würdigsten Stoffe eines Dichters sind, dennoch weder seinem Talente ihre Bewunderung, noch der Innigkeit seiner Empfindungen ihre Achtung versagen können. — Wenn in neuester Zeit Rückert in das Schlimmste verfallen ist, was einem Poeten begegnen kann, in Nachahmung seiner selbst, in Manier, das heißt in Travestie und Carricatur der eigenen Form, wenn seine neuesten, bändereichen Lehrgedichte mehr leere, als Lehrgedichte sind, wenn seine Lust am Kindlichen nicht selten Miene macht, ins Kindische, seine Einfachheit

und Ruhe in Trivialität und Lahmheit überzugehen: so müssen wir bedenken, daß es nicht Jedem gegeben ist, wie Goethe, in ewig neuen, proteischen Verwandlungen die ganze Laufbahn menschlicher Entwicklung gleichmäßig durchzumachen, so müssen wir uns erinnern, daß einige Abende warm und lind, andere kühl und frostig sind, so müssen wir die warnende Stimme auch hier nicht an den Dichter — er hat seinen Weg gemacht, seine Aufgabe erfüllt, er ist dem Gotte nachgegangen, der ihn trieb! — vielmehr auch hier an das Publikum müssen wir sie richten, wir müssen Protest einlegen, daß man uns nicht die Geschichte des alten Goethe wiederhole und den Winter für den Sommer, den dürren, absterbenden Zweig für den gesunden Baum erkläre.

Weniger klar in sich, weniger, daß ich so sage, befriedigt von seinem eigenen Frieden, ist Platen. Platen ist nicht, wie Rückert, langsam, friedlichen Schrittes hinübergewandelt in den Orient, seine Ruhe ist keine natürliche, nicht die schöne Genügsamkeit eines völlig gesättigten,

völlig abgeschlossenen Gemüthes: er ist hinüber geflohen — geflohen vor sich selbst, vor dem Elend seines Volkes, vor der Zerrüttung seiner Zeit! Platens Ruhe ist eine künstlich gemachte, ein bloßer Schleier, unter dem der Kampf der Leidenschaften um so gewaltiger tobt. In Rückerts Quietismus überwiegt, wenn auch in keuschester, in edelster Form, das Moment des Genusses, in Platen das Moment der Resignation; Rückert hat die Welt vergessen, Platen will sie bloß vergessen; Rückert ist ein Bramine, Platen möchte bloß einer sein; Rückert gehört in die zwanziger, Platen mehr in die dreißiger Jahre, die Jahre der wiederbeginnenden Aufregung, der Zwietracht, der Entzweiung, die seine Seele mit krampfhaften Schauern durchzuckt; in Rückert ist Weltfrieden, in Platen Weltschmerz. — Darum auch hält Platen in dem Orient nicht aus, wie Rückert: sehnsüchtig, von innerer Angst getrieben, schwärmt er hinüber zu den Griechen; was er am Ganges vergebens gesucht, er will es in Hellas, in Latium finden, er wendet dem Morgenlande den Rücken, um in Italien in freiwil-

liger Verbannung, fern vom Vaterlande eine neue klassische Zeit, neue Goethe'sche Mannesjahre zu durchleben; er will Grieche werden, da er Perser nicht mehr sein mag, Deutscher noch nicht sein darf. —

Vergebliches Bemühen! Auch unter die Bläue des hesperischen Himmels folgen ihm die Nebel seiner nordischen Heimath nach, auch unter den Wundern des Alterthums, unter den köstlichen Gestalten Roms und Griechenlands kann er die Wunden seiner Zeit, das kranke, sterbende Deutschland nicht vergessen: er will seine Zeit verachten, und kann nicht aufhören, sich um sie zu kümmern.

Und so stirbt er, und so ragt sein einsamer Hügel herüber nach Deutschland, als ein Denkmal der Schande für die Zeit und die Generation, die ein solches Talent unfruchtbar, in einsamem Mißmuth verkümmern, die einen solchen Dichter in Verzweiflung sterben ließ, dadurch, daß sie ihm nicht gab, wonach er sich sehnte, wessen er bedurfte: große Stoffe und den Inhalt einer freien, volksthümlichen Geschichte;

so von den Pinien seines Grabes flüstert seine Stimme herüber, seine warnende, beschwörende — sie trifft auch uns — sie lautet: rette, rette, Deutschland, deine Dichter! laß deine besten, deine wärmsten Herzen nicht in der Fremde sterben! gieb ihnen mehr, als bloß literarische Fehden, mach' es ihnen möglich, noch andere Dramen zu schreiben, als bloß Spottgedichte auf den schlechten Geschmack des Publikums und den Ungeschick der Scribenten: Dramen voll historischen Lebens, Spiegelbilder dessen, was du selbst vollbringst!

Denn auch dies darf nicht verschwiegen werden: wie Platen an künstlerischer Vollendung, an Kraft und Schönheit der Form über Rückert steht, so dagegen steht er unter ihm darin, daß er sich die sittliche Reinheit, die Würde des poetischen Charakters nicht gleichmäßig zu bewahren wußte. Nicht bloß von dem großen Unglück der Zeit, auch von ihrer kleinen Misere hat er sich mehr anfechten lassen als billig, als klug, als schön. Seine verhängnißvolle Gabel, sein romantischer Oedipus, so ausgezeichnet sie

durch die Form sind und eine so großartige Ansicht des Lebens und der Kunst ihnen auch zu Grunde liegt, so sind doch sie, so ist doch ein großer, vielleicht der größere Theil der Platen-schen Gedichte zu sehr durch persönliche Reizbarkeit getrübt, es ist zuviel darin von der altromantischen Literatur der Literatur, als daß sie überall einen ganz reinen Genuß gewähren könnten. Rückert wie Platen, beide lieben es, in ihren Gedichten von sich selbst, ihren poetischen Talenten, ihrer literarischen Bedeutung zu sprechen, beide haben ein sehr lebhaftes Bewußtsein davon, wie hoch sie über der Masse stehen, beide verkünden sich selbst Nachruhm und Unsterblichkeit. Aber bei Rückert ist diese Selbstbewunderung naiv, die letzte, natürliche Spitze des Selbstgenusses — bei Platen ist sie reflektirt; Rückert glaubt selbst an sich, möge die Welt übrigens thun, was ihr beliebt — Platen will an sich glauben machen, er lobt sich, nicht aus Lust an sich selbst, sondern aus Verachtung der Andern; Rückert ist nicht zum Haß hindurch — Platen nicht über den Haß hinausgekommen.

Auf demselben Grunde quietistischer Weltanschauung, wie diese deutschindische Poesie, wie Rückert und Platen, steht nun auch Tieck's Novellistik; dieselbe Rückkehr zu Goethe, dieselbe Versöhnung mit der reinen Goethe'schen Plastik feiert die Romantik auch in den Tieck'schen Novellen.

Wir haben früher gesehen, wie Tieck's poetische Fruchtbarkeit nach ihrer ersten, fast verschwenderischen Entfaltung um das Jahr 1808 einen plötzlichen Stillstand erlitt. Der Dichter hatte die Tonarten der Romantik, so zu sagen, durchgespielt; er hatte weggegeben, was er besaß, er hatte den Inhalt seiner Brust hinausgesandt in die Welt, und mußte nun warten, bis er ihm, zur Wirklichkeit gestaltet, als praktische Anschauung, als Lebenserfahrung, wieder zurückkam aus der Welt.

Dies war gegen Ende des zweiten Decenniums geschehen. Was zu Anfang des Jahrhunderts nur das Eigenthum weniger einzelner Persönlichkeiten zu sein schien, jetzt hatte es sich zum allgemeinen Besitzthum der Welt erweitert;

nicht mehr bloß die Poesie, auch das Leben, auch die Wirklichkeit war romantisch geworden.

Das Abbild dieser romantischen Welt, das Abbild des deutschen Lebens, der deutschen Geselligkeit, wie dieselbe sich unter den Einflüssen der Romantik gestaltet hatte, wird uns in den Tieck'schen Novellen dargeboten. Auch ihre Grundlage ist der Quietismus: der Quietismus der Reflexion, der Beobachtung, der Betrachtung, die sich, unter dem Hinzutritt Goethe'scher Plastik, zu einer wahrhaft künstlerischen Beschaulichkeit erhebt. Die geselligen Kreise der zwanziger Jahre mit ihren romantischen Pointen, ihren ästhetischen Liebhabereien, ihren Schwärmereien für Poesie, Malerei, Musik, ihrer krankhaft künstlichen Abstraction von den öffentlichen Zuständen, ihren Launen und Capricen, ihren Empfindsamkeiten und Verzärtelungen, dieses ganze Stillleben der deutschen Restaurationsepoche ist in den Tieck'schen Novellen mit außerordentlicher Wahrheit und Treue und fast durchgängiger künstlerischer Meisterschaft abgeschildert. Er erinnert dadurch an Rückert, der ebenso das

Stillleben der Gefühle, wie Tieck das Stillleben der Geschichte zeichnet.

Aber auch die Verwandtschaft mit Platen mangelt nicht. Wie oft durch die Marmorkälte der Platen'schen Lyrik, durch ihre erkünstelte antike Ruhe, ein wildes Feuer moderner Verzweiflung bricht: so auch durch die behagliche Stille der Tieck'schen Novellen, mitten hinein in diese Gesellschaft der Maler, der Musiker, der Aesthetiker zuckt oft, wie ein heimliches Wetterleuchten, ein tiefes, schmerzliches Bewußtsein, eine bittere, krankhafte Verstimmung, die sich oft nur schlecht unter der Harlekinsjacke der alten romantischen Ironie verbirgt; wie Platen, so kann auch Tieck, selbst auf der Höhe seines Talentes, auf dem Gipfel seines Ruhmes, sich nicht frei machen von kritischen Verstimmungen, von literarischen Empfindlichkeiten, von kleinen, eines Dichters unwürdigen Rückblicken auf gewisse armselige Journal- und Zeitungsfehden. — Wo die Tieck'sche Novelle sich, der Bestimmung der Novelle gemäß, in jenem kleinen Rahmen der Geselligkeit und der häuslichen Zu-

stände erhält, da ist sie, wie gesagt, fast durchgehends vollendet. Wo der Dichter dagegen größere Ansätze nimmt, wo er den Boden der Geschichte betritt, wo er sich einzulassen sucht auf große historische Compositionen, auf umfangreiche Gemälde aufgeregter, bewegter Zeiten, da versagt ihm die Kraft, da wird jener Mangel positiver Männlichkeit fühlbar, auf welchen ich Sie früher aufmerksam gemacht: — wie es denn gewiß nicht ohne Bedeutung ist, daß, so wenig der Dichter jemals jene großen historischen Tragödien geschrieben, die er zur Zeit der Befreiungskriege in seinen Briefen an Solger ankündigte, er ebenso wenig im Stande gewesen ist, das Einzige, was wirklich in diesem großen, geschichtlichen Styl angelegt und behandelt ist, seinen Krieg in den Cevennen, über den Anfang, einen sehr vortrefflichen, einen bewundernswerthen — aber doch nur ein Anfang, doch nur ein Bruchstück, hinauszuführen.

Was nun diese Heroen des Geistes, diese bevorzugten, glücklichen Talente in kunstgemäßer, schöner Form vollendet darzustellen suchten, das

wurde von einer Anzahl untergeordneter, kleiner Geister handwerksmäßig wiederholt. Sie erlassen mir auch hier die einzelnen Kärrner, denen diese Könige zu thun gaben, die einzelnen Hänflinge, welche diese Melodien der Nachtigall nachzwitscherten, namentlich anzuführen. Denken Sie, den ich Ihnen bereits einmal genannt habe, an Franz Horn, an Weisflog und van der Velde bis hinunter zu Hell und Kind Clauren — und Sie wissen so etwa, wie es aussah mit unserer Literatur der zwanziger Jahre. Ganz Deutschland hatte sich gewissermaßen zusammengethan in lauter kleine, Tieck'sche Novellenzirkel; es waren lauter „Gesellschaften auf dem Lande," überall sang, spielte, dichtete man, überall redete man über Kunst, besuchte die Kirchen, die Theater, pries in demselben Athemzuge Prediger und Schauspieler, reflectirte, räsonnirte, raffinirte; die Geschichte war vergessen, von Politik sprach Niemand mehr, die Demagogen saßen auf der Festung, die Könige regierten, es war eine goldene, glückliche Zeit, die wahre Festzeit des Müßiggangs, des Indifferentismus, der sittlichen Erschlaffung. —

Zwar wie jede Zeit ihren Gegensatz selbst in sich trägt, und wie niemals, auch nicht in den Zeiten des tiefsten Verfalls, ein einzelner Mensch so wenig, wie ein ganzes Volk von ihren Göttern so verlassen sind, daß sie nicht wenigstens noch eine Ahnung, ein Bedürfniß nach ihnen empfänden: so auch hier bleibt der Versuch einer Reaction, der Versuch sich aufzurichten aus der allgemeinen Versunkenheit und Abspannung nicht gänzlich aus.

Dies ist die Bedeutung Uhlands und der sogenannten schwäbischen Schule, deren ich hier noch mit einigen Worten zu gedenken habe.

Die schwäbische Schule ist der Versuch der Romantik, über sich selbst hinauszugehen. Wie in Rückert, Platen und den novellistischen Arbeiten Tieck's, die künstlerische so in der schwäbischen Schule stellt sich die sittliche Verklärung der Romantik dar. Wie sie sich formell anlehnt an Goethe, und die oft unschönen, oft geschmacklosen Formen der frühern romantischen Lyrik, ihre Absonderlichkeiten und fremden, seltsamen Manieren abzuklären sucht zu Goethe'scher Reinheit und Allgemeinver-

ständlichkeit: so ideell sucht sie an Schiller anzu-knüpfen und die erhabenen, sittlichen Grundlagen seiner Dichtungen zu übertragen in die Welt der Romantik.

Daß dieser Versuch nicht völlig gelingen konnte, daß zwischen zwei so widerstrebenden, so unversöhnbaren Momenten immer ein gewisser Bruch, eine gewisse unausfüllbare Lücke bleiben mußte, liegt auf der Hand. Aber auch schon das Streben selbst war ein achtbares: und mit Recht daher ist es auch vom Publikum anerkannt worden. Ja was gewiß eine bezeichnende Thatsache ist: während die Romantik übrigens ihr Publikum mehr und mehr verloren, während sie es überhaupt niemals, wenigstens die romantische Lyrik nicht, zu einem eigentlichen Publikum gebracht, vielmehr immer nur in der Stille gewisser Schulen, in dem engen Kreise gewisser Coterien und Gesellschaften hat sie sich erhalten: so umgekehrt ist die schwäbische Dichterschule eine im besten Sinne populäre, nationale geworden. Sogar dieselbe Zeit, welche der übrigen Romantik so gefährlich ward, die Zeit des

erwachenden politischen Bewußtseins, die dreißiger Jahre, haben den Ruhm dieser Schule und ihre Ausbreitung im Publikum nur erst recht vermehrt.

Von anderer Seite zwar ist der schwäbischen Schule gerade dies, was wir als ihr Verdienst anerkennen, sogar zum Vorwurf gemacht worden. Mit schlechtverhehlter Schadenfreude, einer Schadenfreude, wie derjenige sie empfindet, der in der Beweisführung fremder Unzulänglichkeit eine Entschuldigung, eine Rechtfertigung seiner eigenen zu finden meint, hat man die Goethe'sche Aeußerung wiederholt, von dem „sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel," welchen die schwäbische Schule um sich zu schlagen wisse; man hat sie beschuldigt, mehr Gesinnung als Talent, mehr moralischen Willen, als künstlerische Kraft zu besitzen; man hat ihre Erfolge mehr gewissen localen Umständen, als ihrem poetischen Verdienst, mehr einem zufälligen pathologischen, als einem wirklichen ästhetischen Interesse zugeschrieben.

Nun ist es freilich gewiß genug, daß so wenig in Sachen der Kunst, wie überhaupt irgendwo der bloße Wille als solcher auch schon

die Thaten herbeiführt und daß niemals das Talent ersetzt werden kann von der Gesinnung.

Allein ebenso richtig ist es auch, und kein Hohnlächeln der Aesthetik, keine Frivolität abstracter Talente wird jemals im Stande sein, es abzuleugnen, daß, wie die Gesinnung vom Talente, so auch das Talent seinen wahren Werth erst erhält durch die Gesinnung. Sie ist das feine, unsichtbare Etwas, das auch die vollendetsten Werke des Talentes noch immer umschweben muß, ein Etwas, dessen Vorhandensein im Kunstwerk man vielleicht nicht spüren soll, dagegen dessen Mangel durch nichts zu verbergen ist.

Dies erkannt zu haben und zwar zu einer Zeit, wo es nicht bloß für vornehm, nicht bloß für gebildet, nein, auch für poetisch, für das wahre Kennzeichen des Dichters galt, gesinnungslos zu sein; die Angelegenheiten des Vaterlandes zur Sprache gebracht zu haben unter einem Geschlecht und in einer Literatur, die an nichts weniger dachte, als das Vaterland, und sei es auch anfänglich nur in einer sehr einseitigen, sehr

beschränkten Weise geschehen; mit Einem Worte, die Muse, und ob es auch nur die romantische war, noch einmal zu jenem Dienst der Freiheit berufen zu haben, für welchen Schiller sie geworben hatte — dies Alles ist ein Verdienst der schwäbischen Schule und vor Allem ihres Oberhauptes Uhland, das die Geschichte auf's Lauteste anzuerkennen hat und das so wenig die Autorität eines Goethe'schen Ausspruches, wie der Witz Heine'scher Polemik erschüttern kann — und ob die eine auch noch tausendmal größer, der andere zehntausendmal schärfer wäre.

Sechste Vorlesung.

Das Jahr achtzehnhundertunddreißig.

Zustand Deutschlands zu Ende der zwanziger Jahre: allgemeiner Nihilismus, sittliche Ohnmacht. — Die Poesie der Frivolität: Heinrich Heine. Sein Verhältniß zur Politik. — Gegensatz zu Boerne. — Die Heine'sche Wiederherstellung des Fleisches; Princip der Genußsucht: der Fürst Pückler. — Reaction im Sinne der Sittlichkeit und der Freiheit: die Hegel'sche Philosophie. Ihr Verhältniß zu Schelling, zur deutschen Entwicklung überhaupt. — Die Julirevolution und ihr Einfluß auf Deutschland.

In meiner letzten Vorlesung habe ich mich bemüht, Ihnen das Gemälde unserer literarischen Zustände während der Restaurationsepoche in seinen Hauptumrissen zu entwerfen. Wir

sahen, wie die Freiheitkriege, politisch sowohl wie literarisch, erfolglos blieben; wie auf der einen Seite fürstlicher Absolutismus, studentische Ueberspannung, bürgerlicher Indifferentismus, auf der anderen, der literarischen, Fatalismus, wüste Phantastik, künstlerischer Quietismus sich schließlich nur vereinigten, um jenen erbärmlichen Zustand der Abspannung, der Gleichgiltigkeit, des völligen Nihilismus hervorzubringen, in welchen Deutschland gegen den Schluß der zwanziger Jahre versunken war, und gegen den auch die Vermittlungsversuche der schwäbischen Schule in ihrem patriotisch-sittlichen Aufschwung vergebens zu reagiren suchten.

Und doch war hiemit die äußerste Stufe des Abgrunds noch nicht erreicht, wir hatten sie noch nicht alle durchlaufen die Stationen unserer Erniedrigung, sie waren noch nicht alle über uns verhängt, die Plagen Egyptens, die Wunder und Schrecken, mit denen der erzürnte, der rächende Geist der Geschichte sich an uns verkündigte: nach dem Tod, der unsere Erstgeborenen, unsere Hoffnungen erschlagen, nach der

Nacht, in die sich die heiteren Leuchten der Kunst und der Wissenschaft für uns verwandelt hatten — Eines blieb noch übrig, Eines war noch zurück: der Aussatz, das prickelnde Brennen und Jucken, das schamlose Hervortreten des inneren Krankheitstoffes, als Witz, als Spaß, der Nihilismus als Frivolität, die Selbstvernichtung als Selbstverhöhnung.

Dies war der Standpunkt Heine's, dies der Ursprung der ungeheuren Erfolge, die er errang, der Herrschaft, die er Jahre lang über unsere Literatur ausübte. Wir litten Alle an denselben Wunden: aber nur er hatte die Stirn, die Wunden aufzudecken und vor allem Volk, behaglich, in gieriger Lust darin zu wühlen. Wir steckten Alle in demselben Schlamm: aber nur er fand es nicht für nöthig, sich zu parfümiren, er warf die romantischen Dehors der Restaurationsepoche von sich und zeigte sich nackt, wie er war. Wir waren Alle so verderbt, so glaubenlos, so verarmt an sittlichem Ernst und fester, männlicher Tugend: aber nur ihn genirte es nicht, das Bekenntniß seiner Nichtsnutzigkeit abzulegen, nur

er fand es ganz natürlich, daß, wer ein Lump war, sich auch als Lump bekannte!

Heine hatte den Muth der Gemeinheit: ein zweideutiges, ein beklagenswerthes Verdienst, und doch ein Verdienst, weil es immer besser ist, das Gift kommt zu Tage, als daß es heimlich, unter der Maske der Gesundheit, das Leben zernagt. Heine ist die Romantik ohne romantische Illusion, ganz baar, ganz nackt, die reine Willkür, das bloße geniale Belieben, das nichts hat, nichts will, als bloß sich selbst — und auch dies sein eigenes Selbst verachtet er, weil er weiß, wie werthlos es ist! Er ist das komische Seitenstück zu Hoffmann. Die Verzweiflung, die sich in Hoffmann tragisch geberdet, in Heine lacht sie — oder vielmehr, sie besinnt sich auf sich selbst und findet, daß Verzweiflung schon ein viel zu ernsthafter Zustand und der ganze Plunder von Welt und Herz und Leben dieser Anstrengung gar nicht werth ist.

Hierin findet denn auch der berühmte Heinesche Weltschmerz seine Erklärung. Es ist die alte Ironie der Romantiker, die zum Bewußtsein

ihrer selbst gekommen und die sich nun entsetzt vor ihrer eigenen Nichtigkeit: aber mitten in ihrem Entsetzen befällt sie die Erinnerung, daß ja doch Alles eitel ist, und sogleich lacht sie wiederum sich selbst aus über ihr eigenes Entsetzen. Der Heinesche Weltschmerz ist die Ironie der Romantiker, ins Sentimentale übersetzt: nur daß auch diese Sentimentalität wieder bloß ironisch gemeint ist, eine bloße Coquetterie mit sich selbst, ein bloßer Witz, mit dem man sich selbst zum Besten hält: ähnlich, wie Hoffmann Gesichter vor dem Spiegel schnitt, um sich selbst graulich zu machen.

Es war daher auch ein großer Irrthum — oder war es auch das nicht? war es nur eine neue, großartige Coquetterie, ein neuer grandioser Witz, mit dem Heine zwar nicht sich selbst, aber doch das Publikum dupiren wollte?!..

Es war, sage ich, ein großer Irrthum, als Heine beim Ausbruch der Julirevolution mit einem Male gefunden zu haben glaubte, was ihm so lange gefehlt, als er sich selbst in scurrilem Pathos den Sohn der Revolution, Paris,

in der schimmernden Beleuchtung jener Fata Morgana der Freiheit, die unmittelbar nach den Juliereignissen kurze Zeit hindurch über Frankreich schwebte, sein Jerusalem, den Rhein den Jordan nannte, der die Sclaven trenne von den Freien und den er überschreiten müsse, um in sein mütterliches Land, das Land der Freiheit zu gelangen. Es ist ebenfalls mehr als ein Irrthum, nämlich eine große Unverschämtheit — und wenn auch dies Wort bei Heine seine Bedeutung verloren hat, nun gut, so ist es ein neuer, allerliebster Witz, wenn Heine neuerdings anfängt, uns in sentimentalen Redensarten von seiner Freiheitliebe, seinem Patriotismus, seinem deutschen Heimweh zu versichern. Gerade der Heineschen Frechheit sollte nichts gefährlicher werden, als der Ernst der Freiheit; gerade für die geniale Blasirtheit, die ironische Leerheit seines Standpunktes, wäre nirgend weniger Raum gewesen, als in der Mitte eines wirklich freien, das heißt, eines sittlich erfüllten, energischen, thatkräftigen Volkslebens; nirgend würde die bodenlose Willkür

seines Egoismus sich unbehaglicher fühlen, als unter der Herrschaft jenes Gesetzes, welches die Freiheit auf den Thron erhöht. — In dem Paris, wie es durch die Julirevolution geworden, in diesem Frankreich Louis Philippes, unter dieser lügnerischen Larve, diesen frivolen Scheinbildern der Freiheit, da allerdings war Heine's Platz, da konnte er sich wohl fühlen, von da konnte er uns das Evangelium einer Freiheit predigen, an die er selbst nicht glaubt. Die wirkliche würde ihn unglücklich gemacht, sie würde ihn zerschmettert, vor Allem, sie würde ihn gelangweilt haben. — Heine selbst hat das nicht nur gefühlt, er hat es auch ausgesprochen: ausgesprochen in dem fanatischen Haß (nämlich so weit eine Natur, wie Heine, des Fanatismus, des Hasses fähig ist), mit welchem er die schwäbische Dichterschule verfolgt, eben um des sittlichen Elementes willen, welches in ihr lebt und von welchem ich Ihnen am Schluß meines neulichen Vortrages gesprochen: er hat es ferner ausgesprochen in der Art und Weise, wie er die jüngste Erhebung Deutschlands, seit dem Jahre

vierzig, diese ersten, leisen Anfänge eines wirklichen Volkslebens, aufgenommen, in dem Spott, den er über sie ausgegossen, in der Geringschätzung, mit der er sie behandelt.

Und vor Allem hat er es ausgesprochen in seinem Buch über Börne.

Niemals wohl hat die öffentliche Meinung sich gröblicher geirrt, niemals zwei, in ihrem tiefsten Grunde verschiedenere Charaktere gewaltsamer zusammengekoppelt, als indem sie, wie es lange Zeit geschah, Börne und Heine zusammen nannte, als gleiche Naturen, und auf sie hinblickte, als auf die Dioskuren der Freiheit. Es ist eine löbliche Consequenz der Heineschen Frechheit, und das Publikum ist ihm Dank dafür schuldig, daß er den Muth besessen, auch jenes Buch über Börne zu schreiben und dadurch einen langjährigen Irrthum zu vernichten. Heine will die Freiheit für sich, um des Genusses willen, Börne will sie für die Völker; Heine ist die Gironde, Börne der Berg; Heine Mephisto, der ewig Zweifelnde, Börne Faust, der ewig Ringende; in Heine bricht die Krankheit der

Zeit aus, wie in einem entsetzlichen, allgemeinen Geschwür, Börne, unter Millionen Kranken, ist der einzige Gesunde, er ist der Einzige in dieser ganzen Literaturepoche, dem die Romantik nichts anhat, der niemals vergißt, daß die Freiheit das Höchste ist — der einzige Mann unter Millionen Weibern, der einzige Bürger, der einzige Politiker, zu einer Zeit, da Niemand mehr politisch sein mochte, da es für Narrheit galt, sich um die Freiheit, um das Vaterland zu bekümmern!

Wo die Krankheit regiert, da heißt die Gesundheit Krankheit; wo ein einziger Vernünftiger unter lauter Wahnwitzigen wäre, da würden bald die Wahnwitzigen für vernünftig, der Vernünftige für närrisch gelten.

Das hat Börne reichlich erfahren. Ihn schalt man krank, ihn zerrissen, ihn Verräther, darum, weil er, der getreue Eckart des Volks, nicht aufhörte uns zu sagen, daß wir krank, zerrissen, verrathen wären; er hieß mißgestaltet, häßlich, bloß weil er nicht müde ward, uns unsere Mißgestalt zu zeigen, unser Elend uns warnend

vorzuhalten; ihn nannten wir Fanatiker, weil wir Andern so glaubensarm, ihn freiheitstoll, weil wir selbst so sclavisch nüchtern waren! — Börne ist kein Dichter, er war überhaupt keine künstlerische Natur, seine Leidenschaft war zu wahr, seine Begeisterung zu stürmisch, als daß er jenes schöne Ebenmaß, jene Harmonie der Form, welche das Wesen der Kunst ist, jemals hätte erreichen können; sein Schmerz war zu tief, als daß er hätte lächeln können — und doch ist nur der lächelnde Schmerz poetisch, doch nur die beruhigte Leidenschaft ist künstlerisch. Er war sogar von dem Einen, was Noth thut, dem Bedürfniß der Freiheit, so ganz in Anspruch genommen, er hielt die politische Entwicklung so ausschließlich im Auge, er wollte die Freiheit so sehr nur in ihrer unmittelbarsten, eigensten Gestalt, daß er — es steht nicht zu läugnen — darüber mitunter einseitig ward und in eine gewisse ästhetische Barbarei verfiel, wie sich dieselbe namentlich in seiner Beurtheilung Goethe's zeigt.

Allein so hatten wir ja auch der Poeten, der

Künstler genug, die Aesthetiker drängten sich ja auf den Gassen, die Kunst ward ja so hoch gepriesen, es gab ja so viele Goetheanbeter — warum, wie Anderen ihre Schwäche, nicht auch Börne seine Kraft zu gute halten, auch da, wo sie die heilige Grenze des Maßes, das Gesetz der Schönheit einmal überschreiten sollte?! Wir machen Goethe keinen Vorwurf daraus, daß er keine politische Natur gewesen und daß ihm der Maßstab gefehlt, die großen Thaten der Geschichte zu begreifen; erkennen wir denn auch Börne's Standpunkt, auch da, wo er einseitig ist, noch immer in seiner historischen Nothwendigkeit, seiner sittlichen Berechtigung an, zürnen wir nicht ihm, daß er nur politische Natur und daß ihm wohl öfters die Fähigkeit — und vielleicht sogar der Wille gefehlt, die Werke der Kunst, die Thaten der Schönheit zu begreifen! Wir verzeihen, daß Heine lebt, wie er lebt; verzeihen wir auch Börne, daß er gestorben, wie er starb, an gebrochenem Herzen, verzweifelnd an dem deutschen Volke, einen Fluch auf den Lippen — einen Fluch, der im Grunde doch nur Segen war, weil er nicht dem

Haß, nur der Liebe entflammte, der zürnenden, eifernden, verzweifelnden Liebe!

Darin also, daß man diese schroffe, eherne, durchaus männliche Natur Börne's mit der ewig flatternden, ewig zerfließenden, durchaus weibischen Natur Heine's zusammenbrachte, darin, wie gesagt, irrte das Publikum: wie Heine selbst irrte, indem er sich zur Freiheit berufen, sich berufen wähnte, Andere zur Freiheit zu rufen. Weit mehr das Richtige, sowohl für seine eigene Individualität, als für die Zeit, in der er entstand und in die er eigentlich gehört, die Zeit vor der Julirevolution — weit das Richtigere, dünkt mich, traf Heine in dem, was er die Wiederherstellung des Fleisches nannte.

Heine ist nicht der Sohn der Revolution! Börne war es, war mehr noch als bloß ihr Sohn, war selbst Revolutionair, wäre gern der Vater einer deutschen Revolution geworden.

Heine schildert sehr lebhaft, wie lächerlich im Grunde diese revolutionaire Begeisterung Börne's ihm vorkam, wie unbehaglich er sich

fühlte in der Nähe dieser ernsten, stoischen Natur; er verschweigt uns nicht, wie ekelhaft ihm diese schwieligen Hände der Arbeiter, diese Höhlen des Volks voll Rauch und Unsauberkeit waren, mit denen Börne in Berührung stand und in die er, vielleicht um Heine selbst zu beweisen, was er, Börne, gewiß schon lange wußte, Heinen gelegentlich einmal führte. Ein Sohn der Revolution hätte noch Unfeineres, noch minder Comfortables ertragen müssen. Börne ertrug es; Heine entsetzte sich davor, die Freiheit kam ihm mit einem Male außerordentlich unangenehm vor, nämlich seitdem er sie nicht mehr im Frack, in den Salons der liberalen Bourgeoisie, an den Tafeln liberaler Banquiers, sondern in der Blouse des Arbeiters, schwitzend, übelriechend, erblickte; er fühlte mit einem Male, daß er im Grunde seiner Seele eigentlich von jeher Royalist gewesen, deshalb, weil die Könige sehr gut, die Republikaner aber sehr schlecht essen, und weil in Freistaaten nur schlecht gesorgt ist für jenes Genie des Genusses, jenes ausgebildete, feine Talent der Sinnlichkeit, auf

welches Heine selbst, als auf einen Adelsbrief seiner höheren Natur, so stolz ist.

Denn dies ist der Punkt: Heine ist der Sohn der Restauration. Börne ist Rousseau, der entsagende, finstere, menschenfeindliche; Heine ist der Voltaire jenes neuen ancien régime, das sich über dem Abgrunde der Revolution erhoben hat, das aber auch, wir wissen es! seinem zehnten August entgegengeht. —

Zu bewundern bleibt auch hier nur wieder der Muth, die Unumwundenheit, mit welchen Heine seine Genußsucht bekennt. Sie entsinnen Sich, wie Genuß von früh an die Losung der Romantiker war. So zieht Heine auch hier die Summe, er reißt das romantische Feigenblatt ab, es ist Lucinde, aber nicht mehr in der Stille ihres Boudoirs — Lucinde auf offenem Markt, auf freier Gasse! — Wonach die ganze Zeit der Restauration innerlichst hungerte und lungerte, das sie suchte in den verschiedensten Formen, dem sie nachjagte bis über die Sterne hinaus, in pietistischen Ertödtungen des Fleisches: Genuß, Kitzel, sinnliches Behagen — Heine

zeigte sehr genau, was hinter all diesen Schwärmereien steckte, er hatte auch hier den großen Vorzug, den ein feiner Kritiker ihm sehr richtig abgemerkt — den Vorzug, ohne Phrase zu sein, er zerriß die letzten Illusionen — Wollt Ihr Genuß? hier: nackte Busen, üppige Schultern, derbe Hüften — und habt Ihr dazu noch Wein und Austern, was wollt Ihr mehr? Der Mensch bringt es doch nicht weiter:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Man hat Heine, in Erinnerung an Aristophanes, den ungezogenen Liebling der Grazien genannt — oder war er selbst der Erste, der sich so nannte? Jedenfalls hat er die Bezeichnung bestens acceptirt. Dennoch ist sie falsch. Auch Aristophanes' Cynismus, selbst wo er sich am Kolossalsten äußert, beruht noch immer auf dem Grunde einer starken, strengen, zürnenden Sittlichkeit; er ist so cynisch, weil er so keusch ist. Bei Heine ist gerade das Gegentheil der Fall:

nicht die Ungezogenheit der Grazie, er hat zum Höchsten die Grazie der Ungezogenheit — und auch sie verläßt ihn oft, weil es allerdings nicht leicht ist, sich mit Grazie im Koth zu wälzen.

Aber auch durch diese Ungezogenheit, durch dieses freche, nackte zur Schau tragen einer völlig rohen Genußsucht wurde Heine für seine Zeit von großer Wichtigkeit. Dieses Geschlecht trat so leis auf, wußte für seine Laster so schöne Namen, war zur Verbuhltheit auch noch so verlegen, daß es gar nicht schaden konnte, im Gegentheil, es war ein Fortschritt, daß die Sache hier einmal ohne Weiteres beim rechten Namen genannt und eine offene Wiederherstellung des Fleisches gepredigt ward, nachdem man an der Vernichtung des Geistes schon so lange, mit so glücklichem Erfolge gearbeitet hatte. — Das Heine'sche „Fleisch" ist die große Realität zu der großen Abstraction der Ironie, die große Schadloshaltung, welche der Weltschmerz sich selbst bewilligt: beide zusammen in ihrem Widerspruch und dennoch ihrer Vereinigung die hauptsächlichsten Factoren jener Poesie der Lüge

und der Unwahrheit, der Nichtigkeit und der Selbstverhöhnung, welche in Heine ihren unzweifelhaft klassischen Vertreter gefunden hat.

Darum auch nächst dem Weltschmerz, welcher, nachdem Heine dieses Stichwort einmal erfunden, sogleich von einem ganzen Chor weltschmerzlicher Hänflinge nachgepipt wurde, ist es besonders dies Princip der Heine'schen Genußsucht in ihrem frechsten, unumwundensten Ausdruck, in ihrem Stolz sogar auf sich selbst, was der Zeit imponirte und was, neben Bewunderern, wie Gentz, Nachahmer und Verbreiter fand, wie den Gestorbenen.

Ich beschränke mich unter den zahllosen Nachahmern Heine's auf diesen Einen, theils weil er den Beweis führt, wie weit dieses Siechthum verbreitet war, theils weil es ihm allein gelungen ist, sein Muster nicht bloß mit Virtuosität nachzuahmen, sondern auch in einigen Stücken, namentlich in dem haut gout der Blasirtheit, einem gewissen vornehmen air, welches Heine niemals erreichen konnte, das er jedoch auch, um gerecht zu sein, nur selten zu erreichen strebt,

zu übertreffen. Auch ist dies kein ganz uninteressanter Gesichtspunkt, daß die vornehme Welt erst da anfing, unter die Literatur zu gehen, seit die Literatur selbst liederlich geworden.

Ueberdies ist es noch fraglich, ob man den Fürsten Pückler überhaupt als einen direkten Nachahmer Heine's zu betrachten hat, oder ob nicht vielmehr dieselbe Krankheit nur zu denselben Krankheitserscheinungen, derselbe Sumpf zu gleicher Fäulniß geführt hat. — Auch der Fürst Pückler hatte in seiner Jugend sehr sentimental geschwärmt: wofür er sich denn im Alter sehr frivol bekehrte. Wie in Heine gewisse Elemente der alten romantischen Lyrik, so sehr er selbst sich dagegen sträubt, doch immer wiederkehren, wie er, trotz seines allermodernsten Bewußtseins und trotz der beißenden Lauge, welche er über die Wald- und Blumenlyrik, die Burgtrümmer, die Kapellen rc. der schwäbischen Dichterschule ausgießt, dennoch auf diesen mittelalterlichen Apparat der Romantik immer wieder zurückkommt, sei es auch nur, um uns selbst hinterdrein mit der Nase darauf zu drücken, daß dieser Wald

bloß bemalte Leinwand, diese Trümmer bloß Pappe, dieser Mond bloß eine bemalte Scheibe, diese keuschen Edelfräulein bloß verkleidete Damen des corps de ballet, und daß das Ganze also nur ein Spektakel ist, mit dem er sich selbst belustigt: ebenso auch der Fürst Pückler, trotz der übertriebenen Modernität, in der er sich gefällt, wird dennoch niemals eine gewisse Zärtlichkeit los für die rotten-boroughs des Mittelalters; so blasirt er ist, so fertig mit Allem, ja selbst so liberal er thut, so kann er eine gewisse Verehrung für guten, alten Adel, für feudale Vorrechte, für Ritterthum und Mittelalter niemals ganz verleugnen. Aus Heine, so sehr er selbst gegen die Romanik zu Felde liegt, schaut immer der alte Romantiker, aus dem Fürsten Pückler, so sehr er selbst den Adel verspottet, immer der alte Edelmann heraus: — und die alten Edelleute sind die wahren Romantiker von Gottes Gnaden. Auch der Fürst Pückler genoß die wahre Sonnenhöhe seines Ruhmes in den zwanziger Jahren, kurz vor deren Schluß, in richtiger Witterung der Zeit, er als Schriftsteller

auftrat. Auch er, wie Heine, hat die niederschlagende Erfahrung machen müssen, daß die Frivolität, wie genial sie auftrete, dennoch nur Beifall findet in einer Zeit, welche selbst noch frivol ist, und daß ein Volk, das sich auf den rauhen, dornigen Weg der Tugend begiebt kein Auge mehr hat für das Laster, wie geistreich es auch sei.

Während auf diese Weise, vom Pallast des Fürsten bis in die Hütte des Bürgers, vom Boudoir der Hofdame bis in das Erkerstübchen des Studenten, als Heine'sches Lied und als Pückler'sches Salongeschwätz, der Nihilismus, die Frivolität, die Negation alles Höheren und Edleren, entsittlichend, entnervend durch die Welt schritt: so wuchsen langsam, fast unbemerkt, wenigstens ungeahnt von der großen Menge, zwei Ereignisse heran, welche beide, eine jede in ihrer Art, diesem frivolen, tumultuarischen Zeitalter ein Ende machen und ein neues, ein Zeitalter des Muthes, der Hoffnung, der geistigen wie sittlichen Erhebung, ein Zeitalter vor Allem der That und der geschichtlichen Bewegungen herauf-

führen sollten: das eine, groß gezogen unter Büchern und Schriften, in der aufmerksamen Stille des Hörsaals, mit nichts bewaffnet, als dem Schwerte des Worts — das andere, plötzlich sich aufrichtend über der rasch emporgeworfenen Barrikade, genährt von Bürgerblut, das glorreiche Wahrzeichen der französischen Revolution, die Tricolore schwingend in jugendlicher Hand; das eine langsam, allmälig sich durcharbeitend, auf dem ruhigen Wege geistiger Eroberung, in mäligem Fortschritt von Licht zu Wärme, von Wärme zu Gluth, von Gluth zu Flammen übergehend, ein wahrer Sommer der Geister — das andere rasch aufflammend, wie ein Meteor, aber auch rasch vorübergehend wie dieses, ein voreiliger Frühlingstag, der die Herzen mit einem lieblichen Vorgeschmack des Sommers entzückt, aber noch keine Knospen entfalten, keine Früchte reifen kann: die Hegel'sche Philosophie — und die französische Julirevolution.

Auch hier werden Sie keinen vollständigen Abriß des Hegel'schen Systems von mir erwar-

ten; auch hier wird es genügen, die hauptsächlichsten Punkte hervorzuheben, aus denen es hervorging, sowie diejenigen, in denen es auf die Zeit im Allgemeinen einwirkte.

Idee und Wirklichkeit, Realität und Begriff, Freiheit und Nothwendigkeit — siehe da das alte Räthsel der Sphinx, um das seit Jahrtausenden, minder glücklich als Oedipus, die Menschheit sich bemühte! das Problem, das alle Philosophen, die Aufgabe, die alle Denker beschäftigt hatte seit Anbeginn der Welt und die daher auch namentlich seit der Erneuerung der Philosophie durch Kant den Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens bildete! — Auch die Romantik, wie früher angedeutet worden, ging in ihrem eigentlichen Ursprung aus diesem Dualismus und seiner vergeblich angestrebten Versöhnung hervor. — Kant selbst gebührt nur das Verdienst, gleichsam das Terrain gesäubert, das Schlachtfeld bestimmt, die Waffen geprüft — ich meine, die Gegensätze nur des Genaueren bestimmt, den Widerspruch nur des Näheren bewiesen zu haben; die Lösung selbst blieb von

ihm unversucht. Fichte, den man darum auch nicht mit Unrecht den Napoleon der deutschen Philosophie genannt, ordonnirte sie in seinem Princip der absoluten Subjectivität, ohne sie doch wirklich zu vollziehen. Schelling sprach sie aus in mystischen Prophetien, er forderte und behauptete sie, ohne sie doch jemals zu beweisen, ohne die Ahnung zum Begriff, die Anschauung zum Wissen zu erheben.

Dieses gethan zu haben, ist Hegels großes und unsterbliches Verdienst. Schon vor Columbus behaupteten die Mathematiker, daß es ein Land geben müsse jenseit des Oceans, fabelten die Seefahrer von einer andern Hemisphäre: aber erst Columbus fand den Weg dahin. Dieser Columbus der Philosophie, dieser Jason, der das goldene Vließ der selbstbewußten, freien Vernunft, der reinen, sich aus sich selbst entwickelnden Idee heimbrachte, ist Hegel. Alles Wirkliche ist vernünftig und nur das Vernünftige ist das wahrhaft Wirkliche — in diesem Satz, welchen Hegel nicht geheimnißvoll, willkürlich,

als ein bloßes Dogma, eine mystische Zauberformel hinstellte, nein, den er bewies aus der ewigen Natur des Seins, das erst im Wissen zu sich selber, zu seiner eigenen Wahrheit kommt, waren alle Zweifel gelöst, war der alte Gott der Finsterniß in den Abgrund des absoluten Begriffs hinabgestürzt und ein neuer, ewig herrschender Zeus, die Idee, die sich selbst begreift, der Mensch als denkend, auf den Thron gehoben. Aus der unklaren, mystischen Sphäre der Schelling'schen Anschauung führt Hegel uns hinüber in die ewige Tageshelle des Gedankens; was Schelling in genialen Aperçüs blitzartig hingeschleudert, das, in unerbittlicher Consequenz, in der Dialektik der Vernunft, in der ehernen Schraube der Logik, wird von Hegel bewiesen. —

Diese Strenge der Hegel'schen Methode, so viel Zurückscheuchendes sie für den ersten Anblick hat, und so viel Feinde sie sich in der That auch erworben, natürlich nur unter denen, die ihrer nicht Herr werden konnten, ist dennoch nicht hoch genug anzuschlagen. Durch sie wurde

die Philosophie wiederum, was sie durch Schelling aufgehört hatte zu sein: ein reiner, selbstbewußter Act des Denkens. Schelling hatte die Philosophie zur Kunst erhoben: durch Hegel wurde sie wieder hergestellt als Wissenschaft. Schelling hatte sie zum Monopol des Genies gemacht, zu einem Eigenthum gewisser bevorzugter Geister, zu einem Geheimdienst, einer Zauberlehre, zu deren Ausübung man unter besonderem Sterne geboren sein mußte: Hegel, hierin zum Wenigsten eine ächt demokratische Natur, riß die Schranken dieses Geheimdienstes nieder, er machte den Staat der Idee aus einem egyptischen Priesterstaat zu einer wahrhaften griechischen Republik, einer Republik, die darin noch über den hellenischen stand, daß sie keine Sklaven mehr hatte, es wären denn diejenigen, die sich selbst durch ihre Faulheit, ihre Trägheit, ihre geistige Ohnmacht zu Sklaven machen! Der Wissende dagegen ist eben durch dieses sein Wissen frei; es giebt nichts, was der Gedanke nicht beherrschen könnte: denn er ist König.

Es begreift sich leicht, mit welchem wahrhaft souveränen Bewußtsein diese Philosophie ihre Bekenner erfüllen, wie vor der gesättigten, ruhigen, klaren Sicherheit dieses Denkens alle Nebel und Schatten, alle Krisen und Krümmungen der Schelling'schen Gefühlswelt verschwinden mußten, und eine stolze, selige Gewißheit der eigenen Göttlichkeit, einer Göttlichkeit, die nicht stumm in sich hinbrütet, nein, die erst in dem Proceß der Selbstbewegung ihrer selbst gewiß wird, jeden Einzelnen erfüllte. Wie in der ernsten, harten Schule des Hegel'schen Denkens jene harten, unbeugsamen Charaktere sich gebildet haben, die wir in diesem Augenblick in den Kämpfen unseres politischen Lebens das Panier der Freiheit unerschüttert, unverbrüchlich vorantragen sehen: so aus der Göttlichkeit dieses Bewußtseins haben sie jene Siegesfreudigkeit, jenen stolzen und schönen Muth, jene Gewißheit des künftigen Sieges, des Sieges der Freiheit und der Wahrheit geschöpft, die keine Ungunst der Zeit ihnen jemals trüben noch erschüttern kann. —

Es ist wahr, daß die Hegel'sche Philosophie, in dem ersten Stadium ihrer allgemeineren Verbreitung, gerade mit dieser Seite ihres Wesens aus sich selbst herausgefallen ist; es ist wahr, daß diese Souveränetät des Denkens in einigen Fällen einen Hochmuth der Denker, diese Allgewalt der dialektischen Methode eine leere, begriffslose Scholastik erzeugt hat, die wir noch sehr gelinde beurtheilen, indem wir sie nur als althegel'sche Romantik bezeichnen. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß wenige Jahre hingereicht haben, diese Verirrung aufzudecken und die romantischen Anhängsel der Hegel'schen Philosophie als solche nach- und damit aus der Philosophie selbst hinauszuweisen. Nirgend wird das Individuum so gehoben und zugleich so gedemüthigt, als eben in der Hegel'schen Philosophie. Ueberall über dem Einzelnen steht die Totalität, ja der Einzelne ist nur, insofern er sich selbst in der Totalität begreift. Die wahre Totalität aber, die einzige, wahrhaft vernünftige Form der Wirklichkeit und daher auch die letzte Verwirklichung der Philosophie selber, ist der Staat.

Die Schelling'sche Philosophie, und mit ihr die Romantik, hatte überall aus der Wirklichkeit des Staates hinausgeführt; Hegel, in richtigem Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse, führt überall in sie hinein. Schelling und die Romantiker hatten überall die Flucht ergriffen vor der Geschichte; Hegel weist die Geschichte überall als etwas der Idee Befreundetes — ja was sag' ich? Befreundetes? als ihre eigene Entwicklung, als das Leben der Idee selbst, den ewigen Fortschritt in der Freiheit dar.

Dies ist denn die letzte, höchste Form jener alten Idee der Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert bewegt hatte und die die Welt nur scheinbar vergessen, aus Angst, weil sie ihrer nicht Herr werden konnte: die Kant zum Princip der sittlichen Welt gemacht, die Schiller als Inhalt der Schönheit, die Fichte als Begriff und Wesen überhaupt entdeckt hatte, die Freiheit wird unmittelbar Inhalt der Geschichte und somit alles Seins überhaupt.

Schelling hatte die Kunst als die höchste

Form des Geistes bezeichnet. Der Künstler der wahre Mensch! so hatte jenes gefährliche Axiom gelautet, das für die Romantiker seitdem zu solchem Sirenensange geworden, das so viel reiche Talente zerstört, so viel schöne Kräfte verweichlicht hatte. Was Schelling die Kunst, das ist für Hegel die Geschichte; was jenem das Kunstwerk, das für diesen der Staat; über dem Dichter, dem Künstler, steht bei Hegel, als der wahrhaft vollendete Mensch, der Bürger.

Schon hienach läßt der verschiedene Einfluß beider Systeme sich bemessen. War der Einfluß des Schelling'schen vornämlich ein literarischer, so mußte die Hegel'sche Philosophie mehr auf die Praxis des Lebens wirken; schlossen an Schelling hauptsächlich die Poeten, die Künstler, die Kritiker sich an, so an Hegel wächst ein Geschlecht empor, das vornämlich die Politik, die Reform des Staates zu seiner Aufgabe macht; erlangt im Verfolg der Schelling'schen Philosophie die Literatur, die Kunst das Uebergewicht des deutschen Lebens, so tritt dieselbe unter dem Einfluß des Hegel'schen Systems so-

gar einstweilen in den Schatten, sie zieht sich zurück, sie begnügt sich mit der zweiten Stelle, damit Raum zu Thaten werde und weil erst auf dem Boden einer neuen, befreiten Wirklichkeit, auf dem Grunde eines wahrhaft vernünftigen — und also auch selbständigen und also auch freien Volkslebens eine neue, freie Kunst sich entfalten kann.

Wie es sich bei dem Umfange eines solchen Werkes von selbst versteht, so war dieses neue philosophische System nicht auf einmal entstanden. Es handelte sich hier um keine einzelnen, genialen Aperçus, es waren keine poetisirenden Fragmente: sondern in strenger Gliederung, ein ganzes Gebäude, ein ganzes Organon des Geistes wurde aufgeführt. — Schelling, in den ersten, kurzen Jahren seines Auftretens, was er zu sagen wußte, hatte er gesagt; er ist, vierzig Jahre später, niemals über seinen Standpunkt von zu Anfang des Jahrhunderts hinausgekommen, nur recht bedeutend unter ihn herabgesunken.

Hegel dagegen, mit unermüdlichem Fleiß, in rastlosen Studien, hat zwei Menschenalter hindurch gerungen, sein Werk zu begründen und durchzuführen. Während Schellings Name schon längst von den Lippen zahlloser Bewunderer scholl, solcher namentlich, die ihn niemals verstanden hatten, denen sein Name nur wie eine andere romantische Pointe, ein Wahr- und Kennzeichen der romantischen Maurerschaft war, schlug Hegel noch, in der einsamen Stube des Denkers, ungerühmt, fast ungekannt, sich mit der Wucht seiner eigenen Kategorieen, mit der Gewalt des Stoffes, die ihn zu ersticken drohte, umher. Während Schelling eine zahllose Jüngerschaft zujauchzte und mit dem Lärmen ihres Beifalls das Verstummen ihres Meisters selbst künstlich verdeckte, lehrte Hegel noch in akademischer Stille vor einer kleinen Schaar von Zuhörern, die, halb noch staunend, halb schon besiegt, viel zu sehr mit sich selbst und ihrer eigenen Befreiung zu thun hatten, denen das Geheimniß dieser neuen Welt sich noch viel zu schüchtern, viel zu langsam aufschloß in den

überraschten Geistern, als daß sie viel Zeit gehabt hätten, den Ruhm ihres Meisters vor den Leuten abzusingen. Es bedurfte eines großen historischen Ereignisses, es bedurfte eines Umschwungs der Geschichte, um die Hegel'sche Philosophie hinabzuführen vom Lehrstuhl in das Leben, an dessen Gestaltung und Umgestaltung sie von nun an einen so wesentlichen, so unabweisbaren, so durch nichts mehr zu widerrufenden Antheil nehmen sollte.

Dies Ereigniß, wie schon angedeutet, war die französische Revolution vom Jahre achtzehnhundertdreißig.

Eine so eigenthümliche Wendung hat das Geschöpf der Julirevolution, Louis Philippe, dieser Revolution selbst zu geben gewußt, in so eigenthümlichem Sinne ist die Volkssouveränetät, die ihn, den Bürgerkönig, zum Thron erhoben, von ihm ausgebeutet, eine so eigenthümliche Wahrheit der Charte, die er beschwor, gegeben worden, so künstlich, so schlau hat er aus der Revolution eine zweite, schmählichere

Restauration zu machen verstanden — schon darum eine schmählichere, weil es eine zweite ist und weil das edle Blut der Julikämpfer, ähnlich wie das Blut, welches Deutschland in seinen Freiheitkriegen vergossen, zu nichts gedient, als nur einen Königsmantel neu aufzufärben und nach Gelegenheit auch einige Bischofsröcke....

So gründlich, mit Einem Worte, hat Louis Philipp das erhabene Drama der Julitage zur Farce zu machen gewußt, daß man schon um Entschuldigung zu bitten, schon sich zu verklausuliren und zu rechtfertigen hat, wenn man von der Julirevolution überhaupt noch als von einer Revolution, einer Wiederherstellung der Freiheit sprechen will.

Und doch, in dem Augenblicke wenigstens, da sie geschah, wenn auch nicht in dem Sinne derer, die sie leiteten, so doch derer wenigstens, die sie mit ihrem Blute tauften, so doch in der Aufnahme wenigstens, die sie in Europa fand, in dem Erschrecken der Fürsten, dem Zujauchzen der Völker war sie es; sie war es, wenn in

nichts weiter, so doch in der Wirkung, welche sie rings auf die Stimmung der Welt, auf die Stimmung Deutschlands und seine Entwicklung ausübte.

Halten wir nur dieses fest: nach einem funfzehnjährigen Stillstand, nachdem funfzehn Jahre hindurch die ewige Zeugungskraft der Geschichte erlahmt zu sein schien, funfzehn Jahre hindurch die Restauration sich geschmeichelt hatte mit der Ewigkeit ihres Besitzes, war die Julirevolution das erste Ereigniß wieder, das überhaupt den Namen eines Ereignisses verdiente, das erste Mal wieder, daß der Löwe Volk sich erhob und seine gewaltigen Mähnen schüttelte. Es war nicht wahr, was die Hofromantiker gesungen und gesagt, es war nicht wahr, wessen die Fürsten sich gerühmt: die Geschichte war noch nicht zum Stillstand gekommen, das tausendjährige Reich der heiligen Allianz hatte noch nicht begonnen, der Genius der Revolution war noch nicht gefesselt, das Alphorn der Freiheit hatte noch nicht seine Gewalt verloren über die Herzen der Völker, es lockte sie noch immer, es erinnerte sie

noch immer an ihre alte, ewige Heimath! Funfzehn Jahre gebaut und gekittet, funfzehn Jahre Congresse gehalten und Bündnisse gestiftet und das Netz der Polizeiherrschaft ausgebreitet über Europa, funfzehn Jahre Ketten geschmiedet, Gefängnisse bevölkert, Galgen und Scheiterhaufen errichtet — und nun? und drei kurze Tage hatten hingereicht, dieses ganze gewaltige Zwing-Uri des Absolutismus zu erschüttern? und ein dreitägiger Aufstand in Paris war hinlänglich gewesen, nicht bloß die französischen Bourbons zu verjagen, nein: ein ganzer neuer Völkerfrühling schien sich an den drei Sonnen dieser Julitage zu entzünden, überall klirrten die Ketten, zitterten die Throne, ging ein freudiges, ahnungsvolles Rauschen durch die Herzen der Völker!

Wie sich diese Bewegung in Deutschland, nach wenigen mißlungenen praktischen Versuchen, zunächst literarisch gestaltete und hier, in glücklichem Zusammentreffen mit der freieren Entwicklung der Hegel'schen Philosophie, eine neue Epoche des Nationallebens herbeiführen half,

davon, namentlich also von dem sogenannten jungen Deutschland, sowie von den übrigen hauptsächlichsten Erscheinungen unserer Literatur bis zum Jahre achtzehnhundertundvierzig, in unserer nächsten Zusammenkunft.

Siebente Vorlesung.

Das junge Deutschland.

Die Literatur der dreißiger Jahre. Allgemeiner Charakter. — Einfluß der Julirevolution. Die Julirevolution und die Hegel'sche Philosophie. — Die Literatur des Uebergangs: das junge Deutschland. Zusammenhang mit der alten Romantik; Verhältniß zu Hegel, zu Heine. Der Weltschmerz. Die Kritik; die Production. — Letzte Nachklänge der früheren Romantik: Eichendorff, Chamisso; Bettine. — Freiligrath. — Uebergang zur politischen Lyrik. Die österreichischen Dichter: Grün, Lenau, Beck.

Am Schluß meiner neulichen Vorlesung habe ich Ihnen die Einwirkung zu schildern gesucht, welche die Julirevolution weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, auf die gesammte Welt, die

politische sowohl wie literarische, freundlich wie feindlich, hier ermuthigend, dort beängstigend, überall aber Aufregung, Bewegung, Leben verbreitend, ausübte. Ich habe zu erklären gesucht, woher es kam und wie es möglich wurde, daß ein Ereigniß, welches heut zu Tage fast in Vergessenheit gerathen ist und von dem man, wenn überhaupt, so nicht anders mehr spricht, als von einem Irrthum, einer Täuschung, nichts destoweniger bei seinem ersten Auftreten als der Anfang einer neuen, glänzenden Epoche bewillkommt ward.

So auch in Deutschland. Ja so barock es auch klingt und so winzig, fast spaßhaft neben den unendlich größeren, unendlich ernsteren Ereignissen von Brüssel und Warschau auch jene kleinen Revolutionsversuche erscheinen, in denen man hie und dain Deutschland das Beispiel der Julitage nachzuäffen strebte, so wage ich es dennoch zu behaupten, daß die Julirevolution kaum anderswo kräftiger, nachhaltiger, in größerem Umfange gewirkt hat, als eben in Deutschland: nur daß, dem literarischen Charakter unserer dama-

ligen Zustände entsprechend, auch die Wirkung dieses Ereignisses bei Weitem mehr eine theoretische als praktische, mehr literarisch als politisch war.

Es wiederholt sich hier also dasselbe, was wir bereits früher, bei der Einwirkung der ersten französischen Revolution, bemerkten. Auch hier wieder ist es mehr die Literatur als die Geschichte selbst, die sich von der neuen Bewegung ergriffen zeigt; auch hier wieder müssen wir mehr die Schriftsteller als die Staatsmänner, mehr die Bücher fragen, als die Thaten. — Jene kleinen praktischen Nachahmungen der Julirevolution wurden von dem Polizeistaat ohne große Mühe unterdrückt; die widerspenstigen Kammern löste man auf, die öffentlichen Redner brachte man zum Schweigen, man stellte neue Demagogenuntersuchungen an und bevölkerte noch einmal mit der Blüthe der Jugend die Gefängnisse. — Die Literatur dagegen brachte man nicht zum Schweigen, die jungen Gedanken wuchsen fort, das Wort, welche Mühe man sich auch gab, es einzufangen, es flog dennoch wei-

ter, es entzündete dennoch die Herzen, es rief dennoch endlich zu Thaten empor! — An dem Ereigniß der Julirevolution richtet zunächst unsere Literatur sich auf. Nicht lange, so wird die Literatur die Stütze, an der auch unser Leben sich erhebt, sie giebt die Schätze wieder, welche sie empfangen: aus der Geschichte hervorgegangen, wird sie selbst die Mutter unserer Geschichte.

Dies ist die eigentliche Bedeutung unserer Literatur der dreißiger Jahre, in diesem Sinne ist es, daß sie den so oft mißdeuteten Namen einer Uebergangsperiode in der That verdient. Die Geschichte kommt in ihr zurück zu sich selbst; sie stellt den dialektischen Prozeß dar, welchen das Leben an sich selbst vollzieht, und aus dem es hervorgeht in der vollen, stolzen Kraft des Selbstbewußtseins.

Woher nun dieser Einfluß der Julirevolution auf unsere Literatur? Wir haben sie gesehen, wie sie geworden war unter den Händen der Romantik: krank, schwach, verweichlicht, sich wälzend endlich im Koth, die Angst vor ihrer

eigenen Leerheit verbergend im Taumel des Genusses — was hatte sie zu thun mit diesem Aufschwung, dieser Begeisterung, dieser Wiedereinsetzung der ewigen Begriffe der Sittlichkeit und der Freiheit, als welche die Julirevolution sich darstellte? Zwischen dieser Literatur der Knechtschaft, des Stumpfsinns, der Verzweiflung und dieser That der Freiheit, des Muthes, der Hoffnung, welche Zusammenhänge gab es, welche Berührungspunkte zwischen beiden waren möglich? Das Alter mit der Jugend, der Tod mit dem Leben, was hatten sie zu theilen?!

Nun freilich, die Literatur der Romantik empfand die Julirevolution auch sehr übel; die Wald- und Wiesendichter schrieen laut auf über dies Wetter, das so plötzlich aus heiterem Himmel über sie hereinbrach; die Bewunderer des Mittelalters waren sehr ungehalten über diese Geschwindigkeit, mit welcher man die künstlichen Burgen und Klöster der Restauration über den Haufen warf; sie affektirten eine sehr Goethe'sche Vornehmheit, unsere Deutsch-Inder, und zogen mit sehr verächtlichem Lächeln den Mantel

des Quietismus desto dichter zusammen. Auch die patriotische Romantik, die Deutschthümelei von Anno dreizehn verfehlte nicht, sich die langen Locken pathetisch zu streichen und aus der Julirevolution eine neue Nutzanwendung zu machen für ihren beliebten Satz, daß die Franzosen eine verruchte Nation, und da sähe man es ja wieder, so lange noch ein Stein auf dem andern von diesem modernen Babel an der Seine, so lange werde es auch nicht aufhören, der Herd der Empörung, die geschminkte Frau Potiphar zu sein, die den keuschen Knaben Deutschland zu verführen trachte. — Auch die Regierungen natürlich stimmten bei; sie riefen laut, um die sie sich bisher sehr wenig bekümmert hatten, die Liebe ihrer Völker zum Zeugniß an, sie appellirten an die, die sie bisher so gründlich verachtet, die öffentliche Meinung: sie möge nur laut werden, sie möge nur sagen, wie wohl man sich in Deutschland befinde und wie vergeblich alle Anstrengungen der Revolution seien, das zufriedene, das glückliche Deutschland in ihren Strudel hinabzureißen.

Allein schon war die öffentliche Meinung nicht mehr in die Hände der Regierungen gegeben; schon neben der Literatur der Romantik war der Grund zu einer neuen, einer Literatur der Aufklärung gelegt; schon neben der Souveränität des Polizeistaates, ja in seltsamer Verkennung gepflegt von ihr, hatte eine andere, die wahre, die einzig mögliche, die Souveränität des Geistes sich erhoben: — die Hegel'sche Philosophie!

Sie erinnern Sich aus meinem neulichen Vortrage der langsamen, allmäligen Entwicklung, in welcher die Hegel'sche Philosophie emporgewachsen und wie sie es war, in welcher die erhabenen Ideen der Aufklärung ihre Wiederauferstehung, damit aber auch zugleich die Irrthümer der Romantik ihre Widerlegung, ihre Berichtigung fanden. In der Hegel'schen Philosophie lag der Keim der Zukunft, weil der Gedanke der Freiheit in ihr lag; von ihr daher auch ward die Julirevolution, diese That der Freiheit, zuerst verstanden, sie war es, welche das Samenkorn dieses Ereignisses hinübertrug

in unsere Literatur und seine Entwicklung für unser Leben vorbereitete.

Was der älteren Aufklärung, was der Philosophie Kants und Fichte's die erste, das war der Hegel'schen Philosophie diese zweite französische Revolution: ihr praktischer Commentar, ihre geschichtliche Parallele, ihr **argumentum ad hominem.**

Der Geist der Geschichte ist ein allgemeiner: und darum auch ihr Dienst, auch ihre Arbeit. Alle Völker nehmen Theil an dem großen Drama der Freiheit, ihre Rollen greifen in einander, ihre Thaten ergänzen sich.

Was das französische Volk in den drei Julitagen, dasselbe Werk der Befreiung hatte der deutsche Geist in der Hegel'schen Philosophie vollbracht. Die Julirevolution stürzte die Restauration, dieses Lieblingskind der Romantik, Hegel die Romantik selbst; die Hegel'sche Philosophie nöthigte den Geist aus der romantischen Abstraction in das bewegte, erfüllte Dasein der Geschichte — und ebenso durch die Julirevolution aus der romantischen Vertiefung der Litera-

tur und Kunst wurden wir zur Praxis des Lebens, zur Politik zurückberufen. Hegel bringt die Idee zur Herrschaft, als die einzig wahre Totalität — die Julirevolution die Totalität des Volkes, als den einzig wahren Staat. Das Resultat der Hegel'schen Philosophie ist die Freiheit — das Resultat der Julirevolution sollte sie wenigstens sein.

Denn auch darin ergänzen sich die Arbeiten der Völker: die Freiheit der Julirevolution, als eine bloß empirische, bewußtlos errungene, konnte mit leichter Mühe um sich selbst betrogen werden; aus der Freiheit der Philosophie, als einer bewußten, geistigen, mit unwiderstehlicher Gewalt, erwächst die Freiheit unseres politischen Lebens. Darum wie im Jahre dreißig wir in die praktische Schule der Franzosen gegangen, so jetzt sehen wir sie in unsre philosophische gehen; wir bilden uns an ihrer Praxis, sie sich an unserer Theorie; wir lernen von ihnen handeln, sie von uns die Handlungen begreifen: — ein Völkermarkt, ein Tauschhandel der Nationen, bei dem es nur eine Waare giebt und einen Werth! — die Freiheit!

Indem nun solchergestalt die Julirevolution und die Hegel'sche Philosophie sich gegenseitig ergänzten, so war es auch ganz natürlich, daß von beiden zusammen jene Umwandlung der Literatur ausging, von der ich am Eingang dieses Vortrages gesprochen und deren Resultat nichts Geringeres sein sollte, als eine Umwandlung unseres Lebens. Die Julirevolution und die Hegel'sche Philosophie sind die beiden großen Factoren jener Literatur des Uebergangs, die sich in den dreißiger Jahren bei uns entwickelt; sie sind die Aeltern, die geistigen Erzeuger jenes jugendlich verwegenen Geschlechtes, welches die Brücke schlug von der Romantik zur neuen Zeit — oder wo es die Lücke nicht füllen konnte, da, wenn auch aus minder großherzigen Motiven, als einst jenen Römer geleitet, weniger aus Aufopferung als aus Schwäche, stürzte es sich selbst hinein.

Es ist die charakteristische Eigenschaft der modernen Literaturen, sich aus der Kritik zu entwickeln; der Geist hat seine paradiesische Unschuld, die Naivetät verloren, er wird, was

er wird, erst durch die Entzweiung der Reflexion.

Darum in der Geschichte der modernen Literaturen einer jeden neuen literarischen Epoche, einem neuen Ansatz der Dichtung sehen wir ein Geschlecht reflectirender Geister, eine Generation von Kritikern vorangehen, die der kommenden Production erst die Wege zeigen, indem sie die Unzulänglichkeit der bisherigen erweisen. — So vor Goethe geht Lessing, so vor den revolutionären Poeten der Sturm- und Drangepoche die revolutionäre Kritik Gerstenbergs, der Frankfurter Anzeigen rc. einher; so wird die productive Romantik eingeleitet durch die kritische die Tieck, Brentano, Arnim durch die Schlegel; so der Poesie der Gegenwart geht die Kritik des jungen Deutschland voraus.

Es ist das Schicksal dieser vermittelnden Generationen und nur dadurch gelingt es ihnen selbst, Vermittler zu werden, daß sie nur halb erst in der neuen, halb noch in der alten Epoche stecken: zwiespältige Wesen, schwankend zwischen zwei Zeitaltern — und daher sehr gewöhnlich

aufgegeben und verläugnet von beiden. — Die Schlegel steckten noch halb in der klassischen Epoche Goethe's und Schillers, von der sie ausgegangen — und das war ihre Stärke; das junge Deutschland steckte noch halb in der Romantik — und das war seine Schwäche.

Die Absicht des jungen Deutschland war ohne Zweifel die beste. Es hatte die Aufgabe der Zeit richtig begriffen, es war nicht umsonst bei Hegel in die Schule gegangen, hatte nicht umsonst das Ereigniß der Julitage belebt. Wie sich in der Hegel'schen Philosophie Idee und Wirklichkeit versöhnt hatten, so suchten sie das Leben mit der Literatur, die Literatur mit dem Leben zu vermitteln. Die Literatur verließ im jungen Deutschland ihre romantische Selbstgenügsamkeit; sie hörte auf, Selbstzweck zu sein, sie wollte den großen bewegenden Mächten des Lebens, der Geschichte, der Politik, der praktischen Entwicklung des Völkerlebens sich dienend anschließen.

Und wie hierin die Consequenzen der Philosophie, so andrerseits suchte es auch die Consequenzen der Julirevolution zu ziehen und ihre Resultate

(— wohlverstanden immer: was damals ihre Resultate zu sein schienen —) nach Deutschland zu übertragen. — Auch für die Angehörigen des jungen Deutschlands ist Freiheit das Losungswort; auch sie fühlen, daß die Zeit der bevorzugten Individualitäten vorüber ist und daß nur der Totalität des Volkes die wahre Souveränetät gebührt; auch sie sind revolutionär.

Aber, Kinder einer romantischen Zeit, aufgewachsen unter ihrem Einfluß, angesteckt von ihrem Siechthum, entbehren sie der Kraft, die richtig verstandene Aufgabe auch richtig durchzuführen. Es fehlt ihnen die Begeisterung, der Glaube, die sittliche Haltung; sie sind persönlich kleiner als ihr Princip — darum wird das Princip in ihnen selbst ein kleines und verwerfliches. Die Freiheit wird zur Willkür, die philosophische Schule, die politische Partei zur literarischen Coterie, zur journalistischen Clique. Es sind die Louis Philippe's unserer literarischen Revolution: unter dem Titel des Bürgerkönigs, des Volksfreundes, ist es nur die eigene Persönlichkeit, das eigene vergängliche Ich, welchem sie schmeicheln.

Und darum auch weder in der Philosophie noch in der Politik haben sie Farbe gehalten. Sowohl von der Philosophie sind sie abgefallen wie von der Freiheit — oder vielmehr sie sind nicht abgefallen, da sie beiden ja niemals in Wahrheit angehangen, immer nur mit beiden gespielt: sie haben das Spiel aufgegeben, da es anfing, persönlich unbequem zu werden. Dieselben Leute, die kurz zuvor noch mit dem Ruhm deutscher Revolutionärs geprunkt — kaum daß die Regierungen sie beim Worte nehmen, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als durch Eingaben und Memoires und ausführliche Proteste ihre gänzliche politische Unverfänglichkeit zu beweisen. Jener Ehrenname des jungen Deutschland, nach dem sie noch kurz zuvor so begierig gewesen — es genügt, daß er eingetragen wird in die Proscriptionslisten der Polizei: und schon will Niemand mehr sich zum jungen Deutschland bekennen, schon behauptet Jeder von sich, er wenigstens gehöre nicht dazu, oder wenn er jemals dazu gehört, wohlan, so sei das eine alte verjährte Geschichte und er sei jetzt ein

völlig guter Mann geworden. Kaum hört die Freiheit auf, ein Privilegium zu sein, kaum fängt das politische Interesse an überzugehen in die Massen, so finden sie die Freiheit mit Einem Mal sehr unästhetisch, so klagen sie lebhaft über diesen politischen Rigorismus der Zeit, der gar keine reine Kunst, keine reine Schönheit mehr aufkommen lasse, so thun sie vornehm und heucheln Verachtung einer Volksgunst, die sie nur immer erstrebt, niemals besessen.

Das junge Deutschland ist der letzte Ausläufer der Genieperiode. Wie ehemals die Stürmer und Dränger, wie zu Ende des Jahrhunderts die romantische Genossenschaft des Athenäums 2c., so traten auch sie gewaltsam, lärmend ein in die Literatur, so begannen auch sie damit, die Vergangenheit über Bord zu werfen und die Forderung einer neuen Literatur, einer neuen Dichtung aufzustellen. — Bei der außerordentlichen Erschlaffung, in welche unsere Literatur im Verlauf der zwanziger Jahre gerathen war, bei der Zahmheit, der Phrasendreherei, der hohlen Ableierung des altroman=

tischen Kunstkatechismus, zu welcher die Kritik herabgesunken, war auch in dieser Turbulenz, mit welcher das junge Deutschland auftrat, dieser Rücksichtslosigkeit seiner Kritik, dieser Impietät, diesem Terrorismus, mit dem es der ganzen früheren Literatur das Leben absprach, dieser studentischen Keckheit, mit der es sich selbst als das wahre A und O in den Mittelpunkt der Bewegung stellte — es war, sage ich, auch hierin ein Fortschritt, es diente auch dies zu einem Heilmittel, einem Zugpflaster gleichsam, welches der Schwäche der Zeit aufgelegt ward. — Aber über diese Anregung hinaus sind sie auch nicht gekommen; die Frucht, deren Süßigkeit man die herbe Knospe verzeiht, ist ausgeblieben. Sie haben nur den Beweis geführt, daß eine Erneuerung der Literatur nöthig; sie selbst, als dieselbe wirklich hereinbrach, waren sie bereits alt und müde und wandten ihr mißmuthig den Rücken.

Das durchaus Unvereinbare, das nie zu Versöhnende glaubte das junge Deutschland in sich vereinigen zu können: die Willkür des ro-

mantischen Subjects und die Strenge der Philosophie, Hegel und Heine.

Ich habe in meinem neulichen Vortrage die beiden Hauptelemente der Heine'schen Dichtweise, die beiden Punkte, von denen aus er seine Zeit besonders beherrschte, weil er sie in ihnen so besonders klar darstellte, des Näheren charakterisirt: die Genußsucht und den Weltschmerz. Beide kehren in dem jungen Deutschland wieder. Es war sehr löblich von diesen jungen Schriftstellern, daß sie den Staat verbessern und die Gesellschaft reformiren wollten: allein ein sehr unglücklicher Einfall war es, diese Reform unter den Einfluß der Heine'schen Emancipation des Fleisches zu stellen. Wenn man diese vortrefflichen Redensarten von einer neuen Zeit und einer neuen Gesellschaft anhört, wenn man hört, wie laut sie die Freiheit fordern, und sieht dann, wo sie mit ihrer Verwirklichung beginnen, von wo aus sie diese Reform der Gesellschaft einleiten wollen: mit der Aufhebung der Ehe, mit Einführung der freien Liebe, mit dieser ganzen kläglichen Wiederholung

der Schlegel-Heine'schen Liederlichkeit — dann allerdings begreift man, warum diese Bewegung so rasch verpuffte, man begreift dann, woher es gekommen, daß diese Männer der Freiheit seitdem so legitim geworden! Selbst die alle subjective Willkür hätte vernichten, alle Schlacken des Individuums ausbrennen müssen, die Strenge der Philosophie, der Ernst der Hegel'schen Methode wird für sie nur ein Mittel, ihrer persönlichen Eitelkeit zu schmeicheln, nur eine neue Art des Selbstgenusses. Dem jungen Deutschland gebührt das Verdienst, die Formen der Hegel'schen Philosophie zuerst verallgemeinert und sie in die sogenannte schöne Literatur eingeführt zu haben. Allein auch hier über diese Formen sind sie nicht hinausgekommen; auch diese Sprache der Philosophie dient ihnen nur zum Aufputz, sie ist nur eine Schminke, mit der sie sich Ansehen geben vor den Leuten: wie die Mode allgemein geworden ist, da legen sie dieselbe ab, mit den philosophischen Phrasen vergessen sie die Philosophie.

Ich habe vorhin den Heine'schen Weltschmerz

genannt; auch er kehrt im jungen Deutschland wieder und zwar in einer eigenthümlichen Ausbildung, als Literaturschmerz. Wie schlechte Philosophen sie auch waren, dies hatten sie von Hegel doch behalten, daß es mit der romantischen Alleinherrschaft der Literatur, der Kunst vorüber, daß nicht mehr die Dichtung, sondern das Leben das Höchste sei, daß über dem Dichter, dem Schriftsteller, der Mensch, der Bürger stehe.

Und nun fühlten sie selbst sich doch so sehr als bloße Literaten, sie fühlten sich selbst so sehr arm an dem Muth, der Begeisterung, der sittlichen Ausdauer, welche dazu gehört, das Leben zu bewältigen und groß zu werden nicht bloß durch Bücher, sondern auch durch Thaten! Dieser Widerspruch, mit ihrer ganzen Thätigkeit, ihrem ganzen Vermögen in eine Sphäre gebannt zu sein, von der doch ihre eigene bessere Ansicht ihnen sagen mußte, daß sie keine absolute mehr sei, diese Unmöglichkeit, dieselben Erfolge zu erringen, welche ehemals von Schriftstellern errungen wurden, dieselben Kränze zu erwerben, mit denen das Publikum ehemals seine Dichter krönte,

dieses Gefühl der Niederlage noch vor dem Kampf, diese eigene Verzweiflung an der eigenen Kraft — das und nichts Anderes ist die eigentliche Quelle, der wahre Ursprung dieser Verstimmungen, an denen das junge Deutschland krankt, das der Grund dieser krankhaften Thätigkeit, mit der es sich in alle Fächer der Literatur wirft, Alles versucht, überall anklopft, überall nachsucht, ob nicht irgendwo noch ein vergessener Lorber zu holen, das die Grundlage jener literarischen Coterien, jener Lobverbrüderungen, zu denen es Anfangs zusammentrat, das aber auch ebenso die Ursache jenes kleinlichen Neides, jener unwürdigen Feindschaften, jener Anklagen und Beschuldigungen, mit denen es bald darauf wechselsweise, Einer den Andern, befehdete, das endlich der Grund dieser bedauernswerthen Herablassung, mit der die thätigsten Mitglieder dieser Richtung sogar nicht verschmähen, die Erfolge einer Frau Birch=Pfeiffer zu theilen: es sind doch immer Erfolge, es ist doch immer ein Beifall — und der Erfolg, man sagt es uns ja, ist das Gottesgericht!

Und dann rührt der Literaturschmerz auch guten Theils daher, daß man selbst sehr wohl fühlte, wie schwer es der Kritik fällt, produktiv zu werden. Anfangs hatte man sich um den Ruf der Produktivität wenig Sorge gemacht; man erklärte schlechthin die Kritik für das Höchste. Wer so geistreiche Recensionen, so witzige Kritiken schreiben konnte, was brauchte der noch zu sorgen um Gedichte und Romane und Dramen? Man fühlte sich als Oberzinsherr der Literatur, man war stolz darauf, der allgemeine Wardein zu sein, der das Metall abwog und seinen Stempel auf die Münzen setzte. Als man indessen gewahr werden mußte, daß die Kritik beim Publikum nicht ganz den Effekt machte, nicht ganz die Sensation hervorbrachte, die man sich davon versprochen, da man sah, daß daraus, daß man ohne Aufhören von einer neuen Literatur sprach, noch keineswegs eine neue Literatur wurde — nun gut, so entschloß man sich kurz und wurde selbst produktiv.

Das junge Deutschland ist darin nicht glücklich gewesen; es kann in der produktiven Lite-

ratur, in der Poesie, der Kunst, keine größere Stelle in Anspruch nehmen, als seine Vorgänger, die Kritiker der ältern Romantik, die Schlegel, ja nicht einmal diese, weil ihm, wie die ausgebreiteten historischen Kenntnisse, so auch die Formvollendung und der feine Geschmack der Schlegel fehlt.

Auf diese Produkte im Einzelnen mich einzulassen, verzichte ich, wie es auch nicht in meinem Plane liegt, diese allgemeine historische Darstellung des jungen Deutschland durch eine persönliche Charakteristik seiner einzelnen Angehörigen zu vervollständigen. Wie jede Entwicklung im Gebiet des geistigen Lebens, so wird auch das junge Deutschland viel mehr durch die Ideen als durch die Personen vertreten; es genügt füglich, jene zu kritisiren, und kann man sehr wohl diese aus dem Spiele lassen. Auch, wie gesagt, möchte es heutzutage einigermaßen schwer halten, die Personen aufzufinden, die sich selbst noch zum jungen Deutschland bekennen möchten; es ist eine Abstraction, eine bloße begriffliche Bestimmung geworden und will daher auch als solche behandelt sein.

Was speciell die poetischen Leistungen dieser Schriftsteller angeht, so begnüge ich mich, darauf hinzuweisen, wie auch hier ihr gewöhnliches Schicksal, das Schicksal ihrer halben, zwiespältigen Stellung, sie ereilt: nämlich etwas ganz Anderes zu leisten, als sie selbst beabsichtigt, und ihre Worte Lügen zu strafen durch ihre Thaten. Sie hatten eine neue sociale Poesie verkündigt — und siehe da, was sie zu Markte brachten, war die alte Tieck'sche Salonpoesie, übertragen aus den Salons der alten in die Kaffehäuser, die Estaminets, die Klubbs der neuen Romantik, nur ohne Tieck's Geist, und noch mehr ohne Tieck's künstlerisches Talent; sie wollten ein neues sociales Drama gründen — und siehe da, das Beifallklatschen der Gallerie belehrt uns, daß sie glücklich wieder angelangt sind bei Iffland, Kotzebue und der schon genannten berühmten Verfasserin des Hinko!

Aber haben wir nur wirklich Grund, sie deshalb anzuklagen? Dieser Mangel an produktivem Talent, diese Unzulänglichkeit der zeugenden Kraft, dieses vergebliche Bemühen, über die

Kritik, die Reflexion, hinauszukommen — statt ihnen zum Vorwurf zu werden, statt uns mit Mißmuth gegen ihre persönlichen Leistungen zu erfüllen, soll es uns nicht vielmehr zum Beweise dienen, wie sehr bei aller vermeintlichen Willkür, doch auch das junge Deutschland unter dem Zwange der Geschichte stand? Soll es uns nicht vielmehr Achtung abnöthigen vor seiner geschichtlichen Bedeutung und vor der Energie, der Klarheit, mit welchen der allgemeine Zustand der Zeit in diesen Einzelnen zur Erscheinung kommt? Wie hier in der Entwicklung des jungen Deutschland, so sollte ja überhaupt jetzt die Poesie zurücktreten für einige Zeit in dem Leben unseres Volkes, so sollte ja überhaupt die Kritik, die Reflexion die Oberhand gewinnen für einige Zeit; wie die Schriftsteller des jungen Deutschland, so sollte die Zeit selbst jetzt die romantische Unmittelbarkeit verlieren und durch die Negation der Kritik, durch die Kaltwasserkur der Reflexion hindurchgehen zur stolzen, fröhlichen Gesundheit der That. Nicht ist Alles Einem gegeben; wir haben kein

Recht, von den Individuen als solchen eine Entwicklungsfähigkeit zu verlangen, welche in letzter Instanz nur der Gesammtheit selbst zukommt. Der Literarhistoriker hat sich befriedigt zu erklären und seine Achtung auszusprechen, wo es einer literarischen Richtung, einem schriftstellerischen Talent auch nur gelingt, auch nur einen einzelnen Standpunkt der Zeit, nur ein einzelnes Moment der Entwicklung energisch zu fixiren: und er spricht seine Achtung aus, indem er diesen Zusammenhang aufdeckt und nachweist.

Das junge Deutschland in seinen großen Entwürfen, seinem kleinen Vollbringen, seinem raschen Aufflackern, rascheren Zusammensinken, ist die nothwendige literarische Parallele zu unsern politischen Bewegungen aus dem Anfange der dreißiger Jahre: abstract, voreilig, der nationalen Grundlage entbehrend, wie sie. Nicht die Siebenpfeiffer'sche Republik kam zu Stande und die Literatur des jungen Deutschland auch nicht; nicht der abstracte, französirende Liberalismus aus den Jahren zwei und dreiunddreißig hat

das Vaterland, noch das frivole, heinisirende Freiheitgelüste des jungen Deutschland hat die Literatur wiederhergestellt; weder das Hambacher Fest war eine politische, noch die Wally eine künstlerische That.

Vorläufer jedoch sind sie beide gewesen, mitgewirkt für die Entwicklung unserer Freiheit haben beide: und darum auch das Anerkenntniß dieser ihrer historischen Bedeutung, ihre geschichtliche Ehre soll beiden nicht entstehen.

Aber darum auch nicht derjenige thut dem jungen Deutschland Unrecht, der es in dieser seiner bloß vorbereitenden Bedeutung, in diesem Fluch seiner zwitterhaften Natur, als einer bloßen Uebergangsepoche, begreift und darstellt: sich selbst hat es Unrecht gethan, daß es sich nicht gleichfalls darin begriff, daß es mehr zu sein behauptete, als es wirklich war, daß es mehr zu sein versprach, mehr von sich selbst forderte, sich selbst Größeres abnöthigen wollte. Woher es denn auch kommt, daß von den einzelnen Vertretern dieser Richtung gerade die bescheidensten, zurückhaltendsten, diejenigen, die das Gebiet der blo-

ßen Kritik am Wenigsten verließen, bei Weitem den wohlgefälligsten Eindruck machen und [illegible] die meiste Achtung abnöthigen; die Herren Kühne und Wienbarg in ihrem freiwilligen Verstummen stehen bei Weitem achtbarer, weit bedeutender da, haben viel mehr Anspruch auf literarische Würdigung, als die Herren Gutzkow und Laube in ihrer erfolglosen Vielgeschäftigkeit und dem lauten, künstlichen Lärm, den sie selbst um sich verbreiten.

Dasselbe Schauspiel nun, wie wir es hier so eben am jungen Deutschland nachgewiesen, bietet auch die übrige Literatur der dreißiger Jahre. Auch in ihr ein wesentliches Vorwalten der Kritik, auch in ihr der Widerspruch zwischen neuem Most und alten Schläuchen, auch in ihr, statt der frischen Farbe der Gesundheit, schwindsüchtige Röthe auf kranken, blassen Wangen! Wie das literarische Talent des jungen Deutschland sich am Glücklichsten, am Erfolgreichsten entfaltete in seiner journalistischen Thätigkeit, wie sie sämmtlich weit bessere (wenn auch noch keine guten, noch nicht die richtigen, weil ihrer

Presse die Partei, ihrer Polemik die Gesinnung, [illegible]hlte). . . wie die Jungdeutschen, sage ich, du[illegible]chnittlich weit bessere Journalisten waren als Po[illegible]n: so auch in der übrigen Literatur überwucherte [illegible]r Journalismus die eigentliche künstlerische Thätig[illegible]it, so auch hier war es fast der Journalismus alle[illegible] der das Publikum mit der Literatur vermittelte un[illegible]hr das Interesse, die Aufmerksamkeit, die Neugier de[illegible]Menge erhielt. —

Vergebens gegen diese strenge Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung suchte die Romantik sich zu retten; vergebens, den Thatsachen gegenüber, schloß sie gleichsam absichtlich die Augen und suchte zu ignoriren, was sie schon nicht mehr hindern konnte. Sie hatte den Glauben an sich selbst verloren, sie fühlte, daß ihre Zeit vorüber war. Selbst so reiche, glückliche Talente, wie Eichendorff, dieser (wie man ihn passend genannt hat) letzte Ritter der Romantik, selbst so tiefe, edle, energische Geister, wie Chamisso, vermochten sich diesem schmerzlichen Bewußtsein nicht zu entziehen; auch über sie liegen die Schauer des nahen Todes gebrei-

tet, auch sie (um den Gervinus'schen Ausdruck zu wiederholen) in tausenderlei Weisen variiren nur die eine, traurige Melodie von der schweren Noth der Zeit, auch ihre Lyrik, wie wohllautend, wie edel gehalten, ist nur die letzte, die Todtenklage der scheidenden Romantik. — Es gehörte eben die Naivetät eines Kindes, die Unmittelbarkeit einer weiblichen Natur dazu, um die Strahlen dieser verlöschenden Sonne noch einmal, unbekümmert um ihren nahen Untergang, in ihrer vollen Herrlichkeit abzuspiegeln; es mußte ein Kind, ein Weib sein, ein Wesen, dessen Bestimmung das Vergessen der rauhen Wirklichkeit ist, in dem die Romantik, dicht vor ihrem Rückzug aus der Literatur, noch einmal eine letzte, herrlichste Blüthe trieb. Die Briefe eines Kindes, dieses letzte, glänzende Auflodern der alten Romantik, sind das prasselnde, knatternde Feuerwerk, mit welchem die Romantik ihr üppiges Fest beschließt. Aber sie sind auch zugleich der Scheiterhaufen, in welchem sie sich selbst verzehrt, die Feuersäule, die emporschlägt über ihrer Leiche.

Und um das zu vollbringen, dazu, wie gesagt, gehörte die Unbekümmertheit einer kindlichen, einer weiblichen Natur; männliche Talente, auch wo sie dieselbe Naivetät anstrebten, vermochten sich dennoch nicht in dieser Reinheit zu erhalten, sie konnten die Zeit nicht so ganz vergessen, sie konnten nicht mehr so ursprünglich, so gesund, so natürlich sein, auch da, wo sie es wollten.

Das zeigt nicht nur, den ich vorhin erwähnte, der melancholische Schatten, der ausgebreitet liegt über Eichendorff und Chamisso: das zeigt sich auch in dem seltsamen Widerspruch, zu welchem die Fülle und Kraft einer ursprünglichen, frischen Natur, der Reichthum, die Farbenpracht einer gesunden poetischen Sinnlichkeit, sich vereinigt mit der Blässe des jungdeutschen Literaturschmerzes in Freiligrath.

Von den zahllosen Dichtern, welche auch in den dreißiger Jahren noch auftauchten, war Freiligrath der erste und lange Zeit der einzige, dem es gelang, eine gewisse Sensation zu erregen und, ohne Journalist, ohne Literat, ohne

mehr als bloß Dichter, bloß Lyriker zu sein, dennoch die lebhafte Theilnahme des Publikums zu erwerben.

Ein Blick auf die Natur seines Talentes, sowie auf die Beschaffenheit seiner frühesten Gedichte erklärt diese Erscheinung hinlänglich. Freiligraths Talent ist ein wesentlich descriptives, seine Kraft ist die Kraft seiner sinnlichen Anschauung, die Lebhaftigkeit seines Colorits, die Gewalt seiner Schilderungen; was der übrigen Lyrik, der Lyrik der Romantiker, längst abhanden gekommen war: Farbe, Lebhaftigkeit, Neuheit des Stoffes, überhaupt nur stoffliche Grundlage, das fand sich in den Freiligrath'schen Gedichten aufs Glücklichste vereinigt. Ja es schadete auch hier wiederum gar nichts, wenn auch hierin für den Augenblick des Guten auch einmal zuviel geschah, die Farbe, statt sie künstlich zu verarbeiten, auch einmal etwas zu dick aufgetragen, der Farbentopf etwas hastig umgestoßen ward. Die Lyrik der Romantiker war zuletzt so abstract, so ganz innerlich geworden, daß man gar nicht unzufrieden war, in Freiligrath auch einmal etwas

zu viel Aeußerlichkeit zu finden; man war der deutschen Waldeinsamkeit, der engen, gothischen Zellen so überdrüssig, daß man mit Vergnügen dem Rauschen dieser Palmen zuhörte, mit Vergnügen diesen Staub der weiten, freien Wüste aufwirbeln sah; man war der heimischen Nüchternheit so überdrüssig, daß man sich wohl fühlte in der abenteuerlichen Welt der Fremde, bloß weil sie abenteuerlich, weil sie Fremde war. — Die Freiligrath'schen Gedichte dieser seiner ersten und ursprünglichsten Epoche bilden den letzten Ausläufer jener deutsch-morgenländischen Kunst, von der ich Ihnen in einem meiner früheren Vorträge gesprochen. Nachdem man so lange unter der schwülen Sonne des indischen Himmels geweilt, ging man jetzt auch unter den flammenden, brennenden Himmel Arabiens; nachdem man so lange nur Derwische und Mönche, anbetende Fakirs gesehen, wurde man jetzt auch den kriegerischen Sohn der Wüste, den Emir auf schnaubendem Streitroß, mit klirrendem Köcher, wehendem Helmbusch, gewahr; nachdem man so lange immer nur die friedliche,

innerliche Seite des morgenländischen Lebens gewahrt, ging jetzt vor den überraschten Blicken auch seine Energie, seine Wildheit, seine kolossale Phantastik auf. — Und damit natürlich war denn der frühere Zauberbann gelöst.

Aber wie seltsam nun: eben dieses frische, saftige Talent krankt am Weltschmerz! dieser Poet, der der Poesie die langentwöhnten Herzen des Publikums zurückgewinnt, lebt in Zwiespalt mit seiner eigenen Muse! dieser Künstler, dieser Maler, dem so brennende Farben zu Gebote stehen, dessen rascher, kecker Pinsel ihm den Beifall der Menge, die Bewunderung aller Kenner erwirbt, ruft nicht ein entzücktes, siegesstolzes: anch'io sono pittore: nein, umgekehrt, er beklagt sich, daß er ein Maler ist! er zürnt mit der Natur, die ihm dieses köstliche Talent verliehen! er nennt die Poesie einen Fluch, er schilt den keuschen Weihekuß der Muse, der seine Stirn verklärt, einen Kainsstempel, ein Brandmal der Lieder! — Wer möchte nicht auch hierin wieder die allgemeine Krankheit der Zeit erkennen, wer möchte sich nicht auch hieraus über-

zeugen, wie weit im Grunde das Jungdeutschthum ging, wie tief es begründet war in der Zeit, da selbst ein Dichter, wie Freiligrath, sich ihm nicht entziehen konnte? — Nicht die Gunst der Muse war es, was ihm zum Brandmal ward, nicht die Poesie war der Fluch, der ihn quälte: dies, daß er sich so krank fühlte, daß er den Segen aufnahm als Fluch, daß er in dem heiligen, rettenden Schleier der Kunst nicht die Rettung, vielmehr er sah in ihr das Nessushemde, das ihn vergiftete, dies eben war seine Krankheit, dies sein Fluch: der Fluch der Zeit, die sich unglücklich fühlte, weil sie nicht den Muth, die Kraft besaß, glücklich zu werden!

Freiligrath ist es noch vergönnt gewesen, diesen Irrthum einzusehen und ihn zu überwinden an sich selbst; es ist ihm vergönnt gewesen, durch eine vielleicht etwas gewaltsame, vielleicht etwas übereilte, aber doch eine rettende, eine heilende Kur diese jungdeutsche Hypochondrie aus sich zu entfernen und sich gesund und froh zu baden in der bewegten Strömung der Geschichte.

Nicht Allen aus dieser Zeit ward es so gut, nicht einmal allen Poeten, nicht denen einmal, welche schon vor Freiligrath diesen Uebergang in das öffentliche Leben, diese Anknüpfung der Poesie an die Wirksamkeit der Geschichte versuchten. Jene Gruppe bedeutender, talentvoller Dichter, die im Lauf der dreißiger Jahre aus Oesterreich auftauchten und auf deren Erwähnung ich mich zum Schluß dieses Vortrages beschränke, weil es ihnen allein gelang, den poetischen Lorbeer Freiligraths zu theilen und eine ähnliche Theilnahme des Publikums zu erzielen, wie er — auch diese Gruppe von Poeten, in denen die politische Lyrik der vierziger Jahre sich zuerst verkündigte, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Karl Beck, sind aus der trüben Region des Weltschmerzes, den unklaren Nebeln der jungdeutschen Verstimmung nicht allein hervorgegangen, sondern zumeist auch stecken geblieben in ihnen. Nur Einem von ihnen (bis jetzt wenigstens) gelang es, nur Einer nach titanischen Kämpfen erhob sein Haupt in den heitern Aether des aufgeklärten, in sich selbst befriedig-

ten geschichtlichen Bewußtseins, Lenau — und ihn schlug der Neid der Götter mit Wahnsinn! Die Zeit wollte eben ihr Opfer haben, es sollte Niemand gestattet sein, reiner, klarer, glücklicher zu leben, als sie es erlaubte, es sollte Niemand vergönnt sein, aus vollem Herzen der Schönheit zu dienen, ehe nicht auch der Dienst der Freiheit erst ein allgemeiner geworden; Niemand sollte poetisch gesund sein, ehe die Zeit nicht politisch genesen.

Und also wieder war es zuerst die Zeit, die sich erneuen, es war die Geschichte, die in Fluß gerathen, es war die Nation, das Volk selbst, das sich erheben, das lebendiger, freier, thätiger werden mußte, ehe die langverheißene Erneuerung der Literatur wirklich eintreten konnte.

Hiezu, wenn nicht alle Zeichen trügen, hat das Jahr achtzehnhundertvierzig den Anfang gemacht.

Achte Vorlesung.

Die neueste Zeit.

Das Jahr achtzehnhundertundvierzig, sein Charakter und seine Wirkung. Hoffnungen und Aussichten; Unterschied von der Epoche der Julirevolution. — Demokratischer Charakter der neuesten Literatur: die Hallischen oder Deutschen Jahrbücher; Arnold Ruge. Die Generation der Jahrbücher und das junge Deutschland; Anfang einer neuen Epoche. — Die politische Lyrik. — Künftige Entwicklung derselben zu einer volksthümlich historischen Dichtung: Immermanns Oberhof; Dorfgeschichten von Auerbach. — Die neuesten dramatischen Versuche. — Schluß.

Erst einer künftigen Generation, welche, auf der Höhe ihrer Zeit stehend, herabschaut auf die unsere und, rückwärts gewandt, in Gedanken

noch einmal den Weg durchmißt, den die Entwicklung bis zu dem gegenwärtigen Punkte zurückgelegt — einer Generation, welche die Ziele, nach denen wir jetzt noch ringen in mühsamen Versuchen, fruchtlosen Anstrengungen, die uns vorschweben, beängstigend, neckend, in Bildern und Träumen, dereinst wirklich erreicht haben und der alsdann aus diesem gesättigten, in sich versöhnten Bewußtsein auch jene volle, schöne Ruhe des Urtheils, jene wahrhafte historische Unparteilichkeit erwachsen wird, deren wir, in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblickes, noch entbehren und sogar auch entbehren müssen — erst den Geschichtschreibern einer solchen künftigen Generation wird es erlaubt und möglich sein, das Jahr achtzehnhundertundvierzig nach seiner wahren Bedeutung zu würdigen und den Platz zu bezeichnen, der ihm in der Entwicklung des deutschen Volkes und weiterhin also der Menschheit gebührt; sie erst werden zu entscheiden haben, ob die Freiheit auch jetzt nur gewetterleuchtet hat — oder ob dieser purpurfarbige Streif, der vor unsern Augen den Horizont verklärt,

wirklich endlich das Morgenroth eines neuen Tages, der Anbruch einer längst verheißenen, längst gehofften — und darum bald nicht mehr geglaubten glücklichern Epoche gewesen ist. — Nicht über die Fürsten bloß, auch über die Völker hält die Zeit ihr Todtengericht. Auch über uns wird sie es halten! Auch wir, die Größten wie die Kleinsten, Berühmte wie Unberühmte, sind ihrem Urtheil verfallen! Sie wird entscheiden, ob der große Schwabe Deutschland wirklich klug geworden mit diesem vielgerühmten Jahre vierzig; sie wird die Probe machen, ob die Hoffnungen, die Entschließungen, die wir von diesem Jahre her datiren, wirklich ächt gewesen. Und nur diejenigen sind ächt, die sich in Thaten bestätigen: wie nur diejenigen Völker die Freiheit verdienen, welche sie sich selbst zu erringen wissen.

Immerhin indessen schon jetzt und auch wir selber, ohne die Bedeutung dieses Zeitabschnittes zu überschätzen, dürfen uns eingestehen, daß es, ob nun zum Guten oder zum Bösen, zum Fortschritt oder zum Rückschritt (und Rückschritt ist

im Leben der Völker schon überall da, wo nur der Fortschritt nicht auch als solcher gewollt wird und gewußt) ....

Auch wir, sage ich, unter allen Umständen, dürfen schon jetzt vor uns selber eingestehen, daß das Jahr vierzig allerdings ein kritisches gewesen und daß jene seltsame Spannung der Gemüther, jene eigenthümliche Aufregung der Geister, jene geheimnißvollen Prophezeiungen, Erwartungen und Ahnungen, mit denen dasselbe überall in Deutschland, hauptsächlich aber bei uns in Norddeutschland, empfangen ward, nicht ganz, nicht völlig gelogen haben.

Zwar wer die Bedeutung einer Zeit nur nach einzelnen großartigen Ereignissen abmessen wollte, wer kein anderes Kennzeichen geschichtlicher Wichtigkeit hätte, es seien denn Schlachten und Kriege, gegründete und zerstörte Reiche, siegreiche und überwundene Völker, der freilich würde zu diesem Ernst, mit welchem wir hier des Jahres vierzig gedenken, nicht anders als die Achseln zucken können.

Denn in der That zeigt es nichts von diesem

Allen; es ist, verglichen mit jenen anderen Wendepunkten unserer Geschichte, welche wir früher erwähnten, der Revolutionsepoche, der Zeit der Befreiungskriege, ja selbst nur mit dem Jahre dreißig, ein höchst unscheinbares, ja trotz des Schalttages nur ein ganz „gemeines" Jahr.

Allein wenn im Leben der Natur die Anmuth des Frühlings, der Reichthum des Herbstes unsere Sinne entzückt, wenn wir bewundernd dastehen vor der Majestät des Gewitters oder vor der friedlichen Pracht des Regenbogens — wer dennoch, im Anblick dieser theils gewaltigen, theils lieblichen Scenen, wäre ungerecht genug, das Wohlthätige, das Unentbehrliche des heißen, stillen Sommertages zu verkennen: des Sommertages, wo keine Nachtigallen mehr jubeln, keine Blüthen mehr ihren Duft verstreuen, wohl aber, in unscheinbarer Stille, unter dem sengenden Strahl der Sonne, farb- und schmucklos, sich die Knospe zur Frucht entfaltet?!

Ein solches unscheinbares und doch unentbehrliches, doch unermeßliches Verdienst möchten wir auch für das Jahr vierzig in Anspruch nehmen; es

ist der gleichmäßige, einförmige Sommertag, der die prächtige, aber nur allzufrüh verwelkte Blüthe des Jahres dreißig reifen wird — überall da, wo ihr Keim noch frisch, ihr Same gesund geblieben ist!

Oder mit deutlichern Worten: die Bewegung, die in den dreißiger Jahren nur noch eine sehr vereinzelte, sehr theilweise war, eine Knospe gleichsam, die nur hie und da erst aus blätterlosem Zweige hervorbrach, ist seit dem Jahre vierzig eine allgemeine geworden; die Freiheit — oder damit wir in keinem Worte übertreiben: das Freiheitsbedürfniß, das Bedürfniß eines erweiterten, selbstthätigen Volkslebens, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer allgemeinen, durchgreifenden Reform unserer öffentlichen Zustände, die bis zum Jahre vierzig erst nur in wenig einzelnen Köpfen loderte und hier nicht selten wunderlich thörichte Träume erzeugte, ist seitdem, als ein allgemeines, volksthümliches Bewußtsein, mit sommerlich nährender Wärme, übergegangen in die Massen.

Freilich wohl hat unser Leben (und mit ihm

die Literatur) in Folge dieses Umschwunges an äußerlicher Beweglichkeit eingebüßt, wie ja auch der Sommer dem Mai nachsteht an Lieblichkeit und Reiz; es hat verloren an einzelnen glänzenden Erscheinungen, die ganze Entwicklung ist einförmiger, gleichmäßiger, fast trivial geworden.

Allein weder in der Natur noch in der Geschichte kommt es auf die Blüthen an, wie prächtig ihr Aussehn: sondern allein auf die Früchte.

Und darum auch diese pikante, diese geistreich blendende Färbung der dreißiger Jahre, wer in Ernst möchte sie beklagen, wenn wir dafür nur der Frucht alles politischen Lebens, der Selbstständigkeit und Freiheit des volksthümlichen Daseins, uns genähert, wenn wir nur gewonnen haben an Umfang, an Tiefe, an innerer Reife der Bewegung?! — Es ist wahr, wir entwerfen keine Luftschlösser mehr von deutschen Republiken (womit ich natürlicher Weise nicht gesagt haben will, als ob die Republik überhaupt ein Luftschloß wäre oder als ob nicht auch für Deutschland dereinst eine Zeit kommen werde,

wo diese einzig vernünftige Form des Staates auch für uns die einzig wirkliche sein wird: nur daß die deutsche Republik sich über Nacht improvisiren läßt oder daß wir davon Republikaner werden, daß wir, wie in der Sturm- und Drangepoche der dreißiger Jahre, schwarzrothgoldene Mützen aufsetzen und Aemter und Würden der künftigen Republik durch freundschaftliche Uebereinkunft zum Voraus unter uns vertheilen, das allerdings bezweifle ich): aber sehr lebhaft beschäftigen wir uns mit dem Ausbau unseres vorhandenen Staatslebens und seiner allmäligen Verbesserung. Wir feiern keine Hambacher Feste mehr, wir exaltiren uns nicht mehr am Beispiel der Fremden, wir wollen die Freiheit nicht mehr fix und fertig entwerfen, fabrikmäßig, durch die Chablone der Franzosen: wohl aber in öffentlichen, gesetzmäßigen Versammlungen, in Vereinen und Körperschaften treten wir zusammen, das Wohl des Staates und unser eigenes in freiem Austausch der Meinungen zu erwägen und für das erkannte Uebel das Heilmittel aufzufinden; wir suchen Heil bei uns selbst und

wollen keine andere Freiheit, als aus der Entwicklung unserer Kraft. Wir haben endlich keine Demagogen mehr, seitdem die Nation selbst anfängt demokratischer zu fühlen; wir haben kein Jungdeutschland mehr — aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, in dem gemeinsamen Trieb, der das ganze Volk ergriffen hat, Deutschland selbst wird jung!

Dies also der Unterschied beider Epochen, dies die Bedeutung unserer gegenwärtigen Zeit. — Es soll überhaupt keine Privilegien mehr geben: und darum auch die Freiheit soll aufhören, nur als solches zu gelten. Alle Willkür soll abgeschafft werden: und darum auch die Willkür des genialen Subjects, die Vornehmheit des Besserwissens, der Uebermuth des abstracten literarischen Talentes, dieser eigentlichste Nachlaß unserer romantischen Epoche, soll sein Ende finden. Ja wohl ist es eine nivellirende Zeit, in der wir leben: und nicht bloß die Unterschiede der Gesellschaft, den Zwiespalt der Stände, auch die geistigen Unterschiede, auch die Kluft der Bildung will sie ausfüllen und niederreißen: nur

daß dieser neue Boden, der uns Alle gleichmäßig vereinigen soll, der ewig sichere, ewig gemeinsame Boden der Freiheit, nur daß es nicht, wie bei den Propheten des Jungdeutschthums, der Koth ist, in welchem wir uns zusammenfinden: vielmehr es ist die Wahrheit, die Sittlichkeit, das Recht, das gleiche Beieinander-Wohnen gleich berechtigter, gleich freier Bürger!

Das Talent ist exclusiv, die Gesinnung ist ein Allgemeines; Talent ist edelmännisch, Gesinnung ist bürgerlich. Die dreißiger Jahre hatten nur das Talent der Freiheit gehabt, unsere gegenwärtige Zeit hat die Gesinnung, den Charakter der Freiheit — oder wo sie ihn noch nicht hat, so weiß und fühlt sie doch bereits, daß sie ihn haben sollte und daß alle anderen Güter werthlos sind, ja daß sie überhaupt keine Güter erwarten und besitzen kann, so lange sie dies eine, dies höchste Kleinod freier, männlicher Gesinnung entbehrt.

Behüte der Himmel, daß ich damit behaupten wollte, als ob es unserer Zeit überhaupt an hervorragenden Persönlichkeiten, an ausge-

zeichneten Talenten, künstlerischen wie praktischen, mangelte oder, wo etwa das in Frage gestellt bleiben möchte, als ob es ihr daran mangeln sollte, mangeln müßte! Aber was ich bereits am Schluß meines vorletzten Vortrages, bei Erwähnung der schwäbischen Dichterschule, andeutete: die Persönlichkeit, auch die ausgezeichnetste, die glänzendste, soll ruhen auf dem Grunde des Volkslebens, seine Spitze, sein Gipfel, wie der Berg ruht auf der Ebene, wie die Ebene selbst emporsteigt im Berg! aber das Talent soll ruhen auf der Gesinnung, es soll nicht sein wollen ohne sie: die künstlerisch veredelte, die zur Schönheit verklärte Gesinnung! — Es liegt weniger daran, daß ein Volk, eine Zeit sich schmückt mit einer Masse vorzüglicher und glänzender Talente, als daß diejenigen, welche nun einmal da sind, gleichviel ob groß oder klein, in genauestem Einverständniß, in lebendigstem Zusammenhange stehen mit der Gesammtheit ihrer Nation, wie ihrer Zeit und in diesem Zusammenhange sowohl von sich selbst, wie von Anderen lebendig begriffen werden. — Heine, in dem so

eben erschienenen Atta Troll, hat die bloße Gesinnung ohne künstlerisches Talent, wo sie dennoch in die Kunst hineinpfuschen will, sehr witzig mit dem Ungeschick eines Tanzbären verglichen, welcher tanzen will und nicht kann:

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust . . .

Dieser Vergleich, wie das ganze Gedicht, ist außerordentlich witzig; im Uebrigen jedoch bedurfte es ohne Zweifel gerade eines Geistes wie des Heine'schen, um, wie es in diesem Gedichte geschieht, von der ganzen Bewegung unserer Gegenwart, diesem ganzen Ringen und Streben der Nation, einzig diese Seite des bärenhaften Ungeschicks gewahr zu werden. Inzwischen wenn es wahr ist und wenn Gesinnung ohne Talent ein bloßer Bär — nun gut: da ist Talent ohne Gesinnung ja wohl ein Affe? ein sehr possirlicher, Capriolen schneidender Affe, der uns mitunter recht sehr belustigt, im Uebrigen aber doch nur immer ein Affe bleibt: und wenn er auch aufs Theater geht und rettet Kinder und spielt den Edelmüthigen und ahmt die Mienen der Em-

pfindung, der Großmuth, der Aufopferung nach — doch immer bloß Jocko.

Damit wir es also in einem bestimmten Ausdruck zusammenfassen: das Jahr vierzig und die gegenwärtige Bewegung ist die erweiterte, auf den Boden des Volkslebens zurückgeführte und eben dadurch zu ihrer Wahrheit gebrachte Anregung der dreißiger Jahre. Was damals von außen her zu uns übertragen ward, ein fremder Tropfen in unserm Blut, ein fremdartiges, gährendes Element, das jetzt, im stillen Wachsthum der Zeit, ist unter uns selbst, aus der Tiefe unsers eigenen Lebens, emporgewachsen; was damals jählings, blitzartig an unserm Himmel dahinfuhr, das hat sich jetzt verklärt zu einer freundlich leuchtenden Sonne, einem hellen, klaren Sommertage, der nicht bloß glänzt und schimmert, nein, der auch erwärmt und nährt und dessen Macht sich verkündet in heranreifenden Saaten.

Demzufolge hat auch die Stellung der Literatur, sowohl an sich selbst wie im Verhältniß zur Nation, eine wesentliche Aenderung erlitten.

In den dreißiger Jahren wollte bloß die Literatur sich mit dem Leben vermitteln: jetzt, freiwillig, in gleichem Austausch, vermittelt sich auch das Leben mit der Literatur; nicht mehr die Schriftsteller meinen die Nation erziehen zu können, sondern schon die Nation fängt an sich ihre Schriftsteller zu erziehen; die Dichter haben die Anmaßung aufgegeben, als ob die Literatur das Leben mache, vielmehr sie wissen, daß umgekehrt die Literatur hervorgeht aus dem Leben und daß daher auch in der Dichtung keine neuen Lorbeeren zu erringen sind, so lange der Nation im Ganzen die Palme der That verweigert bleibt. — Die Literatur der dreißiger Jahre war abstract, in allgemeinen Principien sich bewegend; die gegenwärtige dagegen strebt concret zu werden, sie geht den Dingen resolut zu Leibe, sie läßt sich ein auf die Wirklichkeit der Geschichte, sie wendet sich an die Massen, sie setzt die Nation an die Stelle des Publikums. — In den dreißiger Jahren hatte die Literatur Tendenz; jetzt hat oder wenigstens sie sucht, sie fordert Charakter: und selbst die Tendenz, die

romantisch willkürliche, wo sie noch übrig ist, findet es für nöthig, wenigstens die Maske des Charakters anzunehmen. — Die dreißiger Jahre hatten Cliquen und Coterien, gegründet auf literarisch persönliche Neigungen und Abneigungen, Freundschaften und Feindschaften, Dienstbarkeiten und Widersetzlichkeiten; unsere jetzige Literatur ordnet sich in Parteien, und zwar in derselben Weise und genau in dieselben Parteien, in welchen allmälig die Verworrenheit unsers öffentlichen Lebens sich auseinander zu legen beginnt. —

Indem solchergestalt mit dem Jahre vierzig die Entwicklung des deutschen Geistes, von der Willkür romantischer Traditionen mehr und mehr befreit, zu sich selbst und ihrer eigenen Wahrheit, ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit zurückzukehren begann: so war es eine weitere nothwendige Folge dieser Rückkehr, daß auch die Philosophie, als die reinste, wahrste Form des Geistes, wiederum an die Spitze der Bewegung trat. Die dreißiger Jahre hatten sich begnügen mögen theils mit Scholastikern, die sich selbst kein höheres

Ziel setzten, als die erlernte Formel getreulich als Formel weiter zu geben, und denen es daher auch selbst niemals in den Sinn gekommen, eine Wirkung über die Grenzen des Hörsaals hinaus zu versuchen, theils auch mit belletristischen und Tagesscribenten, welche von der Philosophie weder etwas Anderes besaßen, als nur die äußerliche Cultur, den Firniß gewisser angelernter Redensarten und Stichworte, noch auch selbst etwas Anderes von ihr begehrten. Jetzt dagegen, mit der ernsteren Zeit, den würdigeren Zwecken, indem die Philosophie sich aufs Neue thatkräftig, Leben zeugend, an die Spitze der Bewegung stellen sollte, so mußte sie nothwendig auch die ihr gemäße ernste und würdige Form, die Form wissenschaftlicher Darstellung, wieder annehmen; sie mußte, ablegend sowohl die gelehrte Gleichgiltigkeit der Scholastiker, als die geistreiche Oberflächlichkeit dilettirender Belletristen, in souverainem Selbstgefühl, der eigenen Kraft vertrauend, noch einmal sich fühlen und zeigen, als das was sie ist: die Mutter und Meisterin aller Dinge.

Es gehört, wie ich im Obigen ausführlich darzustellen versucht habe, zu den charakteristischen Eigenschaften unserer neuesten Zeit, die einzelnen ausgezeichneten Talente früherer Epochen zu ersetzen (nämlich so weit das möglich ist) durch ein allmäliges gleichmäßiges Fortschreiten der Massen; das Licht, das früher grell auf einzelne Punkte fiel, andere in Dämmerung und Dunkelheit lassend, fängt an, sich gleichmäßig, in wohlthuend gemeinsamer Tageshelle, zu verbreiten.

Auch in der jüngsten Entwicklung unserer Literatur werden wir etwas Aehnliches gewahr. Auch hier geht die Wirkung schon weit weniger von einzelnen Schriftstellern aus, als von schriftstellerischen Gruppen, von literarischen Parteien und Richtungen im Ganzen; auch hier begegnen wir weniger einzelnen ausgezeichneten Stimmführern, als vielmehr einem Chorus, einem Aufgebot (so zu sagen) übereinstimmender, zusammenwirkender, durch ihr Zusammenwirken einflußreicher, ja unwiderstehlicher Kräfte. — Das Princip der freien Association, der freien, auf gleiche Ueberzeugung, gleiche Zwecke gegründeten Ge-

meinschaft, das für die Praxis unseres gewerblichen und staatlichen Lebens von so bedeutenden Folgen, der wahre Hebel einer neuen Zeit, zu werden verspricht, hat auch bereits auf dem Gebiet der Literatur seine gewaltige und glückliche Wirkung bewährt.

Zwar das ist zuzugeben: für den Glanz einer Literatur, für den schriftstellerischen Ruhm eines Zeitalters ist unter solchen Umständen schlecht gesorgt; so wenig viele versammelte Lichter eine Sonne, so wenig geben viele untergeordnete und mittelmäßige Talente ein Genie. Aber wenn es nun fürs Erste auf diesen Glanz überhaupt nicht mehr ankäme? Aber wenn der demokratische Genius unsers Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Capital des Geistes, statt wie bisher bei wenig einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig unter Alle vertheilt wird?— Nicht das Land ist reich, wo es wenig einzelne Familien von außerordentlichem Reichthum giebt: sondern wo, in gleichmäßigem Wohlstand, ein Jeder besitzt, wessen er bedarf.

Romantischer, wer will es leugnen? war die Erde gewiß, da sie, in erstem, ungestümem Zeugungstrieb, noch Mammuths hervorbrachte, einzelne gigantische Ungeheuer, Felsen gleich hervorragend aus zwerghafter Umgebung — aber nicht wahr? wir wohnen doch alle lieber in unserer dermaligen prosaischen Natur, wo die zeugende Kraft sich zu schönem Gleichmaße gemildert hat und Riesen und Ungeheuer nur noch im Märchen existiren? Vielleicht, ja gewiß, daß dereinst, wenn der Same der jetzigen Bildung erst gleichmäßig unter die gesammte Nation, die gesammte Menschheit vertheilt sein wird, ein neuer Trieb emporschießt und neue weltbewegende Genien uns mit sich fortreißen werden in neue, höhere Bahnen. Einstweilen, in bürgerlicher Gleichheit, wandle Jeder, genügsamen Muthes, seinen Weg: so wird Alle zuletzt dasselbe Ziel vereinigen.

Doch daß wir unsern Gegenstand nicht völlig aus dem Auge verlieren: ich sprach davon, wie sich gegen das Jahr vierzig hin die Philosophie aufs Neue unmittelbar an die Spitze der Be-

wegung stellte, und wie aus diesem tiefsten Borne geistiger Erkenntniß das gesammte Volksleben sich erfrischte und verjüngte. Auch dieser wichtige, in seinen Folgen wahrhaft unermeßliche Fortschritt ist nicht durch einzelne ausgezeichnete Denker, einzelne scharfsinnige und glückliche Systeme vermittelt worden — wozu auch hätte es deren noch bedurft? da das Princip ja ein für allemal von Hegel aufgestellt war und es sich nur noch darum handelte, es nach allen Seiten hin mit voller Schärfe anzuwenden. Vielmehr auch diese Aufgabe wurde von einem freien Verein gleichgesinnter, durch ihre Gesinnung unabhängiger und einflußreicher Männer übernommen: Männer, welche sich aufs Tiefste durchdrungen fühlten von der Wahrheit ihres wissenschaftlichen Princips, bei denen die geistige Einsicht zur sittlichen Macht, die Philosophie zur Religion geworden war, und die daher auch nicht das geringste Bedenken dabei fanden, zu Gunsten dieses ihres Princips, das ist des freien Geistes und seiner ewig ungehinderten Entwicklung, die ganze bisherige Welt

über den Haufen zu stürzen. Sie errathen, wen ich meine: die sogenannten Junghegelianer und ihre Vereinigung in den Hallischen oder, wie sie später hießen, Deutschen Jahrbüchern.

Das Verdienst der Hallischen Jahrbücher, um es in Kürze zu bezeichnen, ist ein doppeltes: erstens, daß sie die Philosophie gleichmäßig von dem Schulstaub handwerksmäßiger Gelehrsamkeit, wie von dem losen Flitter der Belletristik gereinigt und in ihrer ursprünglichen Würde wiederhergestellt — und zweitens sodann, daß sie dieselbe aus der Abstraction des Systems hinübergeführt haben in eine lebendige, wirkliche Welt, die Welt des Staates und des bürgerlichen Lebens. Gegründet und geführt ausschließlich im Geiste einer freien und lebendigen Wissenschaft, unberührt von persönlichen Zwecken und Leidenschaften, haben sie in alle Gebiete des Wissens sowohl, wie namentlich auch der Praxis die Aufklärung philosophischer Erkenntniß verbreitet; sie haben, in wenigen Jahren aufwachsend von einem kritischen Journal, einer literarischen Zei-

tung, zu einer öffentlichen Macht, einer Macht, gegen welche die Gewalt sich endlich nicht anders glaubte retten zu können, als indem sie ihren brutalen Charakter auch an ihr bewährte: und auch dies, wir sind es gewiß! ist nicht Rettung, nur Aufschub des Untergangs gewesen....

Aufwachsend, sage ich, in kürzester Frist von kleinem literarischem Anfang zu bedeutendem praktischem Einfluß, haben die Jahrbücher aufs Neue den Beweis geliefert, daß die Philosophie allerdings die Welt bewegt und daß jede andere Gewalt ohnmächtig ist gegen die Energie einer geistigen, einer sittlichen Ueberzeugung. Eine Lehre, schätzbar für alle Zeiten und unter allen Verhältnissen; von doppeltem Werth jedoch für eine Epoche, wie die letztvergangene, wo ein gewaltiger, aber hohler, weil bewußtloser Aufschwung eine ebenso gewaltige Abspannung erzeugt hatte, ja wo die wichtigsten Fragen der Menschheit unter den Händen eines blasirten, verdrossenen, eitlen Geschlechtes schon wieder in Gefahr waren, zu einem bloßen Redeschmuck, einer bloßen stylistischen Staffage verarbeitet zu

werden! — Die Jahrbücher, eben weil ihnen keine persönliche Tendenz, keine ausgesprochene literarische Absicht zu Grunde lag, sondern weil sie allein der Philosophie, das ist der Selbstbewegung des Geistes, und ihrer historischen Verwirklichung dienten, so waren sie auch im Stande, diese Entwicklung in jede neue Phase zu begleiten und dem Fortschritt des wissenschaftlichen Bewußtseins, wie er rasch von Stufe zu Stufe stieg und hier die theologischen, dort die ästhetischen und endlich die politischen Vorurtheile zerbrach, sich dienstbar, ein immer bereites Werkzeug, anzuschließen. Es ist dies recht eigentlich, was die Jahrbücher von andern ähnlichen Unternehmungen unterscheidet und was ihnen auch künftighin, wenn die Kämpfe unserer Tage nur noch ein antiquarisches Interesse haben werden, die theilnehmende Betrachtung des Geschichtsforschers sichert: die unerschöpfliche Entwicklungsfähigkeit, die Gewandtheit, die Sicherheit, mit der sie sich jedes neuesten geistigen Standpunktes zu bemeistern, seine Consequenzen zu ziehen, seine Resultate zu verallgemeinern wußten. Da-

her auch dieser frische, schöne Hauch der Jugendlichkeit, dieser kecke, stolze Muth, diese unerschütterliche (weil auf das Princip gegründete) Siegsgewißheit, welche die Jahrbücher erfüllte und durch die sie sich auf eine überaus wohlthätige Weise von der sentimentalen Kopfhängerei, dem verdrossenen Nörgeln und Zanken der übrigen gleichzeitigen Literatur unterschieden. —

Zwar es ist wahr, und da es kein Panegyrikus sein soll, sondern eine historische Darstellung, was ich Ihnen vortrage, so darf es auch hier nicht verschwiegen bleiben, daß man hie und da, besonders gegen den Schluß des Unternehmens hin, wo die wachsende Unsicherheit der äußern Existenz, die gehäuften Schwierigkeiten und Verbote auch das innere Gleichgewicht einigermaßen erschüttert zu haben scheinen, die Entwicklungsfähigkeit der Jahrbücher sogar etwas weniger groß, die Uebergänge vom neuen zum neuesten Standpunkt etwas weniger gewaltsam, weniger eilig, mehr Sprung als Fortschritt, wünschen möchte: wie es denn wohl auch kaum etwas geschadet haben würde, hätten

sie des Vorrechts der Jugend, schnell fertig zu sein mit dem Wort und über die Fehler die Verdienste der Vorgänger zu vergessen, sich hie und da etwas mäßiger bedient.

Doch sind dies nur sehr vereinzelte und, gegen die Verdienste des Ganzen gerechnet, sehr unerhebliche Ausstellungen: und können dieselben weder den Jahrbüchern selbst ihre große geschichtliche Bedeutung rauben, noch auch die Bewunderung vermindern, welche die Energie, die Thätigkeit und der wahrhaft geniale Takt Arnold Ruge's, als ihres vorzüglichsten Herausgebers, selbst dem Widerstrebenden abnöthigt. Denn wenn die Jahrbücher auch allerdings die gemeinsame Arbeit eines ganzen, jugendlich heranwachsenden Geschlechtes gewesen sind, in einem solchen Umfange, daß es in diesem Augenblicke kaum einen Schriftsteller in Deutschland giebt, der nicht mittelbar oder unmittelbar, leistend oder empfangend, zustimmend oder bekämpfend, Antheil an ihnen genommen und einen wesentlichen Theil seiner Bildung aus ihnen, an ihnen empfangen hätte: so ist es doch Ruge's Ver-

dienst, die auseinanderstrebenden Kräfte zusammengehalten, feindliche bekämpft, theilnehmende gewonnen und so der gesammten Zeit ein ermunterndes Beispiel geistiger Thatkraft gegeben zu haben, und das Alles mit einer Ausdauer, einer Beweglichkeit, einem Muth, wie er überall nur selten, am Seltensten aber in Deutschland gefunden wird. —

Besonders merkwürdig mußte sich nun hienach das Verhältniß der Jahrbücher und des jungen Geschlechtes, welches sich an sie anschloß, zu jener Literatur der dreißiger Jahre gestalten, dem vorzugsweise sogenannten jungen Deutschland. Es ist zwischen beiden mehr Verwandtschaft, als man gewöhnlich geneigt ist, anzunehmen, und namentlich als die Betheiligten von beiden Seiten zugeben möchten. Ja wie nach meiner obigen Darstellung das Jahr vierzig die Verklärung des Jahres dreißig im Allgemeinen, so insbesondere in den Hallischen Jahrbüchern und der durch sie bestimmten neuesten Literatur, hat die wahre Verklärung, die Vergeistigung, Versittlichung des jungen Deutschland stattgefunden. —

Das junge Deutschland glaubte die Philosophie zu popularisiren, indem es die Formen derselben willkürlich aufhob; die Jahrbücher erhielten die wissenschaftliche Form, indem sie nur die Resultate zu verallgemeinern suchten. Jene gingen von wenig einzelnen Doctrinen aus, hielten abstracter Weise fest an erlernten Grundsätzen — und da es nicht alsobald gelang, die Welt nach diesem Schema zu modeln, so geriethen sie in Verzweiflung oder legten die Hände müßig in den Schooß; diese dagegen, die Jahrbücher, machten die Forderung freier Entwicklung, die sie an Andere stellten, auch gegen sich selber geltend. Was bei Jenen oppositionelles Gelüste, ein frivoles, neckendes Hintappen, halb Ernst, halb Spaß, das ist bei der Generation der Jahrbücher zur bewußten und ausgesprochenen Opposition geworden; der Scandal, dieser Lieblingsgott des jungen Deutschland, diese vornehmste Reminiscenz der Schlegelschen Romantik, hat sich zur ernsten, anständigen Oeffentlichkeit verklärt. — Die Journalistik der dreißiger Jahre, egoistisch, launenhaft wie ihre Urheber, zersplitterte sich in einer

Unzahl kleiner, verschiedenartiger Versuche, von denen gewöhnlich der letzte damit anfing, den vorletzten zu vernichten, so daß es ihnen zuletzt erging, wie den beiden Wölfen in der Fabel, die sich wechselsweise auffraßen bis auf die Schwänze; die Jahrbücher hielten fest, in compacter Masse, zusammen, sie bildeten, mitten in einer Zeit der Auflösung und der Zersplitterung, einen Mittelpunkt, den auch selbst die Unterdrückung des Blattes nicht hat auflösen können. Jene, die jungdeutsche Journalistik, war vorzugsweise belletristisch, die Jahrbücher haben nie nach einem andern, als nur dem Ruhm der Wissenschaft getrachtet; jene machten Clique, diese, auch hier in richtigem Verständniß der Zeit, schufen Parteien. Jene haben die Schärfe ihrer Kritik hauptsächlich gegen die Mitstrebenden, den jungen Anwuchs der Literatur gekehrt; diese erprobten die Kraft an den falschen Richtungen der Vergangenheit, aus deren Erkenntniß die Gegenwart die Kenntniß und den Muth des Richtigen schöpfen sollte. Jene (wie sie sich selbst noch kürzlich mit großem Nachdruck rühm-

ten) haben mehr als Eine Größe geschaffen, mehr als Einen Messias der Literatur verkündigt, mehr als Einen Poeten unter Trompetenschall gekrönt, mit dem Vorbehalt natürlich, ihre Messiasse zu kreuzigen, ihre Könige abzusetzen, sobald sie ihnen nicht mehr behagten — und das war meistentheils sehr bald der Fall; diese, die Jahrbücher, haben allerdings keinen Poeten gemacht, keinen Dichter geschaffen: aber sie haben Ideen ausgestreut, sie haben Gesinnungen ausgebreitet, an denen auch Dichter, auch Poeten sich entwickelten.

Und nun die Folge hievon? Sie sieht sich sehr unerfreulich an, und war doch die natürlichste, die nothwendigste von der Welt. Nichts pflegt den Menschen empfindlicher zu treffen, als von Andern erreicht zu sehen, was er selbst durch seine eigene Schuld verfehlt hat; es ist, als ob man sich frei machte von dem Gefühl der Reue, indem man das Verlorene, wenn man es jetzt in andern Händen erblickt, geringschätzt und wohl gar verachtet. Das geschieht nicht bloß im materiellen Besitz, sondern eben

so sehr, ja fast noch mehr bei geistigen Gütern. —

In diesem Sinne fühlte auch das junge Deutschland von Anno dreißig sich von dem jungen Deutschland von Anno vierzig gedrückt. Es war ihr ideales Theil, das sie verscherzt, ihre bessere Seite, die sie verloren, es war die Wahrheit ihres eigenen Wesens, zu der sie selbst nicht durchgedrungen; entweder sich anschließen und auf die besondere Existenz verzichten, oder aber diese behaupten, dagegen die Grundsätze, in deren Namen man ehemals selbst ins Feld gegangen, jetzt, da sie von anderer Seite her ausgesprochen wurden, verleugnen, die Sonne, weil sie Andern schien, nicht mehr hell, die Wahrheit, weil sie von Andern verkündet ward, nicht mehr Wahrheit finden — ein Drittes war nicht vorhanden.

Das junge Deutschland wählte das Letztere. Statt sich der neuen Bewegung anzuschließen, machte es Opposition gegen dieselbe; die Philosophie, mit deren Stichworten man sich bisher so behaglich aufgeputzt hatte, war mit einem

Male unverständlich, geschmacklos geworden, die Freiheit, als deren Jünger man sich so lange gerühmt, erschien mit einem Male unduldsam, unästhetisch, barbarisch. — Ob und welches Heil dem jungen Deutschland aus dieser Absonderung erwuchs oder vielleicht künftig erwachsen wird, dies zu entscheiden mögen wir billig ihm selber überlassen. Der jüngsten Generation dagegen ist daraus jedenfalls ein Vortheil erwachsen: dieser nämlich, als ein völlig neues Geschlecht, auf eigenen Füßen, autochthonisch dazustehen und seine Thätigkeit gleichsam auf einem völlig neuen Boden zu eröffnen.

Auf einem neuen Boden und nach neuen Zielen! — Ich habe den Jahrbüchern vorhin nachgerühmt, daß sie zwar keine Dichter erzogen, keine Poeten geschaffen, wohl aber Ideen ausgestreut, an denen auch Dichter, auch Künstler sich heranbilden mochten.

So vor Allem die Idee des Staats: des Staates, nicht als einer verhüllten, unlebendigen Maschine, sondern als eines lebendigen Organismus, in welchem das Gesammtbewußt-

sein der Bürger sich verwirklicht. Wie dies das Ziel ist, nach welchem unsere ganze Zeit bewußter Weise hinarbeitet, so auch in den Jahrbüchern, als dem glücklichsten und vollständigsten Organe dieser Zeit, überall, aus allen philosophischen, allen theologischen, allen ästhetischen Controversen, immer und überall war der Staat und die Nothwendigkeit seiner Reform das Resultat aller Untersuchungen gewesen; als ein philosophisches Blatt hatten sie angefangen, als ein politisches wurden sie unterdrückt.

Wo der erneute Strahl der Sonne den Schooß der Erde durchdrungen hat, da schmückt sie sich mit Blumen und Knospen; wo ein neues Princip, eine neue, großartige Weltanschauung ein ganzes Volk durchdrungen und erfüllt hat, da bricht es hervor in der Blüthe der Dichtung, da tritt es zu Tage in Liedern und Gesängen. — Kein besserer Beweis, daß die Richtung auf das Allgemeine des Staates, daß Patriotismus und Freiheitsgefühl wirklich Miene machten durchzubringen beim Volke, keine bessere Rechtfertigung namentlich auch für die Polemik der Jahr-

bücher, als diese politische Poesie, welche ihnen zur Seite geht und ihre vorzüglichsten Pointen zum Theil wörtlich wiederholt! Es war dies jedenfalls die glücklichste Form, in welcher Poesie und Politik popularisirt werden konnten. Ja nun erst, da diese Richtung sich poetisch verkörperte, durfte sie sich als wahres Eigenthum des Volkes betrachten: wie Kant und Fichte ihre wahre Popularität erst durch Schiller, Schelling die seine durch die Dichter der Romantik fand.

Im Uebrigen fürchten Sie nicht, hier noch einmal mit der vielerörterten Frage, ob es überhaupt eine politische Dichtung geben könne, dürfe, solle, müsse, belästigt zu werden. Der ganze Zweck meiner Vorträge lief darauf hinaus, zu zeigen, wie jedesmal die Stimmung der Nationen, ihre Zustände und Schicksale sich wiederspiegeln in ihrer Dichtung; es hieße am Schluß meiner Darstellung diese selbst widerrufen, wollte ich Ihnen noch erst ausführlich beweisen, daß ein Volk, welches politisch denkt und fühlt, das Recht, ja sogar die innere Nöthigung hat, diese seine Stimmung auch poetisch auszudrücken.

Sogar die Einseitigkeit, mit welcher eine kurze Zeit hindurch die politische Lyrik sich und sich allein als die wahre Dichtung betrachtet wissen wollte, der wunderliche Fanatismus, mit dem man alle anderen Richtungen in Bann that und ein jedes Lied, das in alter naiver Weise Natur, Wein, Liebe besang, als einen wahren Hochverrathsversuch an Poesie und Freiheit betrachtete — auch diese Einseitigkeit, sage ich, findet hierin ihre genügende Erklärung. Wer mit ganzem Trachten und Sinnen einem einzigen, als nothwendig erkannten Ziele nachstrebt, kann unmöglich gerecht sein gegen das, was daneben und sogar noch darüber hinausliegt; erst am Ziel angelangt, in behaglichem Siegsgefühl, schauen wir uns um und entdecken nun, daß auch außerhalb des so eben zurückgelegten Weges noch manches Schätzenswerthe zu finden ist. — In einer solchen politischen Einseitigkeit ist unsere Zeit befangen; sie muß es sein, weil die politische Freiheit in der That die Voraussetzung jeder weiteren Entwicklung ist für die Gesammtheit sowohl wie für den Einzelnen. Dieses Ziel einmal erreicht, wird auch un-

sere Zeit, von ihrem neuen gesicherten Boden aus, wieder Raum gewinnen für andere Richtungen: und auch die politische Poesie, oder was sich gegenwärtig dafür hält, wird auf die Alleinherrschaft, die sie in diesem Augenblick noch in Anspruch nimmt, bereitwillig verzichten.

Sie sehen hieraus zum Wenigsten, daß, wenn ich es für überflüssig crachte, die Berechtigung der politischen Poesie erst noch ausführlich zu erweisen, ich doch auch ihren Werth keineswegs überschätze. — Man hat die Bemerkung gemacht, daß die politische Dichtung dieser neuesten Zeit mehr Rhetorik sei, als Poesie, es fehle ihr, sagt man, die eigentliche Grundbedingung aller Kunst, die lebensvolle, sinnliche Plastik; sie sei abstract, unklar, ohne eigentlichen Inhalt, eine bloße Poesie der Empfindungen, der Wünsche und Träume.

Diese Anklage ist wahr: und doch nicht völlig gerecht. Denn prüfen wir, wen sie eigentlich trifft! Unsere bisherige politische Poesie ist abstract, rhetorisch, sentimental — wir geben es zu: aber ist sie es nicht vielleicht daher, weil zu

der Zeit, da sie entstand, auch bei der Mehrzahl der Nation das politische Interesse nur erst ein abstractes war? weil auch hier der Antheil, den man am Staate nahm, zumeist nur in sentimentalen Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen, Klagen und Jammern, Sehnen und Seufzen bestand? weil auch hier der Patriotismus mehr Worte hatte als Thaten, mehr Verheißungen als Leistungen?

Wie seltsam! Unsere Dichter, welche es unternehmen, uns den Zustand unseres öffentlichen Lebens abzuspiegeln, klagen wir an, daß sie es zu keiner wahren, künstlerischen Plastik, keinen anschaulich concreten Schöpfungen bringen können — und wir selbst, in der Unmittelbarkeit des politischen Lebens, wo sind denn unsere plastischen Thaten, unsere wirklichen, concreten Erfolge? Nicht das heißt Theil nehmen am Staat, Zeitungen lesen und allenfalls auch Zeitungen schreiben, die Vorfälle des öffentlichen Lebens bedenken und besprechen, im Uebrigen aber die Hände ruhig im Schooß behalten und das Ding gehen lassen, wie es mag: sondern,

wer sich wahrhaft als Bürger fühlt, der greift selbst mit an und setzt seinen Willen durch in Einrichtungen und Gesetzen, in Schöpfungen und Thaten. — Ebenso auch ist nicht das die wahre politische Poesie, die sich bloß in lyrischen Ergießungen ergeht und spricht von Schlachten, die nie geschlagen, von Siegen, die nie errungen werden: nein, sondern gleich dem fleißig schaffenden Bürger, siedelt sie sich an in der Mitte der volksthümlichen Zustände, sie wandelt zu den Quellen der Geschichte, zeichnet mit sicherem Griffel, in Epen und Dramen, die Zustände der Gesellschaft — und dies Alles ohne Reflexion, aus unmittelbarem, natürlichem Drange, weil sie sich Eins fühlt mit der Nation und ihrer Geschichte! Mit Einem Wort: die wahre politische Theilnahme ist handelnd — und die wahre politische Dichtung ist geschichtlich.

Wie nun, wenn unsere Hoffnungen nicht täuschen, in der jüngsten Zeit die politische Stimmung unseres Volkes in Wahrheit ernster, thatkräftiger geworden ist, wie wir schon wenigstens so weit gekommen sind, einzusehen, daß mit der

allgemeinen, wesenlosen Begeisterung, dem bloßen edlen Willen, ja sogar mit dem Jubel der Fest- und Zweckessen nichts gethan ist: sondern wie überall, wo Einer etwas leisten will, so müssen auch wir unsere Kraft auf einzelne bestimmte Punkte lenken, wir müssen die Arbeit nicht scheuen, weil sie klein und unscheinbar ist, wir müssen nicht glauben, uns des ersten Schrittes überheben zu dürfen, weil es nur ein erster ist und weil noch viele zu thun bleiben: — ebenso auch in der Poesie sind bereits einige Anfänge zu jener im höheren Sinne politischen, jener volksthümlich historischen Kunst gemacht worden.

Und zwar gebührt der erste Kranz hier einem Manne, welcher ein ganzes arbeitsames Leben hindurch mit Ernst und Eifer um den Preis der Kunst, den Beifall seiner Zeitgenossen gerungen hatte und den dieser Beifall erst krönen sollte in dem Augenblicke, da schon das Grab vor ihm geöffnet war: einem Manne, der, müdgelaufen in den Bahnen der Romantik, zur Verzweiflung getrieben von der majestätischen Abgeschlossenheit des classischen Goetheschen Genius,

in zürnendem Unmuth sich selbst und unsere ganze Zeit zu den Epigonen zählte — und dem nun, zu überreicher Versöhnung, das erhabene Loos zu Theil ward, uns noch aus der Gruft heraus als Progone einer neuen, wahrhaft volksthümlichen Dichtung voranzuschweben!

Ich habe Immermanns Namen bisher übergangen, weil er bis dahin nur in dem breiten Troß der Romantik, nicht besser, nicht schlechter, hätte genannt werden können. Aber vielleicht hat gerade diese Zähigkeit, mit welcher er die Irrwege der Romantik verfolgte, dieser verbissene, halbzornige Eigensinn, mit welchem er in ächt romantischem Hochmuth dem Publikum den Rücken wandte — vielleicht, sage ich, hat gerade diese herbe und langwierige Schule, indem sie zu einer um so ernsteren Einkehr in sich und seine nächste Umgebung nöthigte, ihn zu jenem wahrhaft nationalen Dichter erzogen, als den er sich in der Oberhofgeschichte seines Münchhausen offenbart hat. Jedenfalls ist in dieser Erzählung der Weg vorgezeichnet, welchen unsere Dichtung zunächst wird

zu nehmen haben; hier ist deutscher Boden, deutsche Sitten, deutsche Schicksale, deutscher Geist und deutsches Herz! —

Mit besonders glücklichem Erfolge hat ein jüngerer Dichter sich diesem Beispiele angeschlossen: Berthold Auerbach, in dessen Dorfgeschichten, so paradox dies auch in manchen Ohren klingen mag, ich mehr wahre politische Dichtung, weil mehr nationales Leben, mehr volksthümliche Wirklichkeit zu finden meine, als in manchem, zu seiner Zeit hochgepriesenen Dithyrambus aus den Jahren zwei und drei und vierzig. —

Auch die neueste Dramatik möchte in einigem Betrachte hieher zu ziehen sein, indem sie, bei großem technischen Ungeschick und noch größeren inneren Mängeln, sich doch sichtlich Mühe giebt, die Zustände der Gegenwart plastisch abzuspiegeln und die Bühne wiederum zu dem zu erweitern, was ihre eigentliche Bestimmung ist: ein Spiegel der Welt. Freilich treten gerade diesem modernen Drama die größten Schwierigkeiten entgegen. Fürstliche Personen auf die

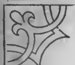
Bühne zu bringen, ist, wie Sie wissen, den Poeten durch Cabinetsordres untersagt; damit, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer deutschen Geschichte, die ja bekanntlich bis auf die jüngste Zeit kaum etwas Anderes war, als Hof- und Fürstengeschichte, ist den Dichtern der werthvollste und wirksamste Stoff genommen, zu geschweigen von der spaßhaften Sorgfalt, mit welcher übrigens jede Aeußerung auf der Bühne polizeilich überwacht wird: so daß also, wenn irgend ein Zweig unserer Literatur, vor Allem diese jüngste Dramatik verlangen darf, mehr nach ihren Absichten und Intentionen, als den wirklichen Leistungen beurtheilt zu werden. ——

Und so wäre dies also wirklich der Schluß unserer Wanderungen? Und so hätten also jene abmahnenden, jene verurtheilenden Stimmen, deren ich im Anfang meiner Vorlesungen gedachte, Recht behalten, und zwei oder drei Lyriker, dort ein beliebter Erzähler, hier einige Dramatiker von zweifelhaften Erfolgen, wären wirklich das ganze Besitzthum, das ganze Facit unserer gegenwärtigen Literatur? Und diese

Trümmer und Fragmente, diese Anfänge und Versuche, sie wären wirklich Alles, was von unserer reichen, großen Dichtung übrig geblieben?

Sie sind es, ja: nur daß in der Hand des Volkes, in Ihrer Hand, meine Zuhörer, der magische Stab ruht, der diese Trümmer und Reste zu schönem Ganzen zusammenfügt, nur daß es in Ihrer Macht, in Ihrem Willen liegt (und der wahre Wille ist Macht), diese Knospen zu zeitigen, diese Anfänge zur Vollendung zu führen! Wie dieser Zauberstab heißt, worin diese Macht besteht, Sie wissen es: der freie Staat, das auf dem Recht ruhende, durch das Gesetz gesicherte, durch seine eigene Kraft getragene Volksleben!

Die Freiheit ist das A und O aller menschlichen Bemühungen: und so ziemt es sich wohl, wie ich mit ihr begonnen, ebenso auch mit ihr zu schließen. Ihr Gedächtniß aber bleibe bei uns Allen und mache uns stark zu Thaten; so werden auch die Bücher nicht fehlen.




Vorlesungen

über die

deutsche Literatur der Gegenwart.

Von

Dr. R. E. Prutz.



Leipzig,
Gustav Mayer.
1847.



In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlung zu haben:

Wegweiser

durch

die Literatur der Deutschen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben von

Gustav Schwab und K. Klüpfel.

Inhalt.

- **Religion und Theologie.**
- **Philosophie.**
- **Zur Lehre vom Staate.**
- **Naturwissenschaften.**
- **Alterthumskunde.**
- **Länder- und Völkerkunde.**
- **Kultur- und Literaturgeschichte.**
- **Romane, Sagen u. Märchen.**
- **Kinderschriften.**
- **Gesammelte Werke.**
- **Encyclopädieen.**

25 Bogen Vel. 8. brosch. Preis 1⅓ Thlr. in Leinwand geb. 1½ Th

2te verbesserte und vermehrte Auflage

mit Angabe der Ladenpreise.

Indem die Verlagsbuchhandlung auf die Einrichtung des Wegweisers, in jeder Buchhandlung vorräthig, verweist, bemerkt sie, daß die geehr Herausgeber

„aus dem reichen Vorrathe der deutschen Literatur diejenigen Werke hera „heben wollten, die für einen größeren Leserkreis geeignet, d. h. für sol „die allgemeine Bildung besitzen oder zu erlangen wünsch „zweckmäßig und bildend sind, es sind daher alle diejenigen Werke aus „schlossen, die nur für Fachmänner in der Wissenschaft oder im Technisch „Werth haben, sowie ein großer Theil derjenigen, die für das größere Publik „berechnet sind, aber durch Oberflächlichkeit ihren Zweck verfehlen. Dabei „auch ein Hauptgesichtspunkt, dem wissenschaftlich Gebildeten, der in eine pr „tische Laufbahn eingetreten, der Literatur etwas fremder geworden, Anleit „zu geben, wie er ohne gelehrte Einzelstudien mit den Resultaten der Wiss „schaft sich bekannt machen oder erhalten kann."

Die Frage,

was sollen wir lesen?

ist eine zu häufige, als daß die mühelose Beantwortung derselben, durch Wegweiser in den Bereich jedes Gebildeten gebracht, nicht einen allgeme Anklang verdienen sollte, um so mehr, als durch die besondere Classific jedes einzelnen Werks, auch der mannichfaltigsten Wahl, die aus den Ver denheiten des Geschlechts, der Erziehung, der Vorstudien, des Zwecks springen kann.

Leipzig, 1847.

Gustav Mayer.

